This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

H 29.08

Harvard College Library

FROM THE

MARY OSGOOD FUND

"To purchase such books as shall be most needed for the College Library, so as best to promote the objects of the College."

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Delbrück-Festschrift

Gesammelte Aufsätze,

Professor Hans Delbrück

zu seinem sechzigsten Geburtstage

(11. November 1908)

dargebracht von

Freunden und Schülern

Berlin
Verlag von Georg Stilke
1908

Digitized by Google

Digitized by Google

Delbrück-Festschrift

Digitized by Google

Digitized by Google

Delbrück-Festschrift

Gesammelte Aufsätze,

Professor Hans Delbrück

zu seinem sechzigsten Geburtstage

(11. November 1908)

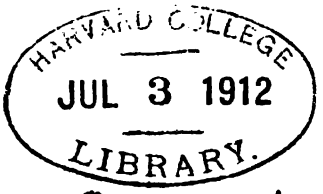
dargebracht von

Freunden und Schülern

Berlin
Verlag von Georg Stilke
1908

Digitized by Google

H 29.08



Mary Osgood fund

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Vorwort 9

Theologie und Philosophie

Dr. Adolf Lasson, Geheimer Regierungsrat, ordentlicher Honorar-Professor der Philosophie an der Universität Berlin:
Geschichtswissenschaft und Philosophie 17

Dr. Adolf Harnack, Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat, ordentlicher Professor der Kirchengeschichte an der Universität Berlin:
Vicarii Christi vel dei bei Aponius 37

Dr. Ferdinand Jakob Schmidt, Direktor der Margaretenschule zu Berlin:
Ranke und König Maximilian II. von Bayern über den moralischen Fortschritt des Menschengeschlechtes 47

Alte Geschichte

Konrad Lehmann, Oberlehrer am Gymnasium zu Steglitz:
Hannibals letzter Kriegsentwurf 67

Geschichte des Mittelalters

Dr. Karl Hadank, Oberlehrer am Realgymnasium zu Friedrichshagen:
Einige Bemerkungen über die Ungarnschlacht im Jahre 955 95

Dr. Francis Smith, Grunewald bei Berlin:
Ueber die florentinische Wehrmacht im Jahre der Schlacht von Montaperti (1260) 115

Digitized by Google

Seite

Dr. Gustav Roloff, Privatdozent der Geschichte an der Universität Berlin:
Die französische Armee unter Ludwig dem XI. 154

Dr. Wilhelm von Sommerfeld, Privatdozent der Geschichte an der Universität Berlin:
Zur Geschichte des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche in der Mark Brandenburg während des Mittelalters und der Reformationszeit . . 163

Neuere Geschichte

Dr. Ludwig Mollwo, Professor, Privatdozent der Geschichte an der Universität Göttingen:
Ein fürstlicher Kapitalist im 16. Jahrhundert . 181

Dr. Hermann Conrad, Professor an der Haupt-Kadetten-Anstalt zu Groß-Lichterfelde:
Königin Elisabeth und die Frauen der englischen Renaissance 198

Dr. Paul Gerber, Oberlehrer am Kgl. Prinz-Heinrichs-Gymnasium zu Schöneberg-Berlin:
Ermattungsstrategie zur See im 17. und 18. Jahrhundert 213

Dr. Friedrich Luckwaldt, etatsmäßiger Professor der Geschichte an der Technischen Hochschule Danzig:
Zur Vorgeschichte der Konvention von Reichenbach: Englischer Einfluß am Hofe Friedrich Wilhelms II. 232

Dr. Emil Daniels, Berlin:
Die Engländer und die Gefahr einer französischen Landung zur Zeit Louis Philipps und Napoleons III. (Ein Kapitel aus der Geschichte der „Entente cordiale“) 257

Dr. Albert von Ruville, Professor, Privatdozent der Geschichte an der Universität Halle:
Bismarck, Napoleon III. und Bayern im August 1866 292

Digitized by Google

Seite

Politik

Dr. **August Wolfstieg**, Professor, Bibliotheksdirektor des Hauses der Abgeordneten zu Berlin:

Die Anfänge der freikonservativen Partei . . . 313

Lutz Korodi, Oberlehrer, Leiter der II. städt. höheren Mädchenschule zu Schöneberg-Berlin:

Oesterreichischer Optimismus 337

Sprachgeschichte

Dr. **Ludwig Rieß**, Privatdozent der Geschichte an der Universität Berlin und Lehrer an der Kriegsakademie:

Die Endsilbe „schaft" 345

Margarete Plath, Lehrerin an der Dorotheenschule zu Berlin:

Von Schluß und Ende 356

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

Diese Festschrift erscheint zu Ehren eines Forschers und Publizisten, für den es charakteristisch ist, daß die Männer, welche sich mit Stolz seine Freunde und Schüler nennen, auf ganz verschiedenen, weit von einander getrennten Feldern geistiger Arbeit tätig sind. Hans Delbrück hat das Studium der Weltkriegsgeschichte, eines Fachs, das fast vollständig den Dilettanten verfallen gewesen war, unter schweren literarischen Kämpfen auf einer unverrückbaren methodischen Grundlage für alle Zeiten befestigt. Bei dem engen Zusammenhang, in welchem das Kriegswesen der Völker mit ihren konstitutionellen, sozialen und wirtschaftlichen Einrichtungen steht, sind die Ergebnisse der kriegsgeschichtlichen Gedankenarbeit Delbrücks zu einem starken Gärungsstoff für die ganze Wissenschaft der Weltgeschichte geworden.

Universalhistorie und Philosophie stehen in dem engsten inneren Zusammenhang. Auch ist Delbrück unter den politischen Historikern seiner Generation wohl derjenige, welcher die lebhaftesten philosophischen Neigungen besitzt. Schon vor achtundzwanzig Jahren, als junger Privatdozent, hat er mit feurigem Eifer seinen Studenten die Hegelsche Weltweisheit als den kostbarsten aller idealen Schätze angepriesen. Hegel war damals der fast allgemeinen Geringschätzung verfallen; zum Eintreten für die Manen des Verrufenen gehörte, besonders von seiten eines jungen Gelehrten, ein seltener moralischer Mut.

Ebendieselbe Tugend war auch in hohem Maß erforderlich, um Delbrück als politischem Publizisten die einflußreiche Stellung zu verschaffen, welche sich der Herausgeber der „Preußischen Jahrbücher" erworben hat. Niemals ließ er sich von dem Grundsatz abdrängen, daß seine Zeitschrift keiner Partei verpflichtet sein dürfe.

Auf den ersten Blick scheint es, als ob zur Einnahme einer solchen Stellung durch einen Redakteur keine sehr seltenen persönlichen Vorzüge gehörten. Wenn man jedoch schärfer zusieht, zeigt die Praxis

Digitized by Google

unseres öffentlichen Lebens, daß eine so gebildete Nation wie die deutsche keinen zweiten Publizisten aufzuweisen hat, der gleich Delbrück Jahrzehnte lang allen neu auftauchenden Problemen der Politik völlig leidenschaftslos, sozusagen mit dem Seziermesser entgegengegangen wäre, um objektiv-methodisch an ihrer Lösung zu arbeiten.

Offenbar ist diese entsagungsvolle Objektivität andererseits wieder eine einseitige Subjektivität, die nicht allen Aufgaben des politischen Schriftstellers gerecht zu werden vermag. Die Natur des Staats und der Gesellschaft gestattet nicht bloß, sondern verlangt geradezu, daß die Hauptmasse der politischen Revuen sich zu den verschiedenen Parteien und Machtfaktoren hält. Es gibt in Deutschland Publizisten, welche ebenso talentvoll sind, wie der Herausgeber der „Preußischen Jahrbücher", und welche als Parteimänner nicht nur der Partei, sondern dem Vaterlande die besten Dienste geleistet haben, Dienste, wie sie Delbrück mit den ihm eigentümlichen Gaben nicht würde haben leisten können. Aber ihm verdanken wir es, daß wir besitzen, was weder Engländer noch Franzosen noch Amerikaner ihr Eigen nennen: unter der Menge der Parteiblätter ein einziges Organ, welches, von Parteiverpflichtungen ganz frei, seine Richtschnur nur empfängt von der durch Geschichte und Philosophie geläuterten Einsicht in das Wesen und die Zwecke des Staates und das trotz dieser vornehmen Isolierung einen gern ertragenen beträchtlichen Einfluß auf die Parteien ausübt. Eine derartige Position innerhalb der Publizistik eines großen Volkes hängt ganz an der Persönlichkeit.

Diese ist immer sehr komplex, und zu einer erschöpfenden Analyse sind Ort und Gelegenheit hier kaum geeignet. Nur ein Zug an Delbrücks geistiger Eigenart soll noch hervorgehoben werden, nämlich das glückliche Gleichgewicht, in welchem bei ihm die idealistische und realistische Anlage stehen. Der modischen Ueberschätzung der sozialen und wirtschaftlichen Kräfte in der Geschichte ist er immer entgegengetreten; er lehrt, daß das Wirtschaftliche in der Weltgeschichte weit öfter als ein vom Politischen beherrschtes Moment denn als ein herrschendes auftritt. Auch denkt er nicht daran, das Religiöse und Kirchliche allein den Theologen zu überlassen, sondern nach seiner Ueberzeugung sollte sich jeder Historiker nicht nur in gelegentlicher theoretischer Zustimmung, sondern in der unentwegten Praxis seiner Studien durch den Rankeschen Satz leiten lassen: „In Schule und Literatur mag man kirchliche und politische Geschichte von einander sondern; in dem lebendigen Dasein sind sie jeden Augenblick verbunden und durchdringen einander."

Digitized by Google

Von dem Idealisten Ranke ist Delbrück als Historiker ausgegangen; zu Ranke kehrt er, mit seinen sechzig Jahren sich demütig als Schüler des großen Mannes fühlend, voll jugendlichen Enthusiasmus immer von neuem zurück. Aber er ist nicht bloß Rankeaner. Der realistische Gegenpol in seiner Natur hat ihm die Fähigkeit gegeben, die Rankesche Geschichtsschreibung durch neue Gedanken zeitgemäß fortzubilden. Ranke hatte die Begebenheiten und Menschen der Geschichte in der genialsten Weise dargestellt, aber die Zustände und Institutionen der historischen Vergangenheit waren von dem größten und produktivsten aller Romantiker mit geringerer Penetration behandelt worden. Unserem realistischen Zeitalter blieb es vorbehalten, in Delbrück den Geschichtsschreiber hervorzubringen, der die untergegangenen Staats- und Kriegsverfassungen, Gesellschafts- und Wirtschaftskörper der Universalhistorie durch Vergleichung unter sich sowie mit den öffentlichen Verhältnissen und Einrichtungen der Gegenwart geistig wiederaufzubauen versteht.

Freilich gilt der sachkritische Analogismus vielen Geschichtsforschern für ein zweischneidiges Hilfsmittel der historischen Kritik. Durch Delbrücks Methode, welche zur Erzielung von Analogieschlüssen alle universalhistorischen Perioden zwischen Miltiades und Moltke vergleichend gegen einander hält, soll für Subjektivismus und Paradoxismus Tür und Tor geöffnet sein. Ueberhaupt sieht mancher gelehrte Beherrscher eines geschichtswissenschaftlichen Spezialgebiets auf die Disziplin der Weltgeschichte geringschätzig herab und möchte jenes Fach am liebsten überhaupt nicht als Wissenschaft im strengen Sinne des Wortes gelten lassen.

Vorurteilsvolles Mißtrauen dieser Art verkennt den Gang, welchen die historischen Studien heute zu einem großen Teil notwendig nehmen müssen, wenn sie nicht stillstehen und erstarren, sondern in Harmonie mit den gesunden und fruchtbaren Regungen des einerseits realistisch gesinnten, andererseits nach tieferer philosophischer Erkenntnis zurückverlangenden Zeitalters gedeihlich vorwärts schreiten wollen. Jeder Historiker, der ein so echtes Wissen und eine so lebendige Anschauung von den volkswirtschaftlichen, militärischen, politischen Realitäten hat, wie Delbrück, und welcher sich an die vorsichtige, exakte Methode desselben hält, wird zweifellos zu haltbaren Resultaten gelangen.

Naturwissenschaft, Medizin und Technik machen heute so ungeheure Fortschritte, daß die Geisteswissenschaften, wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, die Ebenbürtigkeit mit den exakten Wissenschaften

Digitized by Google

zu verlieren, unmöglich immer in den alten ausgefahrenen Geleisen fortstreben dürfen. Unter den Männern, welche die Disziplin der Historie vor einem falschen und geistlosen Konservatismus gerettet haben, steht Hans Delbrück in der vordersten Reihe. Niemals erliegt der realistischste aller Idealisten der Versuchung, aus Worten ein System zu bereiten. Eine historische Tradition, welche aus nationalökonomischen, militärischen oder sonstigen sachlichen Gründen unmöglich richtig sein kann, verwirft die Delbrückſche geschichtliche Kritik mutig und entschlossen, selbst wenn sich die Verteidiger der Ueberlieferung auf allgemein anerkannte quellenmäßige Autoritäten allerersten Ranges berufen können. In der radikalen Anwendung dieſes methodischen Prinzips läßt sich Delbrück, der sonst einer konservativen Weltanschauung zuneigt, durch keinen Widerspruch beirren, mag derselbe auch von den namhaftesten Vertretern der historischen und sonstigen Wissenschaften ausgehen, deren sich die sachkritische Erforschung der Weltgeschichte zu bedienen hat.

Mit derselben durchgreifenden Energie, welche Delbrück bei der Sonderung des Richtigen vom Falschen betätigt, ist er gewohnt, zwischen Hauptsächlichem und Nebensächlichem zu unterscheiden und das letztere beiseite zu werfen; nie war ein Gelehrter weniger Pedant. Das hält ihn aber nicht davon zurück, auch den scheinbar reizlosen, ja abstoßenden Seiten der gelehrten Arbeit die gewissenhafteste Aufmerksamkeit zu widmen. Keine Spezialuntersuchung entgeht ihm, keine Doktordissertation, kein Gymnasialprogramm. Allerdings vermag er auch mit beneidenswerter Raschheit und Sicherheit an jeder Schrift den springenden Punkt zu entdecken und das für seine Zwecke gerade Nützliche aus der Masse des minder beachtenswerten Inhalts herauszuheben.

So hat er sich dazu erzogen, im kleinsten Punkt die höchste Kraft zu sammeln, jedoch dient die gewonnene Stärke niemals kleinlichen Aufgaben, sondern immer dem hehren Ideal der Erforschung der großen weltgeschichtlichen Kausalzusammenhänge und Abwandlungen.

Indem wir Endesunterzeichneten uns zu der geschilderten Auffassung Delbrücks bekennen, wollen wir mitnichten dem Urteil der deutschen Geistesgeschichte vorgreifen, sondern nur die Entstehung des Sammelwerks erklären, das wir hiermit der Oeffentlichkeit übergeben. Als Delbrücks sechzigster Geburtstag herannahte, wendeten wir uns an eine Anzahl seiner früheren Schüler sowie an andere Personen, von denen wir wußten, daß sie ihm geistig näher stehen und befreundet sind, mit dem Vorschlage, eine Festschrift zu veranstalten. Unsere Aufforderung fand in jenen Kreisen lebhaften Widerhall, und wir wurden mit der

Digitized by Google

Einsendung der nachstehenden Beiträge beehrt. Sie sind im allgemeinen nach dem Muster der Aufsätze in den „Preußischen Jahrbüchern“ gearbeitet. Keineswegs gehören aber unsere sämtlichen Mitarbeiter zu der „Delbrückschen Schule“ im technischen Sinne des Wortes oder identifizieren sich durchweg mit seinen Ansichten; nur das Band der Verehrung für den Meister hält uns alle zusammen, indem wir ihm, der noch auf der Höhe des Lebens und Wirkens steht, diese δόσις ὀλίγη τε φίλη τε darbringen.

Dem Verleger dieses Buches, Herrn Hermann Stilke, der unserem Plan mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit entgegengekommen ist, sagen wir unseren verbindlichsten Dank.

Emil Daniels. Konrad Lehmann.
Gustav Roloff.

Digitized by Google

Digitized by Google

Theologie und Philoſophie

Digitized by Google

Digitized by Google

Geschichtswissenschaft und Philosophie.

Von

Adolf Lasson.

Der Historiker unter den Philosophen, — das läßt sich hören. Alle Historie berührt sich mit der Philosophie und hat irgendwie eine allgemeine Anschauung von göttlichen und menschlichen Dingen, von ihrem Zusammenhange und ihrer Abzweckung, zum Hintergrunde. Der Philosoph unter den Historikern, — das klingt schon bedenklicher. Was will er da? Wenn er bloß von denen lernen will, die ihm etwas Bedeutsames zu erzählen wissen, so mag er ihre Bücher zur Hand nehmen; da wird er viel für ihn besonders Lehrreiches finden, was seine blutlosen Schemen und blassen Konstruktionen mit Leben und Farbe zu schmücken vermag. Aber er braucht sich nicht mitten unter sie zu begeben; das ist weder nötig noch nützlich. Es ist die Gefahr dabei, daß er nach seiner angestammten Gewohnheit zu dozieren beginnt und Anläufe nimmt, den Historikern zu zeigen, wie sie's eigentlich zu machen hätten und wie sie ihren Erzeugnissen erst die höchste und eigentliche Bedeutung verleihen könnten. Und das können die Historiker nicht gebrauchen; ja sie können's meistens nicht einmal vertragen und wenden sich mit mehr oder weniger Verdrießlichkeit ab. Was Historie ist, was sie will und wie sie sich zu benehmen hat, um ihr hohes Ziel zu erreichen, das steht seit mehr als zwei Jahrtausenden fest. Von ihrem großen Urheber und Altervater in Hellas hat sie's überkommen, und die Erbschaft ist von einem Geschlechte auf das andere auch durch dunklere Zeitalter mit minder lebhafter Kulturbewegung sicher genug übertragen worden. Man hat das Handwerkszeug zuzeiten besser, zuzeiten minder gut zu handhaben gewußt; Trieb und Spürsinn, um neue Quellen für die Erkenntnis zu erschließen, sind stärker oder schwächer und je nach Gunst und

Digitized by Google

Ungunst der Umstände erfolgreicher oder minder erfolgreich gewesen; mit zunehmender Klarheit der Begriffe, mit der wachsenden Fülle erkannter Tatsachen auf anderen Gebieten, mit der Höhe der allgemeinen Bildung und geistigen Selbständigkeit hat die Sicherheit des Urteils und die das Wesen der Sache ergreifende Kraft der Anschauung sich geschärft und vertieft: aber nach Wesen und Aufgabe, nach Ziel und Methode ist die Historie seit Thukydides von Athen sich gleich geblieben und wird sich nun auch wohl in den nächsten Jahrtausenden, — und weiter als auf diese erstrecken sich unsere Sorgen kaum, — nicht mehr ändern. In fester Tradition hat sie ihr Verfahren durchgebildet, sich Ohr und Herz der Menschen geneigt gemacht und sich unter den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft, was auch vereinzelte unverständige Menschen dagegen reden mögen, eine Stellung in der vordersten Reihe gesichert. Vom Philosophen sich meistern zu lassen hat sie weder Grund noch Anlaß, und wenn der anspruchsvolle Mann, der das Privilegium aller Weisheit zu besitzen meint, sich anschickt ihr zeigen zu wollen, was sie eigentlich zu tun habe und wie sie nach seiner maßgeblichen Ansicht ihr Geschäft hätte angreifen sollen, so hat sie volles Recht, ihm einfach den Rücken zu kehren. Der Mann, der Historie treibt, ist selbstverständlich durch des Philosophen Schule gegangen und hat in dieser Schule sich einen nicht unwesentlichen Teil der persönlichen Eigenschaften erworben, die ihn zu seinem hohen Werke befähigen; aber der Historie selber soll der Philosoph sein Dreinreden ersparen, und mit seinem Besserwissen soll er sie unbelästigt lassen.

So, und nun erscheint ein Philosoph an dieser Stelle? So darf man wohl fragen, und daß die Verwunderung gerechtfertigt ist, soll auch gar nicht geleugnet werden. Aber es gibt Erklärungsgründe, die die Sache minder bedenklich erscheinen lassen. Erstens ist es doch nur ein ganz kleiner Philosoph, der hier das Wort nimmt, und er tut es in der anspruchslosesten Weise. Zweitens, der berühmte Historiker, dem alles hier Vereinigte als Ehrengeschenk dargebracht wird, ist selber weit mehr als bloß von der Philosophie tingiert; in seinem ganzen Wesen und so auch in seines Lebens Arbeit tritt grübelnde begriffliche Erörterung als ein charakteristisches Moment hervor, und so würde man an dieser Stelle den Philosophen vielleicht entbehren, wenn er nicht da wäre. Drittens, Freundschaft entschuldigt viel, und viertens, — und das ist die Hauptsache, — ich will ja gar nicht dozieren; ich will nicht raten noch anleiten, wie man es machen müßte, um es recht zu machen, sondern wie ich mein Lebenlang immer nur gesucht habe, das Vorhandene

Digitized by Google

zu verstehen, nicht es zu meistern, so will ich von diesem Verständnis, soweit ich es erlangt zu haben meine, an dieser mir freundlichst eingeräumten Stelle eine Probe ablegen. Also nicht davon soll hier die Rede sein, wie die Philosophie der Historie neue Antriebe gibt, um ein fernes Ideal der vollendeten Geschichtsschreibung endlich unter der Macht des modernen Gedankens zu verwirklichen, sondern das Ziel ist ein weit bescheidneres: es soll gezeigt werden, welche Stellung die Historie, so wie sie von je gewesen ist und auch bleiben wird, unter den Mächten einnimmt, die uns eine Erkenntnis des Seienden erschließen. Daraus wollen wir denn auch entnehmen, was insbesondere die Philosophie aus der Historie zu lernen hat, um ihr eigenes Werk besser treiben zu können.

Allerdings, ein hochgespannter Ehrgeiz findet dabei nicht seine Rechnung. Den Ruhm der unsterblichen Entdeckung muß man neidlos den großen Denkern überlassen, an denen das gegenwärtige Zeitalter so überraschend reich ist, den Denkern, die ausfindig gemacht haben, daß alle bisherige Historie von Wesen unzulänglich ist und daß wir auf Grund der vormals ungeahnten Erkenntnisse des modernen Geschlechtes in möglichster Eile eine ganz neue Art von Historie herstellen müssen, sei es mit den unschätzbaren Hilfsmitteln der Psychologie, der Individual- und der Sozialpsychologie, sei es unter dem Gesichtspunkt der Massenbewegung und der „soziologischen" Erscheinungsreihen, sei es durch Zurückführung alles geschichtlichen Lebens auf wirtschaftliche Motive und Vorgänge und auf den Streit um den Futterplatz, sei es durch Ausmerzung von allem, was an Freiheit im Gedanken oder im Sich-entschließen erinnert, und durch Deutung aller Geschichte auf die strikte Notwendigkeit äußerer Naturgesetzlichkeit, ohne daß man nach Zweck und Sinn weiter fragen dürfte. Wer zu so hohen Gedankenflügen keine Anlage noch Neigung verspürt, der mag sich immerhin auf den alten Ausspruch eines der vornehmsten Geister berufen, der den guten Rat erteilt:

„Solcherlei Forschungsart verschließe das Tor des Gedankens!"

1. Die erste Frage ist die nach der Stellung der Historie unter den Wissenschaften überhaupt. Wir wollen sie so kurz wie möglich abmachen.

Es darf als zugestanden gelten, daß die einfachste und abstrakteste Art der Wissenschaft sich in der Mathematik darstellt. Hier, in der Wissenschaft von der Größe als Raumgröße und Zahlengröße, schöpft der denkende Geist, wie sehr auch immer auf Grund äußerer Anregung

Digitized by Google

durch Wahrgenommenes und Erfahrenes, rein aus sich selbst, indem er konstruierend die Notwendigkeiten seines Anschauens verfolgt und sie in konsequenter Reflexion zu klarem Bewußtsein erhebt, damit zugleich allem Bestehen und Geschehen in der äußeren Welt den Rahmen vorzeichnend und die Grenzen bestimmend, innerhalb deren allein sich zu vollziehen vermag, was dem denkenden Geiste als äußeres Objekt gegenübertritt.

Den geraden Gegensatz dazu bildet die Wissenschaft vom Inhalte der menschlichen Erfahrung, die sich von vorn herein als in zwei große Gebiete gesondert erweist, als Wissenschaft von der Natur und als Wissenschaft von menschlicher Geistestat. Was in dieser Sonderung der Gebiete unter Natur zu verstehen ist, das ist allerdings gar nicht so leicht zu sagen. Bei den anderen findet sich kaum eine Bestimmung dieses Begriffes, die nicht schweren Bedenken unterläge, und was uns anbetrifft, so wird man es begreiflich finden, daß wir froh sind, nicht gezwungen zu sein, an dieser Stelle von uns aus und mit eigenen Mitteln festzustellen, was man unter Natur als Gegenstand der Naturwissenschaft zu verstehen hat. Wir dürfen uns hier ganz wohl mit der negativen Bestimmung begnügen, daß für uns Natur alles das heißen soll, was uns in äußerer Erfahrung und doch nicht als Erzeugnis menschlicher Geistestat entgegentritt.

Das zweite, das der Natur koordinierte Gebiet ist uns geläufiger und verständlicher; denn Menschen sind wir selber, und was menschliche Tätigkeit ist, wissen wir aus unserer nächsten und fast ununterbrochenen Erfahrung. Daß menschliche Tätigkeit geistige Tätigkeit ist, lehrt uns das unmittelbarste Bewußtsein, und die Erzeugnisse dieser Tätigkeit umgeben uns vom ersten Atemzuge und dem ersten Aufdämmern unseres Nachdenkens bis ans Ende auf Schritt und Tritt. Sie bilden eigentlich unsere Welt, die Welt, in der wir leben; ja, sie machen eigentlich unsere Persönlichkeit aus; sie liefern den Anlaß und auch den Inhalt für unser Fühlen, Denken und Wollen, und in unserem Selbstbewußtsein ergreifen wir uns nicht anders als in dieser Bestimmtheit unseres ganzen Wesens durch die Hinterlassenschaft aller Geschlechter vor uns, als deren Erben wir durch Erzeugung und Erziehung eingesetzt worden sind. Auf diesem Gebiete wird nun auch wohl als eine hauptsächliche Abteilung desselben derjenige Zweig der Wissenschaft heimisch sein, den wir als Historie bezeichnen.

Ohne uns nun hierauf fürs erste näher einzulassen, fügen wir nur folgendes hinzu, was die Philosophie anbetrifft; wir fügen es hinzu

Digitized by Google

auf Treu und Glauben, denn wir können es an dieser Stelle weder ableiten noch beweisen. Wer uns also nicht glauben mag und über den Gegenstand anderer Ansicht ist, den wollen wir nicht überführen noch bekehren, und geben uns nur der Hoffnung hin, daß er wenigstens in manchen Stücken unseren Ausführungen beizupflichten imstande sein wird. Wir meinen also, daß diese Erfahrungswissenschaften — sagen wir einmal die Wissenschaften von Natur und Geschichte — keinen Abschluß in sich haben, daß sie über sich auf ein weiteres hinausweisen, und daß dieses Weitere die Philosophie ist. Nämlich, um nur dabei zu bleiben, wenn es nur ein Gebiet der Erfahrung und eine Wissenschaft von der Erfahrung gäbe, dann könnte es vielleicht bei dieser sein Bewenden haben. Nun gibt es aber Natur und Geschichte, zwei Gebiete und zwei Wissenschaften, und die Mathematik kommt auch noch dazu, und über dieser Vielheit sucht der menschliche Geist nach seiner unaufhebbaren Natur die zusammenfassende Einheit. Aber außerdem: wer sagt Erfahrung, der sagt unerschöpfliche Vielheit, unermeßliche Mannigfaltigkeit, die in sich keine Grenze hat, zu der immer noch anderes und weiteres hinzukommen kann, und zwar so, daß dieses neu hinzukommende alle bisherige Erkenntnis auf diesem Gebiete auch wieder zweifelhaft machen, sie umändern oder auch umstürzen kann. Darum gibt es in der Erfahrungswissenschaft keine volle Gewißheit, bei der der denkende Geist sich beruhigen könnte, und es zeigt sich immer wieder das Bedürfnis nach etwas weiterem und die Frage, ob es nicht doch Quellen der Erkenntnis und erworbene Erkenntnisse gebe, die eher einen über die zeitliche und räumliche Zufälligkeit mit ihrer begrenzten Menge erfahrungsmäßiger Tatsachen hinausführenden Wert hätten und einen gesicherten Schatz von wertvollen geistigen Besitztümern darzustellen vermöchten. Solches Bedürfnis und solches Fragen ist, so scheint es, von höheren Stufen menschlicher Geistestätigkeit unabtrennbar; dann aber ergibt sich gleich auch weiter das Nachdenken über die Gründe, weshalb es denn Menschen überhaupt und menschliche Erfahrung, warum es Natur und Erlebnis gibt und auf welchem Wege wohl am ehesten menschliche Denktätigkeit bis zur Erkenntnis dieser obersten aller Gründe vorzudringen vermag. Damit ist nun Wesen und Aufgabe der Philosophie bezeichnet, damit aber auch der Wahn beseitigt, als könne jemals die Philosophie aus der Reihe der menschlichen Wissenschaften ausgemerzt werden, oder als könne jemals ein menschliches Geschlecht von höherer Kulturtätigkeit sich bei den Erfahrungswissenschaften beruhigen und der Philosophie vollends den Abschied geben. Die Philosophie

Digitized by Google

als Wissenschaft wird immer lebendig bleiben, solange es wissenschaftlich arbeitende Menschen gibt.

Aber auch in welchem Verhältnis die Philosophie zu den Wissenschaften der Erfahrung steht, ist schon damit festgelegt. Die Philosophie als die Wissenschaft von den obersten Prinzipien und den letzten Gründen hat nicht die Aufgabe, die Erfahrung zu ersetzen oder die Erfahrungswissenschaften zu belehren. Vielmehr, sie nimmt von ihnen wohlbearbeitetes Material entgegen, um es für ihren Gedankenbau zu verwerten. Denn Philosophie geht ganz wie die Mathematik den inneren Notwendigkeiten geistigen Konstruierens nach, nun aber nicht mehr in dem formellen, abstrakten Element der bloßen Quantität, sondern in dem lebendigen Zusammenhang inhaltsvoller konkreter Begriffe, und diesen Reichtum an konkretem Gehalt, den sie vermittels der Notwendigkeiten des Gedankens ihrer dialektischen Arbeit unterwirft, empfängt sie aus den Händen der Wissenschaft, die alle Zufälligkeit gegebenen Erfahrungsinhalts zu verständlichem Zusammenhange schon nach Möglichkeit geeinigt und so dem denkenden Geiste angeeignet hat. Die Erfahrungswissenschaften bilden sich gewiß am besten und reinsten aus in voller Selbständigkeit auch der Philosophie gegenüber. Hat ursprünglich das noch nicht nach Fächern gegliederte allgemeine Erkenntnisstreben sich mit dem Namen der Philosophie geschmückt, so ist es der notwendige Fortschritt, daß die einzelnen Wissenschaften als die Spezialgebiete sich aussondern und selbständig mit eigenem Verfahren ihre eigenen Wege gehen. Aber daß sie nicht vollständig auseinander geraten und die Einheit des Erkenntnisstrebens gewahrt bleibt, dafür sorgt die Philosophie. Was sie zu leisten vermag ist dies, daß sie die Persönlichkeit des wissenschaftlichen Mannes formen hilft, daß sie zusammenfassend den errungenen Gewinn der wissenschaftlichen Arbeit, zustimmend oder Kritik übend, deutet, unter allgemeinen Gesichtspunkten die unerledigten Aufgaben für weitere Forschung aufstellt, das Gewonnene für allgemeine Geistesbildung fruchtbar macht und in schärferer Bestimmung der Begriffe die wissenschaftliche Forschung mit neuen Hilfsmitteln zu erfolgreicher Tätigkeit ausrüstet. So empfängt die Philosophie von den Spezialwissenschaften, so vergilt sie das Empfangene in reger Wechselwirkung des Nehmens und Gebens. Das ist das Verhältnis von je gewesen, das ist es noch heute, und wie es für die anderen Gebiete der Wissenschaft gilt, so gilt es insbesondere für die Historie.

2. Wir haben damit die weitere Aufgabe, den Begriff der Historie genauer zu bestimmen. Das Gebiet, dem die Historie angehört,

Digitized by Google

ist soeben festgelegt worden: es wird gebildet durch die erfahrungsmäßig gegebene Fülle menschlicher Geistestaten. Aber nicht das ganze Gebiet wird durch die Historie ausgefüllt; vielmehr gegen das unermeßlich große und reiche Ganze kann man den Bezirk, den sie bedeckt, als dem Umfange nach verhältnismäßig gering bezeichnen, während er dem Inhalte nach das Bedeutendste und für alles Menschliche schlechthin Entscheidende umfaßt. Was nämlich ein großer Denker des Altertums vom Menschen ausgesagt hat, behält seine Wahrheit auch trotz des Mißbrauchs, den Unberufene und Verständnislose mit der beliebten Anführung zu treiben pflegen: der Mensch ist in seinem eigentlichen Wesen dadurch charakterisiert, daß er ein staatsbildendes und zur Gemeinschaft des Staatslebens bestimmtes Wesen ist. Der Staat bildet für alle wahrhaft menschlichen Tätigkeitsrichtungen die nächste und dringendste Bedingung und zugleich für das einzelne Volk als ein Glied des Menschengeschlechtes den Schauplatz seines Daseins und Wirkens, für die von ihm erreichte Bildungsstufe den deutlichsten und verständlichsten Ausdruck. So hebt denn die Historie aus der Mannigfaltigkeit menschlicher Bestrebungen und Leistungen dies eine als das maßgebende Moment hervor: Historie ist Staatengeschichte. Ihr gehört an alles, was für Bau und Leben des Staates von unmittelbarer Bedeutung ist, und was solche Bedeutung überhaupt nicht oder nur mittelbar oder in geringem Grade hat, das läßt sie als sie nicht berührend, so bedeutsam und anziehend es auch in anderer Beziehung sein mag, mit aller Hochachtung beiseite liegen.

Der Staat als die Heimstätte für alle menschliche Kulturbewegung zeigt nun zwei hauptsächliche Seiten: er besteht erstens in äußerem Dasein und behauptet sich darin gegen alle seinen Bestand bedrohende Schädigung mit äußerer Macht, und er ist zweitens seinem Wesen nach eine geistige Ordnung, ein von Gedanken getragenes, von Zwecken durchwaltetes einheitliches Gebilde mit einer Fülle von einzelnen Betätigungen unter der Leitung vernünftiger Ueberlegung. Wegen dieser Natur des Staates sind es zu allen Zeiten und unter allen Umständen, welche Formen das Staatswesen auch im besonderen annehmen mag, einzelne Menschen, die als die Träger des Staatsgedankens und die ausführenden Organe der Staatszwecke die Staatstätigkeiten leiten und ihre persönliche Bedeutung darin zur Anschauung bringen. Diese einzelnen sind mithin diejenigen, von denen die Historie handelt. Aber auch hier ist zu unterscheiden. Nicht alles gehört der Historie an, was im Staate geschieht und was die mit der Leitung der Staatsgeschäfte Beauftragten

Digitized by Google

vornehmen, sondern nur das, was im Staatswesen Veränderungen von dauernder geistiger Bedeutung herbeiführt, und also werden auch unter den am Staate Tätigen nur diejenigen ein historisches Interesse haben, die die Urheber und Leiter solcher bedeutsamen Veränderungen geworden sind. Diese werden demgemäß als Objekt historischer Darstellung desto mehr in Betracht kommen, je tiefer ihre Wirksamkeit in Bestand und Leben des Staates eingegriffen hat. Die großen Massen dagegen, die naturgemäß weder das Schauspiel hervorragender Gedanken noch auszeichnender Wirksamkeit darbieten, sind ebenso wie die Zustände und Bewegungen der Massen von historischer Darstellung ausgeschlossen; sie können für dieselbe in Betracht kommen, nur sofern sie im Sinne des Anlasses und des Materials für die Aktionen der staatsbildenden Menschen der Erwähnung wert und zum Verständnis dieser Aktionen unentbehrlich sind.

Die Tätigkeit am Staate hat zum Inhalt und Gegenstand entweder die Schaffung, Erhaltung und Weiterbildung der staatlichen Einrichtungen und Gesetze, also Gesetzgebung, Regierung und Verwaltung, teils die Sicherung, den Schutz und die Verteidigung des Staates, seiner Macht und seines Bestandes, wo es nötig ist, auch seine Vergrößerung, die Verbindung von Getrenntem oder auch die Trennung von Verbundenem durch die Mittel der Klugheit oder der Gewalt, durch äußere Politik im Frieden wie durch kriegerische Aktionen gegen tätlichen Angriff oder Bedrohung. Von solchen Tätigkeiten also erzählt die Geschichte und von den Personen, die sie vollzogen haben, am liebsten von Helden und Heldentaten, von Klugheit und Mannhaftigkeit in Krieg und Frieden, aber auch von Schwäche und Unzulänglichkeit, von Unwürdigkeit und Unverstand. Und so übt die Historie in gewissem Sinne ein Richteramt über das, was der Erinnerung des menschlichen Geschlechtes wert ist.

Niemals aber läßt sich ein menschliches Geschlecht oder ein Zeitalter isoliert betrachten, sondern alles Menschliche steht in kontinuierlichem Zusammenhang, und in jedem einzelnen Falle handelt es sich um die Angelegenheiten der gesamten Menschheit. Darum ist zuletzt alle Geschichte *Universalgeschichte*. Denn die Menschen ringsum auf dem ganzen Erdball sind durch die menschliche Natur darauf angewiesen, miteinander durch Sprache und Verkehr in Austausch zu treten, und was ein Volk gewinnt, das ist naturgemäß für alle gewonnen, sei es an Sitten und Einrichtungen, sei es an Erfahrungen und Kenntnissen. Die Veränderung bleibt mithin nicht auf einen Punkt in Raum und

Digitized by Google

Zeit beschränkt, sondern sie rückt fort, teilt sich mit und breitet sich aus mit unabsehbaren Folgen und in nie abreißender Weiterwirkung. Aber allerdings, so wenig wie in einem Volke von hervorragender geschichtlicher Wichtigkeit jeder einzelne Mensch oder jede beliebige Ansammlung von Menschen den Anspruch auf Berücksichtigung in der geschichtlichen Darstellung erheben können, ebensowenig haben alle beliebigen Horden, Stämme und Rassen ein Anrecht darauf, von der Universalgeschichte als ihr angehörig behandelt zu werden. Sondern nur diejenigen Stämme sind Völker in geschichtlichem Sinne, die es zu wirklicher Staatsbildung gebracht und darin irgend etwas Bezeichnendes geleistet haben. Die anderen muß man der Naturgeschichte des Menschengeschlechtes überlassen. Sie haben mit allem, was sie sonst produziert haben mögen, nur ein ethnologisches Interesse, das vielfach nur das Interesse der Kuriosität ist.

Natürlich gibt es so neben der eigentlichen Historie im strengeren Sinne noch mancherlei andere Geschichte, Geschichte von allen möglichen menschlichen Tätigkeitsrichtungen. Man faßt alle einzelnen Zweige derselben wohl auch in den einheitlichen Begriff der Kulturgeschichte zusammen, und manche möchten solche Kulturgeschichte für die einzig rechtmäßige und gültige Art der Geschichte ausgeben. Aber in Wirklichkeit ist die Historie niemals Kulturgeschichte in diesem weiten Sinne gewesen, und es ist keine Aussicht vorhanden, daß sie es jemals werden könnte. Der Kulturgeschichte fehlt es an jeder inneren Einheit. Man kann zur Not von einer Literaturgeschichte in universalgeschichtlichem Sinne sprechen, von einer Religionsgeschichte oder von einer Geschichte der bildenden Künste, aber schon kaum von einer Geschichte der Industrie, von einer Kostümgeschichte oder Sprachgeschichte und dergleichen. Wo die Einzelheit überwiegt bis zur Bizarrerie, da läßt sich keine einheitliche Geschichte herstellen. Wirklich gemeinsam bezeichnend ist für das menschliche Geschlecht die Staatsbildung und die staatlichen Lebensäußerungen, bis zu einem gewissen Grade auch noch die Religion und die Künste, obgleich auch hier schon die Gemeinsamkeit und der einheitliche Zug des allgemein Menschlichen weit zurücktritt. Da ist es viel natürlicher, statt nach universalgeschichtlicher Uebersicht und Zusammenfassung zu streben, sich vielmehr auf die sorgfältige Durchdringung der Erscheinungen in engeren Völkerkreisen zu richten. Im ganzen wird es sich so herausstellen: je näher mit dem staatlichen Leben verbunden, desto eher ist ein universalgeschichtlicher Charakter nachweisbar. Eine Geschichte des Privatrechts oder der dem Kriege dienenden Institutionen ist in diesem

Digitized by Google

Sinne eher möglich als eine Geschichte der Wissenschaft, der Sprache, der Technik, etwa des Schiffbaus oder der Weberei. Alle dergleichen Manifestationen menschlicher Geistestätigkeit sind ohne Zweifel von hoher Bedeutung; aber mit aller ihrer Bedeutung liegen sie außerhalb der Historie. Zur Wissenschaft der Mathematik gehört auch die Geschichte der Mathematik und zur Arzneikunde auch ihre Geschichte, nahezu so wie zur Philosophie die Geschichte der Philosophie mitgehört. Und wie es für die Wissenschaften, die mit Begriffen umgehen, von hoher Bedeutung ist, zu wissen, wie im Entwicklungsgange des menschlichen Gedankens sich ihre Begriffe allmählich zur Klarheit und Bestimmtheit herausgebildet haben, so ist es auch für die Technik überaus lehrreich, zu sehen, wie die Verfahrungsweisen und Hilfsmittel, deren sie sich bedient, auf Grund der Erfahrung, der Uebung, des Nachdenkens und schließlich der wissenschaftlichen Einsicht in dem langen Zeitraume menschlicher Erinnerung zustande gekommen sind. In gewissem Sinne mögen dann solche kulturgeschichtlichen Erkenntnisse auch dem universalgeschichtlichen Verständnis der eigentlichen Historie förderlich werden, und jedenfalls wirken beide an sich ganz verschiedene Richtungen der Wissenschaft zusammen, um die Geistesgeschichte des menschlichen Geschlechts möglichst allseitig zu durchdringen. Aber darüber darf die prinzipielle Grundverschiedenheit des Interesses und der Behandlungsweise weder verkannt noch außer Augen gelassen werden.

In diesem Zusammenhange mag denn im besonderen die Bemerkung nicht unterlassen werden, daß auch das wirtschaftliche Leben, die wirtschaftlichen Vorgänge, Zustände und Entwicklungen als solche keinen Gegenstand der Historie ausmachen. An der Bedeutung des wirtschaftlichen Lebens für alles Menschliche kann nicht gezweifelt werden; aber unter den eigentümlichen Gesichtspunkt der Historie läßt es sich doch nur in bedingter Weise einordnen. Wie der Mensch einmal beschaffen ist, spielt das Interesse an der Befriedigung der äußeren Bedürfnisse eine hoch bedeutsame Rolle in der Gesamtheit der menschlichen Interessen; aber für die schlechthin den Ausschlag gebende Macht darf man es nicht ausgeben wollen. Der Mensch lebt nicht vom Brote allein; er ist ein denkendes Wesen und kann sich als solches nicht verleugnen. Es ist nicht wahr, daß der Mensch von Begierden getrieben werde; hinter den Begierden stehen die Gedanken. Die bloße Begierde zieht immer den Kürzeren; nur die vom Gedanken geleitete Begierde gewinnt den Sieg. Die wirtschaftlichen Zustände sind nirgends das Ursprüngliche, Gestaltende, sondern immer das Abgeleitete und Bedingte.

Digitized by Google

Der Stand des Staatsbewußtseins, die Ausbildung des Gefühls für Recht und Gerechtigkeit, die religiöse und wissenschaftliche Schätzung des Menschenwertes und das Selbstgefühl der Persönlichkeit, das sind die Mächte, die die Formen des wirtschaftlichen Lebens gestalten und in deren Dienst auch die jedesmaligen technischen Hilfsmittel gezogen werden. Nur was darin als Gegenstand und Anlaß, als Werkzeug und Stützpunkt der staatlichen Aktion, als Ziel des Aufbaus und der Abwehr, als formende Macht der Staatsordnung vorübergehend oder dauernd von hervorragender Bedeutung ist, das tritt als Element in die historische Darstellung ein, gleichberechtigt neben den vielen anderen Momenten gesellschaftlicher Interessenbildung, aber nicht überwiegend oder gar alleinherrschend.

3. Ist nun damit Aufgabe und Wesen der Historie gegenüber den verwandten Gebieten von geschichtlicher Art genügend abgegrenzt, so fragt es sich weiter nach dem Verhältnis der Historie zur Naturwissenschaft als ihrem nächsten Rivalen. Umgehen können wir den vielerörterten Gegenstand nicht; ihn in aller Umständlichkeit zu behandeln, wie er es wohl fordert und verdient, ist uns versagt. So mögen denn auf alle Gefahr hin einige grundlegende Erwägungen vorgetragen werden ohne jeden Anspruch, die Sache ein für allemal erledigen zu wollen.

Historie und Naturwissenschaft bilden einen Gegensatz von schärfster Art und sind mächtige Nebenbuhler; aber zunächst haben sie doch das eine gemein: sie sind beide Erfahrungswissenschaften, und das heißt: sie behandeln äußerlich gegebenes Material. Gegeben aber ist beiden das Material durch Aussagen und Zeugnisse, die zumteil von Alters her überkommen sind, und teils durch äußere Dinge, die noch heute existieren und vorgefunden werden, die allerdings meistens erst gesucht werden müssen, wozu dann ein besonderes Interesse je nach dem vorhandenen Zustande der Wissenschaft den Antrieb liefert. Die überkommenen Zeugnisse müssen auf ihre Zuverlässigkeit und Glaubwürdigkeit geprüft werden; das geschieht in der Naturwissenschaft wie in der Historie an der Hand der gegenwärtig zu beobachtenden Erscheinungen, der Menschen, der Dinge, der Vorgänge, wie sie jetzt sind. Darauf gründet sich in beiden Wissenschaften das Urteil darüber, was früher war und früher geschehen ist, vielfach als bloße Vermutung. Dabei erweist es sich nun, daß die Naturwissenschaft von beiden die abhängigere ist; denn sie kommt um das Historische nicht herum, aus dem Historischen nicht heraus. Naturwissenschaft ist denkende Betrachtung der Natur, Gedanken aber sind ge-

Digitized by Google

schichtlich. Die Begriffe und Gedanken, mit denen sie ihr Werk treibt, sind alle überliefert, im geschichtlichen Prozeß von früheren Geschlechtern erzeugt und herausgebildet, und im Lichte dieses geschichtlichen Werdens müssen sie verstanden, geprüft und gewürdigt werden. Offenbar spielt dagegen in der Historie das naturwissenschaftliche Element, etwa in der Gestalt der Physiologie, Meteorologie, Geographie, eine weit bescheidenere Rolle. Schon daraus ergibt sich, daß es weit eher angeht, die Naturwissenschaft auf Geschichte zurückzuführen als im umgekehrten Sinne zu verfahren.

Ob nun das Material, das beide Wissenschaften bearbeiten, in näherem oder fernerem Sinne verwandt ist, jedenfalls, das Ziel der Bearbeitung ist beidemal dasselbe: das Material soll durch wissenschaftliches Denken zu Erkenntnissen umgewandelt werden. Was unmittelbar vorliegt, ist eine unübersehbare wirre Menge von Zufälligkeiten, der der menschliche Geist fremd und voll Verwunderung gegenübersteht. Aber dabei kann es nicht bleiben; in diesem scheinbaren Chaos ist Ordnung und Zusammenhang; das ist die unerläßliche Anforderung, mit der der denkende Geist jedem tatsächlichen Bestande gegenübersteht. Es gilt also den Sinn und Zweck, der darin stecken muß, herauszufinden, und das ist die eigentliche Aufgabe des einzelnen wissenschaftlichen Forschers wie der Wissenschaft überhaupt. Auch darin unterscheidet sich Geschichtswissenschaft nicht von Naturwissenschaft; Erkenntnis ist Erkenntnis und trägt überall die gleichen Züge. Erkenntnis gibt es nicht vom einzelnen, nur vom allgemeinen; aber in der Realität findet sich auch nichts einzelnes, und das Allgemeine existiert ebensowenig. Was uns wirklich begegnet, ist immer Einzelnes, welches Exemplar eines allgemeinen ist, und nun gilt es in der Wissenschaft, dies allgemeine zu finden, welches, im einzelnen gegenwärtig, demselben die Möglichkeit seiner Existenz und seines Bestandes verleiht. So ist dieses Wesen hier eine Stubenfliege, seine Bewegung Flug, sein Ruheplatz ein Blatt Papier, meine Empfindung ein leichter Aerger. Jenes historische Wesen ist ein Staatsmann, sein Tun äußere Politik, sein Zweck Wohlfahrt für den Staat und Ruhm für sich, sein Mittel eine Drohung, der Anlaß eine Feindseligkeit. Wäre nicht dies Allgemeine, Begriffliche, dieses in aller Verschiedenheit der Zeiten, der Orte, der Lagen, der Absichten, der Personen und Geschlechter sich bei aller Differenz gleich Erhaltende, so gäbe es keine Möglichkeit einer Geschichte, kein Verständnis eines Vorganges, eines Zustandes oder einer Handlungsweise aus vergangenen Zeiten. Der Forscher will erkennen, wie es eigentlich gewesen und wie es

Digitized by Google

zugegangen ist. Er ist nicht dabei gewesen; aber Aussagen und Berichte, etwa auch noch erhaltene Spuren liegen ihm vor. Er weiß ganz genau, so kann es nicht zugegangen sein; dies ist möglich, jenes unmöglich, dies wahrscheinlicher als das andere; so stimmt es, so nicht; so kann ein Mensch gedacht, das kann er beabsichtigt haben. Und so wird ihm das Einzelne zum Fall eines Allgemeinen; so bekommt es Sinn und Zusammenhang; so befriedigt es den um Verständnis sich mühenden Geist, und so ergibt sich geschichtliche Erkenntnis. Die Wahrheit des Einzelnen wird dem Forscher zugänglich auf Grund des begrifflich Allgemeinen, das sich im Einzelnen spiegelt.

Soweit also stimmt Geschichte und Naturwissenschaft im Ziel überein. Denn auch die Naturwissenschaft will im Einzelnen das Allgemeine ergreifen, die unendliche Zufälligkeit durch begriffliche Einordnung unter bleibende Formen eines Vorganges verständlich machen. Daß dabei das Einzelne ausgelöscht, von ihm abgesehen werde, widerspricht allen Tatsachen. Die Gestaltung der Erdrinde, die heutige Witterung, die Bewegung dieses Doppelsterns, das Skelett dieses Sauriers, die Vorgänge in dieser Lösung, die Zusammensetzung dieses Salzes, der Verlauf dieses Nerven, das sind ganz analoge Fragen wie der Besitzesschutz oder der Strafprozeß, die Pluralbildung oder der Gebrauch des Konjunktivs, der Stil dieses Kunstwerks und die Entstehung dieses Epos, die Motive dieses Friedensschlusses und der Verlauf dieses Feldzuges. Eine Wesensungleichheit in dieser Beziehung entsteht erst, wenn man angewandte Mathematik mit Naturwissenschaft verwechselt; aber angewandte Mathematik ist keine Wissenschaft von der Natur, nur ein Hilfsmittel derselben, um Annäherungswerte zu finden. Nichts in der Natur geht rein mechanisch zu, gerade so wenig wie im Menschenleben. Es ist ein unschätzbares methodisches Mittel, die beobachteten Vorgänge in der Natur in der Weise zu vereinfachen, daß man von der unendlichen Differenzierung der Einzelfälle absieht und allein das schematisch Allgemeine festhält; aber in Wirklichkeit geht in der Natur nichts rein gesetzlich zu, eben weil die vielen Gesetze in unendlicher Zufälligkeit einander durchkreuzen, und die reinen Bedingungen für die Wirksamkeit des Gesetzes werden nicht gefunden, selbst künstlich im Experiment nur annähernd hergestellt. Doch auf alles das hier näher einzugehen verbietet sich von selbst. Es genügt, ausgemacht zu haben, daß in diesen Verhältnissen von Einzelnem und Allgemeinem der Unterschied von Geschichte und Naturwissenschaft unmöglich bestehen kann.

Aber allerdings, der Unterschied besteht; er ist grundwesentlich

Digitized by Google

und unverkennbar. Er muß also in etwas anderem bestehen, und da der Erkenntnisprozeß selber dafür nicht in Anspruch genommen werden kann, so wird er wohl in dem der wissenschaftlichen Arbeit aufgegebenen Objekt gesucht werden müssen. In der Tat, so ist es. Geschichte ist nicht, was geschehen ist oder geschieht, sondern was getan worden ist und getan wird, und das ergibt den fundamentalen Unterschied zu allem, was Natur ist, einen Unterschied, der sich bis zum diametralen Gegensatz steigert. Denn menschliches Handeln geschieht mit Verstand und Willen, also mit Freiheit, mit bewußtem Ergreifen bestimmter Zwecke und mit überlegter Auswahl der Mittel. So greift das Handeln der Menschen machtvoll in den Bestand der äußeren Welt ein, so verändert es in stetem Fortgang noch viel machtvoller alle menschlichen Verhältnisse und die Lebensformen der menschlichen Gemeinschaft. Darum gibt es keine eigentliche Geschichte der äußeren Welt, aber wohl eine Geschichte der Gebilde der sittlichen Lebensformen und vor allem eine Geschichte der einen derselben, des Staates, als der Grundlage für alle anderen.

Wir dürfen uns an dieser Stelle weder auf die Begriffe der Freiheit noch auf die der Sittlichkeit näher einlassen; es genügt als erste Tatsache der Erfahrung hervorzuheben, daß dies denkende Wollen und wollende Denken, welches den Menschen bezeichnet, von allem sonstigen Geschehen vollkommen geschieden ist. Jenes Menschliche ist das erste Gewisse. Ob und in welchem Sinne es eine selbständige Außenwelt und ein äußeres Geschehen gibt, kann gezweifelt werden; das menschliche Denken und Handeln dagegen ist die erste aller Tatsachen. Gerade weil die Außenwelt der Schauplatz und der Gegenstand des menschlichen Handelns ist, die Stätte, wo er seine Zwecke frei verwirklicht, wird es gelten, daß es in dieser Welt, der der Mensch selber angehört, keine Stelle gibt, wo ein rein und streng mechanisches Verfahren stattfinden kann. Aber davon abgesehen: auch in der inneren Welt, in des Menschen Seele, ist eine solche äußerliche Form einer unentrinnbaren Notwendigkeit unmöglich, die die freie Selbstentscheidung des Menschen aufhöbe. Gerade dieses spezifisch Menschliche nun, die denkende Zwecksetzung und die denkende Tätigkeit der Ausführung, macht das Interesse der Geschichte aus.

Darum hat die Geschichte mit Psychologie gar nichts zu schaffen. Wo dies Geschichtliche einsetzt, hat das Psychologische längst aufgehört. „Individual-Psychologie" und „Sozial-Psychologie", auch wenn es so etwas wie das letztere geben könnte, verläuft in die endlose Zufälligkeit als ein Geschehen, das die Kuriosität beschäftigt, aber niemals zu einer

Digitized by Google

Wissenschaft werden kann. Der Strafrichter und der Irrenarzt, der Redner und der Erzieher, jeder, der auf die Menschen in gewissem Sinne wirken will, mag sich auf das Psychologische einlassen: der Historiker hat nichts damit zu schaffen; er darf es höchstens bei Gelegenheit als illustrierende Anekdote einflechten. Das Psychologische am Menschen ist bloßes Substrat, aus dem man suchen muß etwas zu machen, genau wie die Temperatur der Luft oder der Regen und die Meeresströmungen, wie Bodenbeschaffenheit und Gesteinsarten. Wo ein Mensch handelt, dessen Handlungen den Historiker beschäftigen können, da liegen bestimmte Verhältnisse, Zustände, Dinge, Bestrebungen, Ansichten, Bedürfnisse vor, auf die mit verständiger Ueberlegung gewirkt wird, um bestimmte Wirkungen hervorzubringen. Da entscheiden die objektiven Tendenzen der Dinge, die dem Gedanken, dem Fühlen und Wollen der Menschen ihr Gesetz auferlegen. Die letzte Spitze der Zufälligkeit ist das Dasein dieser bestimmten Individuen, mit der überraschendsten Beschaffenheit, zu dieser Zeit, an diesem Orte, in dieser Situation. Solche Zufälligkeit würde, wenn sie überhaupt ein Interesse hätte, sicher nicht von historischem Interesse sein. Aber Phidias hat den olympischen Zeus geschaffen und Goethe die Iphigenie; Caesar hat Gallien unterworfen und Bismarck hat das Deutsche Reich geeinigt. Dabei haben sie sich als vernünftige Menschen benommen, und so sind sie durch ihr Werk und ihr Benehmen dabei historisch geworden. Ein stumpfer Blick sieht immer nur dies handelnde Individuum; wer tiefer blickt, der sieht die Sache, die den Menschen treibt. Dabei bleibt dem Menschen mit aller seiner Eigenheit seine Bedeutung völlig gewahrt. Ganz zufällig kann allerdings diese Eigenheit nicht sein; denn dann würde er nichts ausrichten. Und zufällig kann auch die Tat nicht sein, denn das zufällige Geschehen geht am wenigsten den Historiker etwas an. Es sind vielmehr die Idealformen menschlicher Innerlichkeit und menschlicher Tätigkeit, die millionenfach individualisiert in allem Menschlichen wiederkehren, die den Historiker beschäftigen. So verhält sich ein Mensch zum bestehenden Gesetz, so zur Religion, so zu Reichtum, Ruhm, Macht und Einfluß für sich, für seine Gemeinschaft, für sein Vaterland, so zu den idealen Zwecken, so zu menschlicher Wohlfahrt. Vom schlechthin Zufälligen, Einzelnen gibt es keine Wissenschaft; aber mit der Art, wie die allgemeinen Zwecke und Interessen der Menschheit sich im Streben und Handeln der bedeutenden und schöpferischen Menschen im einzelnen darstellen, damit beschäftigt sich alle Historie. Eine Reihe von verrückten Einfällen, von sinnlosen Bewegungen, von unfruchtbaren Veränderungen

Digitized by Google

macht keine Geschichte. In der Psychologie kommt das Abgeschmackteste, das Perverse, das Verwilderte vor; wem es Spaß macht, der mag sich damit beschäftigen, es gerade an den Personen nachzuweisen, von denen die Historie als von ihren Lieblingen handelt. Aber eben diese Personen haben ihre Kräfte auf ein Ziel gelenkt; sie haben Erfolg erreichen wollen; sie mußten sich also der Natur der Dinge anpassen, das Vorhandene scharf ins Auge fassen, um das Erreichbare, das Zweckdienliche zu finden. So standen sie unter der Macht objektiver Potenzen, und die Mächte der Wirklichkeit waren in ihnen wirksam; diese Mächte aber sind nicht etwas Vorübergehendes, etwas Zufälliges nach Art des Psychologischen, sondern der Natur der Sache nach erhalten sie sich, wenn auch vielfach nach Ort und Zeit individualisiert und modifiziert durch die wechselnden Generationen und die sich ablösenden Jahrhunderte. Diese dauernden Zwecke in den vergänglichen Menschen, diese Erfolge und Mißerfolge ihrer Tätigkeiten, die Identität und die Abwandlung der Objekte, um die es sich handelt, der Gesichtspunkte, unter die sie gestellt werden, die Kontinuität der Motive in der Diversität der Personen: das macht den Inhalt der Geschichte; davon weiß der kluge Kenner zu erzählen; damit fesselt er diejenigen, die Belehrung suchen, wie es eigentlich gewesen ist.

Kein vernünftiger Mensch sucht die „Antigone" oder den „Faust" zu verstehen durch psychologische Ergründung der Stimmungen ihrer Dichter. Das geschichtliche Verständnis gewinnt nichts dabei, wenn wir wirklich ergründen, was Caesar empfunden hat als seine Rheinbrücke stand, oder Karl der Große, als er auf den Wegen nach dem Sachsenland Etappen anlegte. Das sind alles nur Redensarten. Man redet immer von Psychologie, die der Historie ganz neue Qualitäten erteilen soll, und nachher, wenn man Geschichte schreibt, erzählt man, wie alle vernünftigen Menschen von je erzählt haben. Das Richtige ist, daß das Geschichtliche uns auch nach Art eines geistvollen Gedichtes zu fesseln vermag, wo wir große Menschen vor uns haben, deren Verstandesflug, deren Willensentscheidung in ernsten Wendungen und in den Aufgaben, die diese Wendungen stellen, unsere herzliche Teilnahme, unsere Bewunderung und Verehrung, unter Umständen auch unsern Widerwillen und unsere Abneigung erregt, daß wir am Erfolg und Mißerfolg der Helden persönliche Teilnahme empfinden und für ihr Schicksal hoffen oder zittern, indem wir Partei ergreifen, als handelte es sich um unsere Sache. Wer in diesem Sinne die Psychologie des Historikers oder des Lesepublikums mit exakten Methoden zu ergründen unternimmt, wird

Digitized by Google

immer noch etwas fruchtbareres treiben, als wollte er Hannibal und Alexander den Großen psychologisch ableiten. Wenn ein in spezifischem Sinne modern gesinnter Mann den Ausspruch wagt: „Die Goldbarren großer wissenschaftlicher Entdeckungen liegen auf der Straße für den, der sie finden will," so bekennen wir uns lieber zu der Ansicht des großen alten Forschers, wonach die Wahrheit tief im Abgrunde liegt und man beherzt hinabsteigen muß, wenn man sie ans Tageslicht heraufbefördern will.

Das nun haben die großen Historiker von je gewagt, und deshalb ist die Geschichte noch in weit höherem Sinne strenge Wissenschaft, als es die Naturwissenschaft ist. Denn das Geschichtliche steht uns soviel näher als das Natürliche, und die exakte Arbeit an der Geschichte liefert im Fortgang der Forschung so viel mehr gesicherte Resultate. Von der Natur gilt es, daß jedes scheinbar gelöste Rätsel tausend neue schwerere Rätsel im Gefolge hat, die jene Lösungen wieder zweifelhaft machen. Die Natur steht uns eben so viel ferner. In allem Menschlichen dagegen erkennen wir uns selbst. Die Kritzelei auf einer Scherbe, die Trümmer eines Kunstwerks, eine sprachliche Eigenheit bei einem untergegangenen Volke ist verständlicher als irgend etwas, was in der Natur vorliegt. Sokrates, der weise Urheber der Sekte, zu der wir uns zählen, meinte, so wird uns berichtet, im Angesichte der entzückendsten Landschaft: mit Baum und Fluß und Gefilde könne er sich nicht unterhalten; er ziehe das Gespräch mit den Menschen in der Stadt vor. Vielleicht darf man es als einen Maßstab für den Kulturstand eines Menschengeschlechtes oder eines Zeitalters ansehen, ob die Menschen sich ausschließend oder überwiegend für die Dinge der äußeren Welt erwärmen, oder ob sie den menschlichen Dingen, den historischen, philologischen Forschungen ein besonders herzliches Interesse zuwenden. Am besten gewiß ist es auch hier, das eine zu tun und das andere nicht zu lassen; aber die Führung und die entscheidende Bedeutung, so scheint es, kommt wie sonst im geistigen Leben, so insbesondere für Jugendbildung und Erziehung den historischen Fächern zu.

4. Was nun noch übrig ist, die Frage der Philosophie der Geschichte, wird sich nach dem Gesagten kurz abmachen lassen. Gibt es eine Geschichte, so gibt es auch eine Philosophie der Geschichte. Selbstverständlich braucht sie den Geschichtsforscher und den Geschichtsschreiber ebensowenig zu stören, wie die Naturphilosophie den Naturforscher stört. Sie wird ihn kaum fördern, sicher wird sie ihn nicht hindern. Für den Philosophen ist das All ein einheitliches, ein ge-

Digitized by Google

ordnetes Ganzes, ein Kosmos, in dem alles zusammenhängt und jegliches auf das andere angelegt ist. Philosophie ist System und strebt das System des Seienden im Gedanken nachzubilden. Wer auf systematische Erkenntnis verzichtet, verzichtet im Grunde auf Erkenntnis überhaupt. Einzelerkenntnisse sind noch keine wirklichen Erkenntnisse; sie fordern ihren Abschluß in einer Gesamterkenntnis, die alles einzelne in seinem gliedlichen Zusammenhang mit dem Ganzen aus dem einen obersten Prinzip ableitet, an dem Himmel und Erde hängt. Alle Spezialwissenschaft hat diese philosophische Seite in sich als das eine ihrer Momente, aber sie hat es doch nur unentfaltet und sozusagen im Zustande der Latenz; die Philosophie hebt eben dieses Moment heraus und bringt es zur Entfaltung durch Eingliederung in das System der Erkenntnis. Eben damit begibt sich der Philosoph in die Abhängigkeit von der Spezialwissenschaft und ihrer Forschung. Er kann sich sein Material nicht aus den Fingern saugen, und es ist nicht seines Amtes, Tatsachen zu finden oder gar zu erfinden; einzuordnen hat er sie als Glieder des Ganzen je an ihrer Stelle, und dazu hält er sein teleologisch sinnvolles, logisch dialektisches Fachwerk bereit, das ihm jedesmal je nach der erreichten Stufe in der Durchbildung der Begriffe und in der Einheitlichkeit der Auffassung gestattet, in allem tatsächlichen Material die Bedeutung für die Entfaltung der Idee aufzuzeigen.

Allerdings, wenn man den Menschen, den menschlichen Geist und seine Betätigung als ein zufälliges Ergebnis in dem zwecklosen Durcheinander der Bewegungen äußerer Dinge faßt, so ist eine Philosophie der Geschichte unmöglich. Aber so hat ja in Wirklichkeit noch nie ein Mensch die Geschichte behandelt; die Kühnsten haben es bei Redensarten bewenden lassen und nachher das Tun und Lassen der handelnden Menschen gerade so wie alle anderen unter den Gesichtspunkt der Verantwortlichkeit mit Lob und Tadel, Zustimmung und Verwerfung gestellt. Weiß man aber, daß der Geist das allein wirklich Seiende, alles andere Geistesерscheinung, durch den Geist und um des Geistes willen gesetzt ist, so wird der Mensch zum Mittelpunkt aller Erscheinung, seine Geschichte zur Weltgeschichte und alles Vorhandene im Himmel und auf Erden zum Schauplatz und Material für die Verwirklichung der menschlichen Zwecke, die zugleich die göttlichen Zwecke sind. Danach wird denn der Inhalt aller Geschichte als Entbindung des Geistes aus der Natürlichkeit, als das Werden der Kultur, als das Aufsteigen im Lichte der Freiheit, als der Prozeß der Versittlichung, als die Erzeugung der vollkommenen Staatsverfassung, als

Digitized by Google

das Kommen des Reiches Gottes, als das Werk der Erlösung gefaßt. Wie dieser ideale Inbegriff alles Geschehens in geordneten Stadien, der inneren Natur und Gliederung der Sache entsprechend, sich vollzieht; wie jedes Stadium, sinnvoll dem Ganzen dienend, selber für sich das Ganze darstellend, im großen Zuge der Universalgeschichte seinen vernünftigen Sinn gewinnt; wie menschliches Denken und Wollen, menschliche Gaben und menschliche Leidenschaften das innere Gesetz der Sache vollziehen: das ist das Interesse der Philosophie der Geschichte. So ist sie insbesondere von Kant und innerhalb der kantischen Schule von Schiller bis auf Hegel behandelt worden. Nun ist sie da, und so wird sie auch wohl bleiben, und wie sich die historische Forschung und die Einzelerkenntnisse weiter durchbilden, so wird auch die philosophische Durchdringung des großen Gegenstandes fortschreiten. Haben die Geschichtsphilosophen bisher mannigfach geirrt und zuweilen geradezu phantastische Konstruktionen gewagt, so darf man die Schuld daran zum Teil auf das mangelhafte Material schieben, das die früheren Forscher dem Philosophen geliefert haben. Jedenfalls darf man der Philosophie der Geschichte daraus, daß sie ihr Ziel noch keineswegs in befriedigender Weise erreicht hat, solange keinen besonderen Vorwurf machen, als auch die Geschichtsforschung und Geschichtsdarstellung noch nicht überall zu einem endgültigen Abschluß gelangt ist.

Für den historisch Denkenden ist das historisch Gewordene und Vorhandene der gesicherte Ausgangspunkt und die Grundlage für alle Fortbildung. Der Historiker spottet seiner selbst, wenn er, versenkt in den flüchtigen Moment der Zeit, den man die Gegenwart nennt, auf Grund moderner Gedankengänge eine moderne Auffassung der Aufgaben des Geschichtsforschers und auch des Geschichtsphilosophen bis zur Verdrängung und Aufhebung alles dessen, was von je gegolten hat, durchführen und die Welt mit einer ganz neuen Art von Historie beschenken will. Das Unternehmen sieht aus, als wäre es von titanischer Kühnheit eingegeben. In Wirklichkeit ist es die Art der Pygmäen, gegen die großen substantiellen Mächte der Wirklichkeit die ephemeren Einfälle und Tendenzen ausspielen zu wollen, die heute eine urteilslose Menge anlocken, um morgen oder übers Jahr auf Nimmerwiedersehen im Meere der Vergessenheit zu versinken. —

Und nun zum Schlusse nur noch die eine Bemerkung: Wer es um jeden Preis vermeiden will, verehrten und befreundeten Männern zu widersprechen, der darf überhaupt weder etwas sagen noch schreiben

Digitized by Google

oder gar veröffentlichen. Denn das schon Gesagte zu wiederholen, ist ein ganz überflüssiges Geschäft; wer aber irgend etwas eigenes zu geben wagt, kommt damit in die Lage, anderes zu bestreiten. Verzeihung für unsere Ausführungen werden wir am ersten beanspruchen dürfen, wenn das, was der Philosoph in aller Bescheidenheit an dieser dem Historiker geweihten Stelle vorgebracht hat, irgend eine nützliche Anregung zu enthalten scheint, sei es auch nur die zu ernstestem Widerspruch.

Digitized by Google

Vicarii Christi vel dei bei Aponius.

Ein Beitrag zur Ideengeschichte des Katholizismus

von

Adolf Harnack.

Die Ideen der apostolischen Sukzession und des Vikariats (auf Petrus und auf Christus bezogen) gehören zu den leitenden Ideen des Katholizismus, ja sie gehören zu den wichtigsten Grundlagen seiner Eigenart als Kirche. Sie sind zwar nicht sein ausschließliches Eigentum, vielmehr finden sie sich auch sonst in der Religions- und Rechtsgeschichte häufig und scheinen mit einer bestimmten Stufe ihrer Entwicklung notwendig verknüpft zu sein, aber der abendländische Katholizismus hat sie mit besonderer Kraft ausgeführt und behauptet.

Beide Ideen sind aus einer Wurzel entsprungen. Entweder soll die persönliche Bedeutung, die der Stifter für die von ihm gestiftete Gemeinschaft hat, über seinen Tod hinaus sichergestellt, oder soll es ein heiliges Depositum, welches er hinterlegt hat, geschützt und von Generation zu Generation unverkürzt überliefert werden. In beiden Fällen wird die Aufgabe scheinbar am einfachsten gelöst, wenn man dem Stifter Postexistenz beilegt und ihn vom Himmel her noch immer wirksam sein läßt oder wenn man ihn in neuen Inkarnationen als stets gegenwärtigen vorstellt. Allein diese mythologischen Ideen verlieren auf einer höheren Stufe der allgemeinen Kulturentwicklung ihre Glaubhaftigkeit und sind außerdem von Anfang an mit Schwierigkeiten belastet; denn bei der Vorstellung einer vom Himmel her wirksamen Postexistenz des Stifters bedarf man autoritativer Mittelspersonen, die für das Wirken des Unsichtbaren einstehen, schiebt also das Problem nur an eine andere Stelle, und die Vorstellung von neuen Inkarnationen gefährdet — um von anderen Schwierigkeiten zu schweigen — die Einzigartigkeit des Stifters, die sie doch grade konservieren will, und bedroht also die ganze Theorie.

Digitized by Google

In der christlichen Kirche ist die Idee der Posteristenz Christi ursprünglich höchst lebendig gewesen und zwar verbunden mit der Tatsache des Prophetismus. In den Propheten ist Christus bez. sein Geist wirksam und gibt durch sie seiner Gemeinde die Anordnungen, deren sie bedarf. Aber der Prophetismus fiel dahin; er starb teils an natürlicher Entkräftung — über drei Generationen hinaus erhielt sich das Prophetentum nicht —, teils an Gegenbewegungen, die aus dem Selbsterhaltungstriebe der Gemeinde entsprangen, die sich grade durch den Prophetismus nicht nur in ihrer natürlichen, d. h. weltförmigen Entwicklung, sondern auch in der Behauptung überlieferter Güter bedroht sah. Der Glaube an die Posteristenz Christi blieb freilich bestehen, ja wurde durch die „theologia Christi" etwas Selbstverständliches, aber er wurde zu einem dogmatischen Theorem, durch welches man die eminent praktische Frage: Wodurch ist die Leitung der Kirche durch Christus in der Gegenwart sichergestellt? — nicht mehr zu lösen vermochte.

Auch mit dem Mythologumenon der Reinkarnationen hat man es in der Christenheit versucht, aber diese Versuche haben es niemals zu einer nennenswerten Anerkennung gebracht. Die große Kirche hat sie von Anfang an und stets abgelehnt; nur in kleinen und versteckten gnostischen Kreisen fanden sie Beifall. In einer feineren Gestalt hat sich sodann aber die Mystik ihrer bemächtigt, und hier hat diese Vorstellung die verschiedensten Formen angenommen („Christus muß in jedem Christen geboren werden"; „ein Christ muß dem anderen ein Christus werden"; „in dem leidenden Bruder leidet Christus", u. s. w.). Allein diese gehören sämtlich nicht hierher; denn sie sind doch von wesentlich anderer Natur und außerdem indifferent in bezug auf die Frage, um die es sich hier handelt, wie die Kirche als Gesamtheit der fortdauernden Leitung durch Christus und des unverkürzten, von ihm hinterlassenen Erbes sicher sein könne.

Um diese Frage zu beantworten, boten sich die Ideen der Sukzession und des Vikariats (d. h. der Stellvertretung oder Statthalterschaft) an. Beide Ideen sind nahe verwandt, aber doch verschieden. Dem Sukzessor wird sozusagen das dingliche Erbe an Gütern und Gewalt von dem Erblasser übertragen, damit er es bewahre und weiter überliefere; der Vikarius aber vertritt auch die Person des Erblassers; er steht also bedeutend höher als der Sukzessor.

Schon in der Epoche, in welcher die Vorstellung von dem in den Propheten gegenwärtigen und wirksamen Christus noch eine höchst lebendige war, kamen Sukzessions- und Vikariatsideen in der christlichen

Digitized by Google

Kirche auf. Jesus selbst hatte seine Wirksamkeit lediglich auf das jüdische Volk beschränkt; das war für die Heidenchristen, die bald die Hauptmasse der Christenheit bildeten, eine harte Tatsache! Man entwand sich ihr schon im 2. Jahrhundert durch die Annahme, die Apostel seien als seine förmlichen Stellvertreter von ihm zu den Heiden gesandt worden. Aber eben nur in dieser Aufgabe sah man sie als die direkten Fortsetzer seines Werkes und als seine Stellvertreter an; abgesehen von ihr dachte man noch nicht daran, ein Apostel oder die Apostel könnten förmliche Stellvertreter Christi sein. Indessen im Zusammenhang einer anderen Betrachtung kam gleichzeitig, nämlich schon am Anfang des 2. Jahrhunderts, die Vorstellung von einer Stellvertretung Christi bez. Gottes selbst auf. Ich sehe von den Märtyrern ab, weil hier die Vorstellung andersartig geformt und dazu rein individuell geblieben ist — aber in den Bischöfen der einzelnen Gemeinden erkannte Ignatius Statthalter und Stellvertreter Gottes bez. Christi. Wie er zu dieser Auffassung gekommen ist, ist leicht ersichtlich. Jede einzelne Gemeinde gilt ihm — und nicht ihm allein — als Auswirkung und Abstrahlung der himmlischen Gesamtkirche, die Christus bez. Gott selbst zu ihrem Haupte hat. Also ist der Bischof, der sie leitet, das Abbild, eben deshalb aber auch der Stellvertreter Gottes bez. Christi und kann daher auch den Gehorsam fordern, der Christus gebührt. So die Theorie; in Wahrheit verlangte die Ordnung der Gemeindeverhältnisse einen Monarchen, und man suchte die ihm notwendigen Kompetenzen aus einer zwingenden Betrachtung zu gewinnen. Daß man dabei gleich zu dem Höchsten griff, entsprach nur der Ueberschwenglichkeit des enthusiastischen Zeitalters, das in bezug auf Ideen noch kaum eine Grenze kannte. Indessen ist die Vorstellung, jeder Bischof sei für seine Gemeinde der Stellvertreter Gottes bez. Christi in der katholischen Kirche, niemals ganz untergegangen, aber sie blieb sozusagen eine „versuchte" Idee. Um sie wirklich zu fruktifizieren, dazu war sie zu gewaltig und bewies zu viel; nur in Allegorien und homiletischen Admonitionen und Ausblicken konnte sie lebendig bleiben; in dogmatischer und kirchenrechtlicher Hinsicht blieb sie ziemlich unfruchtbar.

Dagegen erhielt die Idee der Sukzession der Bischöfe in der Form der apostolischen Sukzession die strengste Begründung und eine sichere rechtliche Ausgestaltung. Diese Idee war nicht so gewaltig, daß man sich scheuen mußte, ihre dogmatischen und rechtlichen Konsequenzen zu ziehen, und sie war andererseits doch bedeutend genug, um ein absolutes Autoritätssystem auf sie zu begründen und die Sicherstellung des depositum

Digitized by Google

Christi aus ihr abzuleiten, die man bedurfte. Entstanden ist sie — wie immer in solchen Fällen — aus dem Zusammenwirken geschichtlicher Tatsachen und praktischer Nötigungen, so daß man den Rekurs auf Entlehungen von Außen nicht nötig hat. Die ersten Gemeindeleiter hingen in den Hauptgemeinden irgendwie persönlich mit Paulus und Petrus bez. mit anderen Aposteln (im engeren oder weiteren Sinn) als ihre Schüler zusammen, und sie selbst sorgten dafür, daß ihnen bekannte und vertrauenswürdige Männer in anderen Gemeinden die Leitung erhielten. Die Schülersukzession wandelte sich unmerklich in eine Amtssukzession, für die die ordnungsgemäße Einsetzung das Entscheidende wurde gegenüber der bisherigen konfidentiellen und zugleich pneumatischen Auswahl und Uebertragung. *Aber als Fiktion wird innerhalb der rechtlichen Amtssukzession das konfidentielle bez. auch pneumatische Element beibehalten*, und so entsteht aus dem Bedürfnis, die persönliche Potestas des ersten Stifters zu konservieren — damit nicht alles auseinanderfällt —, die Annahme, daß eben diese Potestas sich durch die einfache Sukzession fortpflanze. Freilich daß alle persönlichen Vorzüge und die auf ihnen begründeten Gewalten sich durch Sukzession übertragen lassen, war eine Vorstellung, die man niemandem zumuten konnte; wohl aber konnte man einen angeblich „objektiven" Komplex von geistigen Gütern und Gewalten ausscheiden, seine Unabhängigkeit von persönlichen Vorzügen behaupten und ihn demgemäß wie ein dingliches Gut, das von Hand zu Hand gehen könne, behandeln. Die Nöte der Zeit und die inneren Kämpfe verlangten, daß man einen eisernen Bestand von Glaubenswahrheiten und ein gewisses, sehr erhebliches Maß von Regierungsgewalt ausschied und nun behauptete, in diesem stelle sich das apostolische Erbe dar, welches der Episkopat in Nachfolge des Apostolats mit unfehlbarer Sicherheit und Treue verwalte..

Ob der Episkopat nur als einheitlicher die apostolische Sukzession darstelle oder ob auch der einzelne Bischof Nachfolger der Apostel sei, das blieb bei dieser Auffassung immerhin noch unklar. Jedenfalls wurde der apostolische Charakter des einzelnen Bischofs nur bedingt anerkannt; er war nur Nachfolger der Apostel, sofern er in der Einheit mit dem ganzen Episkopat stand und — das galt wenigstens noch Jahrhunderte hindurch in vielen Kirchengebieten — ein gewisses Maß sittlicher Würdigkeit aufwies.

Als Konstantin die Kirche tolerierte und privilegierte, waren diese Ideen überall gültig, d. h. man erkannte in dem Episkopat die Nach-

Digitized by Google

folgeschaft des Apostolats und war in diesem Bewußtsein der Unversehrtheit des apostolischen Erbes und damit der Legitimität der Kirche sicher. Man beugte sich aber auch willig der Regierungsgewalt der Bischöfe, indem man in ihr die Fortsetzung der Regierungsgewalt der Apostel erkannte. Dagegen blieb die Vorstellung, die Bischöfe seien vicarii Christi vel dei, sozusagen eine luftige Idee, und ferner konnte sich der einzelne Bischof nicht ohne weiteres als successor apostolorum oder eines einzelnen Apostels präsentieren. Eben deshalb galten auch die Bischöfe der Gemeinden, welche die Apostel selbst gestiftet hatten, nicht rund als die Nachfolger eben dieser Apostel. Der Bischof von Korinth oder Ephesus nannte sich nicht successor Pauli und wurde auch nicht so angesehen; er durfte nur sagen, daß er den Thron des Paulus (oder in Alexandrien des Markus u. s. w.) inne habe, während er sich in seinem Charakter als Nachfolger der Apostel nicht von einem bischöflichen Kollegen unterschied, dessen Stuhl erst eben gegründet worden war.

Aber in einer Gemeinde hatte der Bischof schon im vorkonstantinischen Zeitalter eine neue Bahn beschritten, die ihn zur Gewinnung außerordentlicher Kompetenzen führen mußte. Die römische Gemeinde war nicht nur die Gemeinde der Welthauptstadt, sondern sie besaß auch in den Erinnerungen an die beiden Apostelfürsten einen Schatz, mit dem keine andere Kirche zu wetteifern vermochte. Lange bevor der Bischof Roms als der Führer hervortrat, hatte bereits die Gemeinde eine superiore Stellung im Kreise aller Schwestergemeinden gewonnen. Wie nun überall seit der Mitte des 2. Jahrhunderts dem Bischof zugute kam, was die Gemeinde erarbeitet hatte und bedeutete, so verwandelte auch der römische Bischof seit dieser Zeit das Kapital an Ansehen und Bedeutung, welches die römische Gemeinde besaß, in ein bischöfliches Vermögen. Aber er mußte nun diesem Vermögen eine religiöse und historische Substruktion geben; denn die Tatsache, daß Rom die Welthauptstadt sei, konnte hier unmöglich genügen. Er mußte also auf Petrus und Paulus rekurrieren und zunächst behaupten, daß er ihren „Thron" bez. ihre Kathedra inne habe. Aber auch damit war offenbar noch zu wenig gesagt, und so tat er den gewaltigen Schritt und erklärte, daß er als Besitzer der Kathedra Petri und Pauli die Lehre „austeile" und überwache wie Petrus und Paulus, oder vielmehr — er sagte es zunächst nicht rund, aber er verfuhr praktisch so. In Rom also wurde seit Victor I. (um 195) u. W. zuerst und allein die allgemeine apostolische Sukzession der Bischöfe so aufgefaßt, daß dem römischen Bischof in ihr noch eine spezielle Sukzession zukomme, nämlich ein besonderes Verhältnis zu

Digitized by Google

Petrus und Paulus. Diese spezielle Sukzession neben der allgemeinen führte aber direkt zur Vorstellung vom Vikariat des römischen Bischofs in bezug auf die Apostelfürsten über. War die Entwicklung einmal so weit vorgeschritten, so bildete aber die Zweizahl der Apostelfürsten, die sonst so willkommen war, eine nicht geringe Unbequemlichkeit. Der Vikarius von Zweien zu sein — diese Annahme war mehr geeignet, die Idee des Vikariats zu schwächen als zu stärken. Nun aber konnte kein Zweifel sein, daß, wenn man einen Apostel bedurfte, Paulus hinter Petrus zurückzutreten habe. Petrus war Zeuge des Lebens und Leidens Christi; zu Petrus hatte der Herr nach der Ueberlieferung gesprochen, daß er auf diesen Fels seine Gemeinde gründen wolle; ihm hatte er die Schlüssel des Himmelreichs samt der Binde- und Lösegewalt übergeben und endlich ihm das Weiden seiner Schafe und Lämmer anvertraut. Petrus also trat immer stärker Paulus gegenüber hervor; denn dieser war zwar der große Lehrer der Heiden gewesen, aber solcher kirchlicher potestates, wie sie Petrus erhalten hatte, konnte er sich nicht rühmen. Der römische Bischof bevorzugte daher mehr und mehr den Petrus und proklamierte sich als Inhaber der Kathedra Petri, als successor Petri und schließlich als vicarius Petri. Sobald er sich einmal sicher als vicarius Petri empfand und als solcher allgemein anerkannt wurde, stieg eine noch höhere Würde für ihn auf. Petrus konnte und mußte ja, da ihm die Herde und die Himmelreichsschlüssel anvertraut waren, als vicarius Christi gelten. War nun der römische Bischof sein vicarius, so war er damit der Statthalter des Statthalters, also selbst der vicarius Christi. An dieser Logik war nicht zu mäkeln; sie stellte sich mit zwingender Notwendigkeit ein.

Aber geschichtliche Prozesse verlaufen nicht so schnell wie logische. Die hier kurz skizzierte Entwicklung hat vom Ende des 2. bis zum Ende des 5. Jahrhunderts gedauert, also rund 300 Jahre, und auch dann war der Titil „vicarius Christi“ für den römischen Bischof noch keineswegs sichergestellt oder gar als sein exklusives Eigentum anerkannt. War doch, um von anderen Faktoren, die die Entwicklung hemmten, zu schweigen, dem römischen Bischof seit Konstantin in dem christlichen Kaiser ein starker Rivale grade in bezug auf das Vikariat Christi bez. Gottes erstanden. Vom alten Testamente her war die Vorstellung geläufig und nicht zu verdrängen, daß der von Gott eingesetzte König unter der Bedingung eines gottwohlgefälligen Wandels der Vertreter Gottes auf Erden sei. Da man es mit dem Wandel Königen gegenüber in der Kirche niemals genau genommen hat, wenn sie nur rechtgläubig waren,

Digitized by Google

so mußten die christlichen Kaiser als vicarii dei vel Christi anerkannt werden. Nun verträgt zwar die Idee der Herrschaft Gottes auf Erden zur Not eine doppelte Stellvertretung — durch den König und den Priester —, aber doch eben nur zur Not: in Wahrheit war schon im 4. Jahrhundert die Grundlage zum harten Streit zwischen dem Kaiser und dem römischen Bischof gelegt.

Im 4. und auch noch in den nächsten folgenden Jahrhunderten wurde das nicht oder doch nur erst stoßweise empfunden. Aber innerhalb dieser Epoche verdient das 5. Jahrhundert eine besondere Beachtung, weil in ihm die Entwicklung des römischen Bischofs bez. die Vikariatsidee in bezug auf ihn, einen großen Fortschritt gemacht hat. Die einzelnen Stadien dieses Fortschritts sind bisher noch nicht mit wünschenswerter Genauigkeit dargestellt worden, obgleich wir über ein sehr reiches Quellenmaterial verfügen. Hier möchte ich an einer Quelle aus dem ersten Drittel des 5. Jahrhunderts zeigen, wie die Vikariatsvorstellungen in Rom damals gestaltet waren, sowohl die allgemeinen, als auch die speziellen, die sich auf Petrus und seine Nachfolger bezogen.

Im ersten Drittel des 5. Jahrhunderts hat ein gewisser, uns sonst nicht näher bekannter Schriftsteller namens Aponius einen umfangreichen Kommentar zum Hohenliede in 12 Büchern verfaßt. Er schrieb vielleicht in Rom, jedenfalls im Sinne der römischen Kirche (s. das ganze 10. Buch; der Verfasser bezieht Cant. 7, 1—9 auf die Christengemeinde Roms), obgleich er von Geburt wahrscheinlich ein Orientale war. Sein Kommentar ist vollständig erst im Jahre 1843 herausgegeben worden (von Bottino und Martini, Rom), aber auch dann wieder fast verschollen.[1]) Eine neue kritische Ausgabe steht bevor, da die princeps auch bescheidenen Ansprüchen nicht genügt. Das Werk ist in verschiedener Hinsicht sehr lehrreich und verdient alle Aufmerksamkeit. Hier sollen lediglich die Vikariatsideen des Verfassers dargelegt werden sowie die Vorstellungen, die er von der Bedeutung des Petrus und Paulus hegt.

Zunächst ist interessant, daß ihm die Vikariatsvorstellung so geläufig ist, daß er sie auch in ganz neuen Beziehungen anwendet. So nennt er die großen Häresiarchen „daemonum vicarii".[2]) So lehrt er,

[1]) Die einzige Untersuchung, die ihm gewidmet worden ist, ist von Witte, 1903 (Erlangen, Dissertation, auf Zahn's Anregung entstanden).

[2]) Lib. II p. 33 f.: „Greges apostatarum angelorum diabolus per Basilidem, Valentinum, Photinum, Apollinarem, Macedonium, Eunomium, Montanum, Cataphrigam, Manem, Arium vel omnes haeresiarchas congregravit, qui hac de causa sodales appellantur, quod unus quisque eorum daemonum vicarii vel collegae per superbiam effecti sunt."

Digitized by Google

der Teufel handle unwiſſentlich „vice horticuli“ (Christi), wenn er den Garten des Herrn „aromaticis sanctorum [martyrum] floribus picturat“.[3]) So ſagt er von den Wächtern (Cant. 3, 2 f.), welche die Stadt bewachen: „agunt angelorum vice“.[4])

Ganz geläufig muß ihm die Vorſtellung geweſen ſein, daß die chriſtlichen Kaiſer die vicarii dei ſind; denn er ſetzt ſie als ſelbſtverſtändlich voraus, indem er ſchreibt:[5]) „In tantum religiosissimi reges, vices dei agentes in terris, caput Christianae plebis esse noscuntur, ut, si quando morbo haereticae contagionis aut persecutionis ecclesiae corpus coeperit infirmari, ipsorum auctoritate ad pristinam sanitatem reformetur, si sani fuerint in fide, aut si insani, per ipsos infirmari necesse sit.“ Der Kaiſer bleibt alſo vicarius dei bez. caput Christianae plebis, wie er ſich auch verhalten mag; aber die Kirche leidet, wenn er „insanus in fide“ iſt.

Natürlich ſind ihm die Biſchöfe und Lehrer die vicarii apostolorum. So ſagt er,[6]) „domus dei (die Kirche) de doctoribus apostolorum vicem agentibus vel in eorum confixis locis eorumque doctrinae ferramentis dolatis fabricari probantur“. Die sacerdotes nennt er ſamt und ſonders „apostolorum vicarii,“[7]) und generell heißt es Lib. XII p. 239: „Vineam tradidit custodibus apostolis eorumque vicariis doctoribus, ut fructum fidei per trinitatis confessionem proferant.“

Wichtiger aber ſind die zahlreichen Stellen, in denen die Apoſtel und die Biſchöfe „vicarii Christi“ heißen; denn in dieſer Anſchauung liegt ein Fortſchritt der Ideenentwicklung. Wir ſollen lernen, „quantum dei correptio valeat sive illius, quem sua vice ordinat“ (gemeint ſind, wie das Vorangehende zeigt, die Apoſtel, Evangeliſten ꝛc)[8]); denn „apostoli et illi, qui succedunt in eorum locum vel ordinem, portant deum in corpore suo“[9]) — ein ſehr hoch gegriffener Ausdruck. „Fructus“, heißt es weiter,[10]) „quotidie per eos, qui vices Christi agunt, in guttur ecclesiae infundi monstratur.“ Wer dieſe ſind, lehrt

[3]) Lib. VII p. 137.

[4]) Lib. V p. 91: „Inventa est diligens anima deum ab his, qui angelorum vices agunt, qui ita custodiunt rectam fidem sicut angelorum custodia etc.“

[5]) Lib. X p. 202.

[6]) Lib. III p. 56.

[7]) Lib. VIII p. 153: „Interrogant filiae Jerusalem (Cant. 5, 9) in persona apostolorum vel sacerdotum, qui eorum vicarii derelicti sunt in hoc mundo“.

[8]) Lib. II p. 42.

[9]) L. c. p. 43.

[10]) Lib. III p. 61.

Digitized by Google

Lib. VIII p. 158: „In labiis illis (Cant. V, 13) videntur intelligi, qui vices Christi agunt in terris, quibus ligandi et solvendi tradita est potestas." Da ſie Chriſti Vikare ſind, ſo iſt ihre Arbeit ſeine Arbeit,[11]) und es gilt von den Apoſteln und daher auch von ihren Nachfolgern, daß, quod Christus ipse est natura, hi quos sua virtute portat vel suos vicarios ponit, imagine consecuntur" (zu Cant. 8, 10).[12])

Sind alle Biſchöfe Nachfolger der Apoſtel und alle als ſolche vicarii Christi wie die Apoſtel, ſo ſcheint für Petrus und für ſeinen Nachfolger bez. auch für Paulus nichts mehr übrig zu bleiben — und doch weiß Aponius hier noch vieles hervorzuheben und zu ſteigern. Auszugehen iſt von Lib. X p. 205 u. Lib. XI p. 209. Dort heißt es (zu Cant. 7, 8. 9: „Odor oris tui sicut malorum punicorum; guttur tuum sicut optimum vinum"): „Os huius plebis [der römiſchen] mihi videtur beatum Paulum apostolum intelligi, qui prior et solus ad urbem Romam, quae caput est omnium gentium proprio nomine epistolam destinavit, de cuius epistolae intelligentia quasi per os loquitur catholicus doctor. . . . quicunque ergo quantulumcunque imitatores Pauli in supradicta plebe reperiuntur, ipsi dulcissimos odores eius conprobantur. guttur vero eius audacter beatum Petrum eiusque vicarios pronuntiabo, ex quibus optimum vinum laetificans cor sapientis, trinitatis confessio, regula fidei, perpetua inundatione manare probatur"; p. 209 ſchreibt Aponius (zu Cant. 7, 12: „Ibi dabo tibi ubera mea"): „Licet in multis dei acceptis operibus haec ubera intelligantur, tamen duo virginitatis et martyrii . . . alterum mihi videtur in principe apostolorum Petro per martyrii gloriam, alterum virginitatis in Joanne evangelista intelligi eiusque consimili Paulo.

Petrus und Paulus werden zuſammen genannt und treten gemeinſam voran, aber nur Petrus hat vicarii, nämlich die römiſchen Biſchöfe, und der beſondere Ruhm des Martyriums wird nur ihm geſpendet, während bei Paulus vom Martyrium merkwürdigerweiſe geſchwiegen wird und er den Vorzug der Virginität mit Johannes teilt. Paulus iſt der große Miſſionar und catholicus doctor, aber Petrus iſt ihm doch überlegen, weil nicht alles, was von Petrus gilt, auch von ihm geſagt werden kann. Keineswegs will Aponius dabei den Paulus herabſetzen. Er gibt Lib. I p. 14 eine großartige Schilderung ſeiner Wirkſamkeit und nennt ihn am Schluß derſelben „perfecti viri persona, qui ecclesiae caput est, qui vice Christi fungitur in populo

[11]) Lib. XII p. 216. (Doch gilt das auch von allen Heiligen.)
[12]) Lib. XII p. 235.

Digitized by Google

Christiano" — also ist Paulus auch ein vicarius Christi —; er ist der „amicus Christi" (Lib. V, p. 97 und VI, p. 117), und die aus der Wüste heraufziehende Völkerwelt ist durch seine doctrina gewonnen worden. Aber von Petrus hört man in dem Kommentar doch noch mehr „Pascua sanae doctrinae", heißt es Lib. II, p. 32 f., apostolorum principi revelata est Petro (nämlich Matth. 16, 16); ecce quomodo oves aliquando ad vocem veri pastoris pascua vitae aeternae in Petro inveniunt! . . . ista pascua non videt anima nisi quae vestigia Petri credendo et confitendo fuerit prosecuta. ista pascua non videt Judaeus neque gentilis neque omnis haereticus, qui non sequitur pastorem, quem princeps pastorum Christus mundo vicarium dereliquit dicendo: Si amas me, pasce oves meas." Petrus ist also der vicarius Christi κατ' ἐξοχήν. Damit sind zahlreiche andere Stellen im Kommentar zu vergleichen. „Ecclesia", heißt es Lib. I, p. 15, „de cellariis Christi in beato Petro suscepit claves, in quibus summam rerum adepta est potestatem et ligandi solvendique meruit principatum," ferner Lib. IV, p. 70: „populus ecclesiae sub ovium vocabulo vel agnorum a domino Christo b. Petro apostolo pascendus est commendatus", daher ist „archiapostolus" (princeps apostolorum) für ihn der ständige Titel (s. z. B. Lib. VIII, p. 151 u. X, p. 192), und wer als Märtyrer in Rom stirbt, ist imitator eorum gressuum, qui in beato apostolorum principe Christum moriendo secuntur" (l. c.); denn die Gemeinde ist „enutrita b. apostoli Petri doctrina" (Lib. X, p. 203).

Es fehlen noch viele Schritte in der Entwicklung, bis die heute in der römischen Kirche geltende Auffassung erreicht sein wird, aber alle Elemente sind hier schon vorhanden, und trotz allem, was dem Paulus und den anderen Aposteln und allen Bischöfen gespendet wird, ist die Exklusivität der Idee zugunsten des Petrus und seiner Vikare schon im Anzug. Auch ist beides — Statthalter Petri und Statthalter Christi — für den Papst schon ganz deutlich vorgebildet, ja deutlicher als in manchen späteren Urkunden. Um die weitere Entwicklung zu verfolgen, bez. um zu konstatieren, wie weit sie zeitweise zum Teil noch hinter Aponius zurückgeblieben ist, sind die Predigten und Briefe Leos des Großen und die Schriftstücke seiner Nachfolger zu vergleichen.

Trafoi, 30. Aug. 1908.

Digitized by Google

Ranke und König Maximilian II. von Bayern über den moralischen Fortschritt des Menschengeschlechts.

Von

Ferdinand Jakob Schmidt.

Wenn ein Aufklärer des 18. Jahrhunderts oder etwa Gotthold Ephraim Lessing, die Vorträge hätte vernehmen können, die Ranke im Herbst 1854 zu Berchtesgaden dem König Maximilian II. von Bayern über die Epochen der neueren Geschichte hielt, er würde aufs höchste erstaunt und erschreckt gewesen sein. Denn so skeptisch der Rationalismus sonst gesinnt war, so war er doch von dem unerschütterlichen Glauben beseelt, daß die ganze geschichtliche Entwicklung letzthin keinen anderen Inhalt und kein anderes Ziel habe als die moralische Vervollkommnung des Menschengeschlechtes. Ein Zweifel an dieser Annahme wäre selbst Männern wie Kant und Friedrich dem Großen wie eine Versündigung an dem wahren Heiligtum der Menschheit erschienen, und sie würden in der Preisgabe jenes Ideales den Beginn der Auflösung aller Kultur gesehen haben. Und doch sollten noch keine hundert Jahre ins Land gehen, als Ranke, in seinem Zeitalter der tiefste Kenner der menschlichen Geschichte, sich aus einer gereifteren Erkenntnis der universalen Entwicklung heraus zu dem Urteil genötigt sah: „Ich glaube, daß in jeder Generation die wirkliche moralische Größe der in jeder anderen gleich ist, und daß es in der moralischen Größe gar keine höhere Potenz gibt."

Ich wüßte nicht anzugeben, an welchem anderen Punkte der geistige Gegensatz zwischen dem 18. und 19. Jahrhundert so deutlich zutage träte, als darin, daß in jenem die Grundansicht verfochten wird: das Menschengeschlecht schreitet fortgesetzt einer moralischen Vervollkommnung entgegen, während sich diesem die Erkenntnis erschließt: die Summe der moralischen Kräfte ist konstant.

Digitized by Google

Es ist unleugbar, daß es dem natürlichen Menschenverstande immerdar als ein schwerer Schlag erscheinen muß, auf die wohlgemeinte Hoffnung der moralischen Besserung unseres Geschlechtes verzichten zu sollen. Warum dann, so sagt man sich, alle die Mühe und Sorge des Lebens? Lohnt es sich dann überhaupt noch, alle die bitteren Kämpfe des Daseins auf uns zu nehmen, wenn doch das Gute in der Welt ein nicht zu vermehrendes, unveränderlich festes Kapital bleibt? Hat dann nicht der Prediger Salomo recht, wenn er, an der Verwirklichung der fortschreitenden Gerechtigkeit verzweifelnd, beständig den Refrain wiederholt: „alles ist eitel", und muß man dann nicht dem antiken Dichter zustimmen, wenn er sagt: nicht geboren zu sein, ist das Beste; wenn man aber geboren ist, so schnell wie möglich wieder von hinnen zu gehen? Dennoch wehrt sich unser Verstand gegen eine so feige pessimistische Lebensansicht, und eben darin äußert sich seine natürliche Gesundheit. Eine innere Stimme predigt uns unübertönbar, daß jedes Menschenleben eine höhere, unvergängliche Bestimmung in sich trage, wenn auch der Psalmist singt: „Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber gehet, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr."

Wenn aber unseres Daseins Spur *nicht* wie die eines Pilzes verweht wird, sondern eine unendliche Bedeutung hat, so entsteht die Frage, worauf diese beruht. Hierauf hat nun das 18. Jahrhundert geantwortet, daß diese Bedeutung nicht in den Individuen und Generationen selbst zur Erscheinung komme, sondern nur in den von ihnen ausgehenden Beiträgen und Wirkungen, durch welche die Gattung als solche dem Ziel der moralischen Vollkommenheit näher gebracht wird. Eben dies ist es aber, was Ranke bestreitet, und zwar aus einem doppelten Grunde. Gerade das vertiefteren Verständnis der Historie hatte ihm nämlich schengeschlechts weder irgend ein *bestimmtes* moralisches Endziel erkennbar sei, noch auch daß in den geschichtlichen Handlungen und Ereignissen *unbestimmterweise*, gleichsam einem geheimnisvollen Triebe folgend, auf ein solches Ziel überhaupt hingearbeitet werde. Wie Lessing nicht anders hätte fragen können, so fragte hier König Max: „Sollte man aber nicht doch annehmen dürfen, daß die Vorsehung, unbeschadet der freien Selbstbestimmung des Einzelnen, der Menschheit im Ganzen ein gewisses Ziel gesteckt hat, auf welches dieselbe, wenn auch nicht gewaltsam, hingeleitet wird?" Ranke aber erwiderte darauf unbedingt verneinend: „Dies ist eine kosmopolitische Hypothese, die man aber nicht historisch nachweisen kann." Lag in der Frage des Königs, daß dieser ganz im

Digitized by Google

Sinne Lessings den Gedanken von der Erziehung des Menschengeschlechtes geltend machte, so leugnet Ranke allerdings nicht, daß diese Idee etwas Wahres an sich habe. Aber vor Gott, so fügt er sogleich hinzu, erscheinen doch alle Generationen der Menschheit als gleichberechtigt, und damit ist der Kern der Erziehungsidee, wonach die späteren Geschlechter gegenüber den früheren moralisch höher stehen müßten, in der Hauptsache preisgegeben. Vielmehr gewinnt Ranke aus aller historischen Betrachtung immer nur dasselbe Ergebnis: „jede Epoche ist unmittelbar zu Gott, und ihr Wert beruht gar nicht auf dem, was aus ihr hervorgeht, sondern in ihrer Existenz selbst, in ihrem eigenen Selbst."

Das 18. Jahrhundert stellte alle geschichtliche Entwicklung unter den Begriff des Fortschrittes, weil es sich selbst für das fortgeschrittenste Zeitalter hielt. Es ist nicht nur Voltaire, der die Meinung verbreitet, daß alle früheren Epochen nur unvollkommene Vorbereitungsstadien für die erst mit seiner Generation erreichte Vollkommenheit der Vernunftfreiheit gewesen seien, sondern auch Schiller nennt noch den Repräsentanten der Aufklärung den „reifsten Sohn der Zeit". Der Gegensatz zu dieser rationalistischen Geschichtsauffassung konnte nicht wohl schärfer zum Ausdruck kommen, als daß Ranke nicht nur den moralischen Fortschritt der Menschheitsentwicklung nicht zugibt, sondern daß er den Fortschritt überhaupt nicht als eine Kategorie der geschichtlichen Erkenntnis gelten läßt. Er leugnet nicht, daß ein Fortschritt anzunehmen sei in allem, was sich sowohl auf die Erkenntnis als auf die Beherrschung der Natur bezieht. Und auch dies bestreitet er nicht, daß es auch für die Errungenschaften des Geistes wenigstens einen Fortschritt der äußeren Verbreitung gebe, indem er erklärt: „Die Expansion der moralischen und religiösen Ideen, überhaupt der Ideen der Menschheit ist in einem unaufhörlichen Fortschritt begriffen, und da, wo einmal ein Mittelpunkt der Kultur besteht, hat dieselbe die Tendenz, sich nach allen Seiten hin auszubreiten; aber nicht so, daß man sagen könnte, der Fortschritt sei an jedem Punkte ohne allen Stillstand." Dagegen stellt er rundweg in Abrede, daß der Begriff des Fortschrittes auf die Verbindung der Jahrhunderte im allgemeinen anwendbar sei, so daß man nicht sagen dürfe, daß ein Jahrhundert dem anderen dienstbar sei. Ebensowenig aber sei dieser Begriff anwendbar auf die Produktionen des Genius in Kunst, Poesie, Wissenschaft und Staat, weil diese alle einen unmittelbaren Bezug zum Göttlichen haben. Und in diesem Zusammenhang wird dann noch einmal ausdrücklich hervorgehoben, daß auch in dem

Digitized by Google

individuell moralischen oder religiösen Dasein kein Fortschritt anzunehmen sei, weil sich auch hierin eine unmittelbare Beziehung zur Gottheit darstelle. Das aber gilt ohne Einschränkung auch vom Christentum, und darum trifft diejenige Richtung des theologischen Historizismus, die das Christentum lediglich als einen Fortschritt der heidnisch-jüdischen Religionsentwicklung auszugeben sucht, wie ein vernichtendes Urteil der Satz: „Das Essentielle des Christentums ist nicht durch frühere unvollkommene Zustände vorbereitet worden, sondern das Christentum ist eine plötzliche göttliche Erscheinung, wie denn überhaupt die großen Produktionen des Genies den Charakter des unmittelbar Erleuchteten an sich tragen." Der Auffassung Rankes läßt sich daher die Form geben: Je wahrhaftiger und eindringlicher die Historie ihr Amt betreibt, desto nachdrücklicher tritt die Einsicht hervor, daß die Erfassung des geschichtlichen Zusammenhanges unter dem Gesichtspunkt des kausalen Fortschrittes sich als eine pseudohistorische Verwirrung erweist: der Begriff des kausalen Fortschrittes ist keine konstituierende Kategorie der geschichtlichen Erkenntnis.

Es ist ein schönes Zeichen für die feinsinnige und eindringliche Geistesart König Maximilians, daß er doch, ohne die Richtigkeit der Darlegungen Rankes zu bestreiten, dem aus dem 18. Jahrhundert nachwirkenden Gedanken von der moralischen Vervollkommnung des Menschengeschlechtes eine menschliche Bedeutung abzugewinnen suchte. Prüft man nämlich die Einwände des Königs, so findet man in ihnen letzthin das stichhaltige Bedenken ausgesprochen, daß der bloßen Verneinung der Idee eines moralischen Fortschrittes auf Grund des historischen Befundes doch die Vermittlung fehlt, durch welche jener Gedanke nicht als völlig bedeutungslos, sondern als in einer höheren Auffassung fortlebend nachgewiesen wird. Ranke verkennt auch die Wichtigkeit dieser Entgegnungen nicht, aber gerade an diesem Punkt zeigt sich die unerschütterliche Meisterschaft seiner historischen Kritik. Denn während der weniger sichere Historiker aus der Verkennung der Grenzen seines Faches leicht dazu bewogen wird, die historische Erkenntnis zur Grundlage aller geistigen Erkenntnis überhaupt zu machen, wußte Ranke das strengste Maß zu bewahren und hat sich nicht verführen lassen, auch solche Probleme mit der Historie zu vermengen, die ihr niemals zugänglich sind. Als ihm daher der König zuletzt die Frage entgegenhielt: „ist nicht aber doch jetzt eine größere Anzahl von Individuen zu einer höheren

Digitized by Google

moralischen Entwicklung gediehen als früher?" antwortete er mit klarer Besonnenheit, daß er dies zugebe, — aber nicht vom historischen Prinzip aus. Für die Historie bleibt dieser Gegensatz unvermittelt bestehen; diese Aufgabe ist auf einem anderen Wege und von einer anderen Wissenschaft zu lösen. Es wäre Dilettantismus, wollte sich die Geschichtswissenschaft die Entscheidung über allgemeine Geistesprobleme anmaßen, und daher kann sie in dem vorliegenden Fall von ihrem Prinzip aus auch nur den Gegensatz zum Ausdruck bringen, daß die Idee des moralischen Fortschrittes vom geschichtlichen Standpunkt aus nicht nachweisbar sei. Ranke bescheidet sich daher als Geschichtsforscher zu erklären: „Die Historie opponiert dieser Anschauung nicht, weist sie aber nicht nach. Insbesondere müssen wir uns hüten, diese Anschauung zum Prinzipe der Geschichte zu machen. Unsere Aufgabe ist, uns bloß an das Objekt zu halten."

Gerade deshalb ist diese Verhandlung zwischen Ranke und dem König Maximilian so interessant, weil sie aufs deutlichste zeigt, daß es nicht möglich ist, inbezug auf allgemeine Fragen bei dem Ergebnis bloß geschichtlicher Erkenntnis stehen zu bleiben, sondern daß es in solchen Fällen einer philosophischen Erforschung der Gründe bedarf. Wird der Mensch durch seinen natürlichen Verstand zu der Annahme von einem moralischen Fortschritt seiner Gattung gedrängt, so genügt es nicht, wenn der Historiker sich von dem Boden seiner Wissenschaft aus dieser Ansicht bloß widersetzt, und so einen Gegensatz zu jener rationalistischen Vorstellungsweise statuiert; wir können uns vielmehr erst dann begnügen, wenn dieser Gegensatz vermittelt und in einer höheren Einheit aufgehoben ist. Das aber ist nicht mehr das Geschäft des Historikers, sondern des Philosophen. Es ist die Notwendigkeit aufzuzeigen, die einen solchen Gegensatz hervorgetrieben hat, um durch dessen Beseitigung zur Wahrheit des Begriffs zu gelangen.

Wenn nun das Zeitalter der Aufklärung von der Idee einer moralischen Erziehung des Menschengeschlechtes beherrscht worden ist, so muß diese Lebensanschauung zunächst wie ein vollendeter Abfall von der Kulturidee des Christentums erscheinen. Denn das Wesen der christlichen Religion besteht nicht, wie der landläufige Empirismus noch immer glaubt, in einer Reinigung und Läuterung des Moralismus, sondern gerade umgekehrt in einer prinzipiellen Ueberwindung. Der Moralismus steht der Idee der christlichen Kultur schnurstracks entgegen, und dieser Gegensatz konnte gar nicht schärfer zum Ausdruck kommen, als darin, daß jeder, der noch in der Verwirklichung der Moralität die Be-

Digitized by Google

stimmung seines Lebens sieht, vom Standpunkt des Christentums aus ein Mensch der Sünde ist. So hat es der Apostel Paulus verkündigt, so hat es Augustinus gelehrt, und so hat es Luther gepredigt. Wie aber ist das möglich? Ist denn nicht der moralische Wille der Wille zum Guten? Und ist es etwa Sünde, einen solchen Willen zu haben, oder sollen wir statt dessen lieber gar einen Willen zum Schlechten haben? Güte und Barmherzigkeit, Sanftmut und Mitleid, opferwillige Hilfsbereitschaft und tatenfreudige Nächstenliebe sind doch moralische Eigenschaften, und sollen die etwa sündig sein? Wenn die Sache so einfach läge, dann wäre die Antwort freilich nicht schwer; dann wäre vielmehr die Ueberwindung des Moralismus eine Sünde, und das Christentum wäre nicht eine göttliche, sondern eine teuflische Macht. Aber die christliche Religion ist nicht zuletzt gerade darum in die Welt gekommen, um die Selbsttäuschung, welche in dieser Argumentation liegt und die Menschen von der Erfüllung ihrer wahren Bestimmung abhält, prinzipiell zu überwinden. Sagte die jüdische Religion als eine ausgesprochen moralistische Religion: der ungerechte Mensch ist der sündige Mensch, so bringt das Christentum zum Bewußtsein: nicht nur der ungerechte, sondern gerade der sich selbst gerecht machen wollende Moralmensch ist unter die Sünde verkauft. Damit hat die christliche Religion etwas schlechthin Neues, aus keinem natürlichen Zusammenhange Ableitbares in die Welt gebracht und ist eben dadurch die absolute Religion der Wahrheit und des Geistes geworden. Wer daher die moralische Forderung der Selbstgerechtigkeit und der Menschenliebe als ein selbständiges Prinzip festhält, gibt das Wesentliche des Christentums preis. Wieso?

Um darauf zu antworten, muß kurz auf den Ursprung und den Charakter des Moralismus hingewiesen werden. Inbezug auf den Ursprung muß zur Einsicht gebracht werden, daß die Moralität keine uranfängliche, wesenhafte Eigenschaft des Menschengeschlechtes ist. Sie entsteht erst mit dem Uebergange des Menschen aus der geschlossenen Natursozietät zur selbstbewußten Individualität. Solange der Mensch noch lediglich ein für sich unselbständiges Glied der natürlichen Gemeinschaft der Familie, der Sippe, des Stammes ist, wird auch das Leben durch die natürlichen Macht- und Abhängigkeitsverhältnisse und nicht durch moralische Grundsätze bestimmt. Infolgedessen sind auch die Götter dieser Epoche noch keine sittlichen Gottheiten, sondern die Repräsentanten der Macht, der überlegenen Kraft und Gewalt, so daß es verständlich wird, wie Plato noch selbst bei den homerischen Göttern den ethischen Charakter vergeblich suchte. Erst mit der Entdeckung der

Digitized by Google

Individualität und des daraus entspringenden Gegensatzes der Einzelnen gegen einander und gegen das Ganze entsteht auch das Bewußtsein der Moralität als Ausdruck und Ersatz für den Verlust der natürlichen Zusammengeschlossenheit. Denn wie der Schritt zur Verwirklichung der individuellen Selbständigkeit auf der einen Seite eine ungeahnte Steigerung der persönlichen Kräfte zur Folge hat, so erzeugt er auf der anderen Seite das beklemmende Gefühl der Isolierung und der schweren Last der Selbstverantwortlichkeit, aus der das Bewußtsein der Unterscheidung von gut und schlecht entspringt. Je nachdem daher dieses oder jenes Moment überwiegt, wird das Erwachen der Individualität entweder wie bei den Griechen als eine Erhebung zu göttlicher Freiheit und Schönheit empfunden oder aber wie bei den Israeliten als Sündenfall und Verstoßung aus dem Paradiese, infolge des Essens vom Baume der Erkenntnis des Guten und Bösen. Erwirkt in Hellas das stärkere Gefühl der Freiheit des Selbstbewußtseins die göttlichen Gebilde der Kunst und Wissenschaft, so bringt in Palästina der erhabene Ernst des Selbstverantwortlichkeitsgefühls das religiöse System der Moral hervor. Der Moralismus ist die notwendige Begleiterscheinung des Individualismus. Wie sie mit einander entstehen, so werden sie auch mit einander aufgehoben.

Dem Ursprung entspricht sodann der Charakter des Moralismus. Mit dem Uebergang zu der individuellen Trennung der Menschen von einander und vom Ganzen geht gleichwohl nicht das Bewußtsein verloren, daß der wahre, wesenhafte und auch uranfängliche Zustand derjenige der Einheit und Zusammengehörigkeit des Menschengeschlechtes ist. Das moralische Bewußtsein ist gar nichts anderes als die sich aufdrängende Ueberzeugung, daß die Aufhebung jener Einheit und Zusammengehörigkeit durch die individuelle Verselbständigung etwas Nichtseinsollendes und daher Wiederzubeseitigendes ist. Ohne dieses gegensätzliche moralische Moment wäre der Eintritt in den Zustand des Individualismus zugleich ein Versinken in den absoluten Egoismus und das heißt: in die absolute Sündhaftigkeit. Eben dies will die biblische Urgeschichte sagen, wenn sie die Verlebendigung der individuellen Selbständigkeit in ihrer ausschließenden Form den Sündenfall unseres Geschlechtes nennt. Auf dieser Entwicklungsstufe der Menschheit tritt also der Widerspruch hervor, daß die sinnliche Natur den Menschen dazu drängt, lediglich das Interesse seiner individuellen Selbstheit zu verfolgen, während das Bewußtsein, der Totalität des Lebens anzugehören, an uns die Forderung stellt, das eigene Interesse

Digitized by Google

dem allgemeinen einzuordnen. Sofern nun die Entwicklung und Befriedigung der sinnlichen Individualexistenz als die wesentliche Bestimmung des Lebens festgehalten wird, kann sich der entgegenwirkende Totalitätstrieb auch nur als einschränkende und verbietende Macht geltend machen. Das Allgemeine des Willens kann sich auf diese Weise nur inbezug darauf seinen Inhalt bestimmen, daß jeder individuelle Wille sich selbst soweit begrenze, als es nötig ist, um allen übrigen die Verwirklichung ihrer Individualität in gleicher Weise zu ermöglichen. Das aber ist nun der Standpunkt des Moralismus. Und es ist also dies das Charakteristische an ihm, daß der Mensch noch an der natürlichen, sinnlichen Besonderung seiner Selbstheit als der wesentlichen Grundlage seines Lebens festhält, so daß der allgemeine Wille nicht als des Menschen eigener Wille, sondern nur als ein das selbstische Begehren einschränkendes Sollen zum Bewußtsein kommt. Der auf dieser Stufe in die Erscheinung tretende Widerspruch zwischen dem Individualitäts- und dem Totalitätstriebe wird also durch den Moralismus nicht in einer höheren Einheit aufgelöst und versöhnt, sondern er wird vielmehr ins Unendliche hin festgehalten, weil die sinnliche Selbstheit noch als die unaufhebbare Grundbestimmung des Menschen aufgefaßt wird. Es wird zwar eingesehen, daß der allgemeine Wille dem individuellen gegenüber der höhere, göttliche Wille ist, aber er bleibt doch dem natürlichen Begehren entgegengesetzt und kommt diesem daher immer nur in seiner negativen Bedeutung zum Bewußtsein. Denn infolge des Entgegengesetzt-bleibens äußert er sich nicht als der Trieb, das allgemeine Gute selbst positiv zu verwirklichen, sondern nur als die negative Bestimmung, daß der selbstische Wille nichts gegen das Allgemeine tun soll. Was zu tun ist, überläßt daher der Moralismus dem selbstischen Willen und er verbietet ihm nur formell gegen das Allgemeine zu handeln, indem er ihm sagt: du sollst nicht töten; du sollst nicht ehebrechen; du sollst nicht stehlen! Das Entscheidende ist also dies, daß der Moralismus die Verwirklichung der sinnlichen Individualität als die wesentliche Bestimmung des Menschen festhält und daher jedem die natürliche Selbstsucht soweit einzuschränken gebietet, daß niemand dadurch in der Ausgestaltung seiner individuellen Bestimmtheit beeinträchtigt wird. Moralität ist das ethische Bewußtsein des sinnlichen Menschen.

Was hat danach die Idee der moralischen Erziehung des Menschengeschlechtes zu besagen? Erstens dies, daß die Menschheit dauernd auf der Stufe des sinnlichen Individualismus stehen bliebe und zwei-

Digitized by Google

tens, daß der Fortschritt der moralischen Selbstgerechtigkeit nur die Steigerung der individuellen Selbstsucht zur Folge haben würde. Der Moralist erstrebt auch im besten Falle prinzipiell immer nur seine eigene Gerechtigkeit. Er bleibt im Grunde Individualist, und er hält das Allgemeine des Willens als eine äußere Gesetzesmacht sich gegenüber. Mag dieses Gesetz nun das ungeschriebene Gesetz der Volkssitte oder die objektiv gestaltete Rechtsordnung des Staates oder das priesterliche Gesetz des göttlichen Willens sein, so ist doch der Moralist beständig nur darauf bedacht, seinen eigenen Willen mit dem Gesetzeswillen äußerlich in Uebereinstimmung zu halten, und es kommt zu keiner inneren Einheit des allgemeinen und des individuellen Willens, weil die natürliche Selbstheit in ihrer ausschließenden Besonderung festgehalten wird. Wenn daher das wahrhaft Gute die konkrete Einheit des allgemeinen und des besonderen Willens ist, so ist es klar, daß es vom Standpunkt des Moralismus aus gar nicht dazu kommen kann. Denn weder ist das Gesetz, als das bloß Allgemeine, von sich aus imstande, das Individuum gut zu machen, weil es sich nicht in dessen Besonderung einzulassen vermag; noch kann das Individuum seinerseits gut werden, weil es an seiner sinnlichen Besonderung äußerlich festhält. Es kann also auf diesem Boden eine solche konkrete Vereinigung des allgemeinen Gesetzeswillens und des Individualwillens in Wahrheit niemals innerlich erreicht werden, und es ist nur möglich, daß das Individuum sein äußeres Tun mit dem allgemeinen Gesetz möglichst in Uebereinstimmung hält. Die typische Erscheinung des Moralismus ist daher der Pharisäismus, dessen Grundnatur in allen kasuistischen Moralsystemen immer wieder hervortritt.

Wenn Ranke also erklärte, daß sich für die geschichtliche Erkenntnis ein moralischer Fortschritt des Menschengeschlechtes nicht bemerkbar mache, so liegt der Grund dafür darin, daß für die moralische Betrachtung der äußere Gegensatz zwischen dem sinnlichen Individualwillen und dem allgemeinen Gesetzeswillen in allem geschichtlichen Wandel unveränderlich bestehen bleibt und als solcher immer nur äußerlich ausgeglichen werden kann. Darüber hinaus kann der Moralismus gar nicht kommen, und er muß seine relativ vollkommenste Erscheinung da haben, wo es noch gar kein höheres Lebensprinzip gibt. In der Tat ist denn auch die praktische Durchführung der Selbstgerechtigkeit, wie sie im Pharisäismus hervortrat, an leidenschaftlicher Energie niemals überboten worden. Es ist daher ein grober Irrtum, die Pharisäer für eine Sekte von Heuchlern zu halten; in ihnen war vielmehr der mo-

Digitized by Google

ralische Trieb, das individuelle Tun in peinlichster Uebereinstimmung mit dem priesterlichen Gesetz zu halten, zur eigensten, innersten Gesinnung geworden. War der Moralismus in seiner Entwicklung einmal bis auf diesen Punkt gelangt, so konnte er an Kraft im wesentlichen auch weder zunehmen noch abnehmen, da der äußere Gegensatz zwischen dem Individuum und dem Gesetz unveränderlich bleibt. Die Geschichte aber hat sich wesentlich nur mit der äußeren Beziehung der Individuen und Nationen auf einander zu befassen.

Hiergegen würde nun König Max auch schwerlich etwas einzuwenden gehabt haben. Was ihm bei dem Gedanken an den moralischen Fortschritt vorschwebte, war etwas anderes. Ihm lag es offenbar daran zu wissen, ob die Menschheit in der Gesamtheit oder im Einzelnen nicht doch dazu fortschreite, statt der Selbstgerechtigkeit und des Eigenwohles vielmehr das Wohl des Anderen oder überhaupt das Wohl Aller zum Prinzip des individuellen Tuns zu machen. Es entstünde also damit die Frage, ob sich in der Entwicklung des Menschengeschlechtes nicht ein Uebergang vollzöge von der egoistischen zur altruistischen Moral. Aus den Antworten Rankes ist nun soviel zu ersehen, daß er auf Grund seiner geschichtlichen Einsicht auch einen solchen Fortschritt nicht anzuerkennen vermochte. Dem Altruismus steht vielmehr seine universalhistorische Ansicht gegenüber: „nichts ist ganz um des anderen willen da; keines geht ganz in der Realität des anderen auf". Mag der Engländer Bentham im Anschluß an Priestley immerhin die Formel aufstellen: das größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl (the greatest happiness of the greatest number), so bleibt doch auch das Glück etwas durchaus Individuelles, und niemand wird einsehen, weshalb er das eigene Glück opfern soll um des Glückes der Anderen willen. Der Moralismus, ob er nun als individualer oder sozialer Moralismus hervortreten mag, erreicht niemals, was er erreichen will, nämlich die Wiederherstellung der ursprünglichen Einheit und Zusammengehörigkeit des Menschengeschlechtes in einer höheren Form. Denn in der objektiven Sphäre des Handelns bleibt die individuelle, sinnliche Differenzierung der Menschheit unaufhebbar bestehen, und in der Begleiterscheinung des moralischen Triebes äußert sich der allgemeine Wille immer nur dahin, eine solche Ordnung für die Beziehung der Individuen auf einander zu erzeugen und zum Gegenstand der Gesinnung zu machen, daß alle individuellen Kräfte zur Entfaltung kommen, ohne einander zu stören. Aber als moralische Individuen bleiben die Menschen doch immer endliche, beschränkte Wesen, infolgedessen

Digitized by Google

ruft der Moralismus zugleich ein Gefühl der Unseligkeit hervor, das mit dieser individuellen Begrenztheit notwendig verbunden ist. Daraus erwächst aber der Drang nach Erlösung, nach Befreiung aus diesem Zustande der individuellen Eingeschränktheit und Gebundenheit und wird so zu einem „Zuchtmeister" (Erzieher) auf einen neuen, höheren Menschheitstypus hin, in welchem die Unfreiheit des Individualismus und Moralismus sich wieder aufhebt. Der Begriff des Menschen ist es also, der von sich aus nicht zu einem Fortschritt, sondern gerade umgekehrt zur Ueberwindung des Moralismus drängt, um zur Verwirklichung des wahren Wesens der Menschheit zu gelangen. Diese Erzeugung eines neuen Menschheitstypus hat nun in der Schöpfung des Christentums geschichtliche Gestalt angenommen.

In der berühmten Erzählung, in welcher uns berichtet wird, wie der Pharisäer Nikodemus bei Nacht und Nebel zu Jesus kommt und fragt, was er tun müsse, um selig zu werden, antwortet ihm der Herr: „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Es sei denn, daß jemand geboren werde aus Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen." In diesem Wort liegt das ganze Christentum. Es liegt darin die Grundwahrheit, daß es sich gar nicht um eine Entwicklung des Menschen, sondern um eine Entwicklung Gottes handle. Die heidnischen Religionen sind eben deswegen als Religionen noch unvollkommen, weil ihr Hauptgedanke die ins Unendliche fortschreitende Vollendung der Individuen oder, theologisch ausgedrückt, die Vergottung des Menschen ist. Demgegenüber hat erst das Christentum die absolute Wahrheit herausgestellt, daß es sich in allem Geschehen nicht um eine Vergottung des Menschen, sondern um die Menschwerdung Gottes handle. Die Natur ist nur das Mittel der Selbstoffenbarung Gottes, und das menschliche Individuum ist das höchste Produkt der Natur, insofern es sich selbst bewußt wird, Mittel oder Gefäß der Verwirklichung des göttlichen Geistes zu sein. Nur wenn dies der Inhalt seines Selbstbewußtseins ist, ist der Mensch wahrer Mensch, und dieses Bewußtsein kann er als geistgewordene Natur auf jeder Stufe der göttlichen Offenbarung haben. Keine der objektiven Religionen ist so unvollkommen, daß der Mensch sich nicht wesentlich als Werkzeug und Organ der Gottheit zu erfassen vermöchte. Das aber macht die wahre Frömmigkeit aus, und diese Frömmigkeit ist daher an sich dieselbe in allen Religionen. Was demnach fortschreitet, ist nicht die Frömmigkeit an sich, sondern die geistige Verklärung der Frömmigkeit durch die Selbstverwirklichung des göttlichen Geistes. Es ist die immer deutlichere Enthüllung der anfangs

Digitized by Google

noch ungeklärten Wahrheit und Wesenheit Gottes im Bewußtsein des Menschen. Darin besteht die Menschwerdung Gottes, und sie ist da vollbracht, wo sich Gott im frommen Bewußtsein als Geist verklärt hat, so daß der Mensch seine eigene Wahrheit in der Verwirklichung des göttlichen Denkens und Wollens ergreift. Das aber ist die Wiedergeburt des Menschen aus dem Geiste, und sie ist als solche die Aufhebung des Individualismus und Moralismus als eines selbständigen Lebensprinzipes. Denn als selbständiges Individuum vermag sich der Mensch nur solange Gott gegenüber festzuhalten, als er von dem göttlichen Wesen noch die Vorstellung hat, daß es ebenfalls eine ihm individuell gegenüberstehende Macht und zwar die der vollkommenen Gerechtigkeit sei. Sobald sich aber Gott als alles in sich begreifender Geist offenbart hat, so daß das wahre Sein der menschlichen Individuen nichts ist als die endliche Differenzierung dieses Einen, allschöpferischen und allumfassenden Geisteswesens, ist der moralische Individualismus prinzipiell überwunden. Der Christ ist nur dann wahrer Christ, wenn er nicht mehr sich, seine Güte, seine Gerechtigkeit, seine Heiligkeit will, sondern wenn er nur noch die Verwirklichung Gottes will. Wer noch an der Selbstgerechtigkeit als der wesentlichen Bestimmung des Lebens festhält, befestigt damit seine individuelle Trennung von Gott und setzt sich als endlicher Geist dem unendlichen Geisteswesen grundsätzlich entgegen. Dadurch aber wird alles Streben nach Selbstgerechtigkeit geradezu Sünde, weil es seine letzte Wurzel in dem selbstsüchtigen Triebe hat, in dem Gegensatz zum Allgemeinen etwas Besonderes sein und bleiben zu wollen. Zudem wird das Gute doch auf diesem Wege niemals erreicht. Denn gut ist doch nur der allgemeine Liebeswille, und das ist der göttliche Wille. Wer daher unabhängig von diesem selbst gut sein will, kann jenen allgemeinen Willen und somit das wahrhaft Gute gar nicht erreichen. Gut ist noch nicht derjenige, der seine eigene Güte will, sondern der die Güte des Ganzen will. Mag sich daher der Moralist freihalten von den Verstößen gegen Recht und Sitte, mag er noch dazu äußere Werke der Barmherzigkeit und Nächstenliebe soviel vollbringen, als er nur mag, so entbehrt solches Handeln doch der sittlichen Güte, weil hier die Selbstliebe und nicht die Gottesliebe die Grundlage der moralistischen Gesinnung ausmacht. Nur der Charakter der Gesinnung aber entscheidet darüber, was wahrhaft gut ist. Das Christentum verlangt infolgedessen nicht moralistische, sondern sittliche Güte; es verlangt die Güte, welche nicht aus der Selbstliebe, sondern aus der Liebe zum Ganzen entspringt. Da aber diese allgemeine, alles in sich be-

Digitized by Google

fassende, geistige Liebe einzig und allein göttlichen Wesens ist, so liegt darin zugleich für den Christen die Forderung, seinen individuellen Willen in dem allgemeinen Willen Gottes aufzuheben und somit an die Stelle der individuellen, die gottmenschliche Persönlichkeit zu setzen. Es ist daher ein neuer, überindividueller Menschheitstypus, der sich im Christentum verwirklicht, und dieser Vorgang ist symbolisch als eine Wiedergeburt aus dem Wasser und dem Geist bezeichnet worden. Das Wasser ist das Zeichen für das Abwaschen, das Absterben oder das Aufheben des individuell-selbstsüchtigen Menschentums und damit zugleich die Bedingung für das Einströmen des göttlichen Geistes. Im Christentum kann es sich daher nicht mehr um eine moralische Erziehung des Menschengeschlechtes handeln, sondern um die Verwirklichung des gottmenschlichen Wesens.

Wenn daher das Zeitalter der Aufklärung dennoch den Gedanken von der moralischen Erziehung des Menschengeschlechtes wieder aufgenommen hat, so muß diese Lebensanschauung allerdings zunächst wie eine Preisgabe der Grundidee des Christentums erscheinen. Auch kann nicht in Abrede gestellt werden, daß der vulgäre Deismus Englands und Frankreichs statt der geistigen, gottmenschlichen Persönlichkeit, wieder die natürliche, sinnlich-verständige Individualität als den eigentlichen Begriff des Menschentums in Anspruch genommen hat. Hier herrschte die Ansicht vor, daß nur der an die geschichtliche Ueberlieferung gebundene Aberglaube namentlich auf dem Gebiete des Rechts, der Politik und der Religion die Menschen hindere, echte Menschen zu sein. Dieses Hindernis aber werde beseitigt durch eine verständige Aufklärung des Menschen über sich selbst; denn die Allgemeinheit des Verstandes bringe auch die allgemeinen Züge der Humanität und Sympathie gegenüber den egoistischen Trieben zu immer entschiedenerer Geltung, und durch diese Erstarkung der Moralität würden dann die gesellschaftlichen und religiösen Gegensätze, welche die Menschen unter einander in Zwietracht bringen, bis zur Unschädlichkeit gemildert. Mit der Aufklärung des Verstandes ist die moralische Besserung notwendig verbunden: das ist der theoretische Glaube des Rationalismus.

Aber das ist nun das Bedeutsame, daß dieser Glaube an den moralischen Fortschritt des Menschengeschlechtes in demselben Zeitalter von dem entgegengesetzten Gedanken durchkreuzt wird, wonach die Kulturentwicklung die Menschen vielmehr verschlechtert habe. Es ist Rousseau, der diese Gegenströmung am faßlichsten zum Ausdruck gebracht hat, wenn er gleich am Anfang seines „Emil“ erklärt, alles sei gut

Digitized by Google

aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen und alles habe sich unter den Händen der Menschen verschlechtert. Infolgedessen ruft er auch der Menschheit nicht ein „Vorwärts in der Kultur" zu, sondern gerade umgekehrt: „zurück zur Natur!" Erst durch Hinzunahme dieses Gegensatzes wird der eigentümliche Geist der Aufklärung vollständig charakterisiert. Bei uns kann Lessing geradezu als Typus dafür dienen, wie diese entgegengesetzten Anschauungen von demselben Kopf vertreten werden. Denn während er sich in seiner „Erziehung des Menschengeschlechtes" dem Gedanken des moralischen Fortschrittes mit begeisterter Wärme hingibt, vertritt er im „Nathan" mit demselben Nachdruck die Tendenz, daß die Kulturreligionen nur eine Verkümmerung der wahren Urreligion seien. Wenn sich daher der Rationalismus selbst genötigt sieht, dem Gedanken einer fortschreitenden Menschheitsentwicklung die Behauptung eines tatsächlichen Rückschrittes zur Seite zu stellen, so liegt darin, daß beide Kategorien gleich einseitig sind und sich gegenseitig aufheben. Das besagt dann eben, daß die Menschheitsgeschichte durch diese Kategorien überhaupt nicht zureichend begriffen werden kann. Das ist aber die negative Seite der geschichtlichen Wahrheit, die sich dem historischen Sinne Rankes endgültig enthüllte, und die seinen königlichen Hörer in so großes Erstaunen setzte.

Aber mit dieser negativen Erkenntnis allein hätte der große Forscher nicht so tief in das Geheimnis der geschichtlichen Erscheinungen einzudringen vermocht, wenn er nicht zugleich auch den positiven Charakter der Historie endgültig durchschaut hätte. Wie er diesen verstand, erklärt er am deutlichsten in folgender Auseinandersetzung: „Das Große ist, daß die menschliche Freiheit überall in Anspruch genommen wird: die Historie verfolgt die Szenen der Freiheit, das macht ihren größten Reiz aus. Zur Freiheit aber gesellt sich die Kraft und zwar ursprüngliche Kraft; ohne diese hört jene in den Weltereignissen sowohl, wie auf dem Gebiete der Ideen auf. Jeden Augenblick kann wieder etwas Neues beginnen, das nur auf die erste und gemeinschaftliche Quelle alles menschlichen Tuns und Lassens zurückzuführen ist; nichts ist ganz um des anderen willen da; keines geht ganz in der Realität des anderen auf. Aber dabei waltet doch auch ein tiefer, inniger Zusammenhang ob, von dem Niemand ganz unabhängig ist, der überall eindringt. Der Freiheit zur Seite besteht die Notwendigkeit. Sie liegt in dem bereits Gebildeten, nicht wieder Umzustoßenden, welches die Grundlage aller neu emporkommenden Tätigkeit ist. Das Gewordene konstituiert den Zusammenhang mit dem Werdenden. Aber auch dieser Zusammenhang selbst ist nichts

Digitized by Google

willkürlich Anzunehmendes; sondern er war auf eine bestimmte Weise, so und so, nichts anders. Er ist ebenfalls ein Objekt der Erkenntnis." Mit diesen Worten weist Ranke darauf hin, wie sich ihm die große Antinomie der Historie löste, daß der Fortschritt keine Kategorie der Geschichtserkenntnis sei und daß doch ein Fortschritt wahrzunehmen wäre. Wie läßt sich das begreiflich machen?

Nach dem, was bereits über das Christentum hervorgehoben worden ist, muß die Antwort, vorweg genommen, lauten: es gibt einen Fortschritt! aber nicht einen solchen der von Generation zu Generation sich vollziehenden Vervollkommnung der Individuen, sondern einen Fortschritt der immer konkreteren Vergegenwärtigung des allgemeinen Weltgeistes im Bewußtsein der Menschheit. Die menschlichen Individuen gehen heut noch genau so wie beim Uranfang ihres Daseins mit denselben Gefühlen und Affekten, Trieben und Neigungen aus dem Schoß der Natur hervor; sie sind ihrer bloßen Naturbestimmtheit nach in keiner Weise besser oder schlechter geworden. Was sich dagegen fortschreitend entwickelt hat, ist das göttliche Totalitätsbewußtsein, jenes Bewußtsein des Menschen, mit dem Ganzen des Universums einheitlich verbunden und von ihm durchgängig bestimmt zu sein. Kommt dieses den Menschen durchdringende Totalitätsbewußtsein uranfänglich in dem Prozeß der Mythenbildung zur sinnlichen Veranschaulichung, so erweist es sich weiterhin als der dunkle Urgrund der geschichtlichen Gestaltung des Rechtes und des Staates, der Religion und der Moral, der Kunst und der Wissenschaft. Dieser alles in sich begreifende Gottesgeist ist die geheimnisvolle Kraft der Seher und Propheten und aller großen weltgeschichtlichen Individuen; was diese sind, das sind sie nicht durch sich, sondern durch ihn, und sie sind um so größer, je mehr er die Schranken ihrer Individualität durchbricht. Es handelt sich hierbei nicht um eine eigene, natürliche Entwicklung des Individuellen zu höherer Allgemeinheit, sondern gerade entgegengesetzt um eine von dem Allgemeinen ausgehende Aufhebung und Durchdringung des Besonderen. Kein Prophet und kein wahrer Dichter weiß es anders, als daß nicht er, sondern daß die Gottheit aus ihm spricht. Aber dadurch, daß sich der Weltgeist nach der immanenten Gesetzmäßigkeit seines Wesens in der Durchringung gewisser menschlicher Individuen und ihrer Taten immer bestimmter verwirklicht, kommt er so der ganzen Menschheit in zunehmend konkreter Gestalt zum Bewußtsein. Was auf diese Weise zur Erscheinung gekommen ist, das ist dann, wie Ranke sagt, das Gewordene, das den Zusammenhang mit dem Werdenden konsti-

Digitized by Google

tuiert; es ist das bereits Gebildete, nicht wieder Umzustoßende, welches die Grundlage aller neu emporkommenden Tätigkeit ist. Der ungeheure Fortschritt, der sodann durch das Christentum zum Bewußtsein gebracht worden ist, besteht darin, daß der Gottesgeist sich nicht nur in einigen auserwählten Individuen persönlich vergegenwärtigt, sondern daß er in allen Gläubigen persönliche Gestalt annimmt. Jeder Mensch, der im wahren Gottesglauben die ausschließende Selbstigkeit seiner Individualität abstreift, ist je nach der Größe des ihm anvertrauten Pfundes dazu ausersehen, durch die Vergeistigung seiner individuellen Naturbestimmtheit an dem göttlichen Entwicklungsprozeß teilzunehmen. Von den ersten Zeiten der Menschheit an bis auf den heutigen Tag ist darin also kein geschichtlicher Fortschritt eingetreten, daß jeder Einzelne sich stets und ständig wieder demselben Gegensatz ausgeliefert findet zwischen seiner Sonderexistenz und der Einheit und Ordnung des allgemeinen Lebensgeistes. Und wie dieser Gegensatz sich ewig erneuert, weil er ja das Leben selbst ist, so tritt auch das Individuum immer wieder als neue Naturbesonderung in die Welt, ohne daß hierin die geringste Aenderung einträte. Jedes Individuum ist schlechthin einzigartig und deswegen ist inbezug auf die Individuen ebenfalls kein Fortschritt möglich. Individuum est ineffabile. Was sich dagegen fortschreitend gestaltet, ist das Allgemeine, der Gottesgeist in seiner menschlichen, zeitlichen Erscheinungsform; hier findet ein Fortgang von der ursprünglichen Unbestimmtheit zu immer größerer Bestimmtheit und innerer Durchbildung statt und daher ist inbezug hierauf auch ein lebendiger Entwicklungszusammenhang erkennbar. Das macht dann freilich auch für das Individuum den Unterschied aus, ob ihm das Allgemeine des Weltgeistes in entwickelterer oder unentwickelterer Gestalt gegenübertritt. Aber auch dadurch wird die Lebensaufgabe der früher oder später in das Dasein tretenden Individuen nicht verändert, denn immer kommt es wieder darauf an, durch die Aufhebung des Gegensatzes zwischen dem Individuell-Besonderen und Geistig-Allgemeinen diesem letzteren, wie durchgebildet es auch schon sein mag, wiederum eine neue, noch nicht entwickelte Bestimmung abgewinnen zu helfen. Es gibt also einen Fortschritt der weltgeschichtlichen Bewegung, aber nicht einen solchen der Entwicklung des Individuell-Besonderen, sondern des Allgemeinen, Göttlichen, Geistigen. Was sich in der Geschichte als Entwicklungszusammenhang zu erkennen gibt, ist die Selbstverwirklichung des Weltgeistes als das in der Menschheit zur Erscheinung kommende Göttliche.

Die Summe aller Erörterungen Rankes mit dem Könige Max läuft daher im letzten Grunde darauf hinaus, daß er den falschen Ent-

Digitized by Google

wicklungsbegriff treffen will, der in den Darstellungen der Welthistorie eine verneinende Rolle spielt. Ohne sich auf das Entwicklungsproblem der Naturwissenschaft einzulassen, macht er wenigstens als historischen Wahrheitsbefund geltend, daß es keine natürliche Entwicklungsgeschichte der menschlichen Gesellschaft gibt. Es ist nicht wahr, daß der Mensch als natürliches Wesen, als natürlicher Geist von den dürftigsten Anfängen zu immer größerer Vollkommenheit gelangt, und daher ist es falsch, den Begriff der natürlichen Entwicklung auf die Geschichte der Menschheit anzuwenden. Denn die geschichtliche Erkenntnis ergibt, daß trotz der fortschreitenden Kultur der Mensch als natürliches Wesen immer derselbe bleibt; er ist als solcher immer ein Besonderes mit den aus dieser natürlichen Besonderung entspringenden Gefühlen und Trieben. Die Natur ist das Reich der zunehmenden Differenzierung, und daraus geht keine Entwicklung zu immer vollkommeneren, sondern zu immer beschränkteren Daseinserscheinungen hervor. Wenn es daher dennoch im Naturreich eine höher steigende Stufenreihe der organischen Bildungen gibt, so kann schon dieser Prozeß nicht mehr als ein Produkt der natürlichen Entwicklung verstanden werden, weil nicht die Differenzierung, sondern gerade umgekehrt ihre Aufhebung in einer gemeinsamen Lebenseinheit das Wesen der organischen Geschöpfe ausmacht. Ganz unbegreiflich aber wird aus diesem Vorgang der Naturbesonderung die Entstehung der geschichtlichen Kultur. Versteht man unter dem Begriff der Entwicklung einen Fortgang zu vollkommeneren Bildungen, so ist die Entwicklung der Gegensatz zur Veränderung und Besonderung der Natur. Dieser Gegensatz zeigt sich in der Geschichte als derjenige des allgemeinen, göttlichen Weltgeistes und des natürlichen, individuellen Menschengeistes und zwar in der Weise, daß dieser von jenem erfüllt und in seiner natürlichen Besonderung aufgehoben wird. Im strengen Sinne gibt es daher nur eine Entwicklung des Allgemeinen als des alles in sich begreifenden Geistes, der das Individuelle mit sich vereinigend durchdringt und sich dadurch seine konkreten Selbstbestimmungen gibt. Diese Selbstentwicklung des allgemeinen, göttlichen Geistes ist aber nicht der Gegenstand der historischen Forschung. Es ist einerseits die Theologie, die ihn in der Form der religiösen Offenbarung darzustellen hat, und andererseits die Philosophie, die ihn in Form der denkenden Erkenntnis zu begreifen hat. Objekt der Historie dagegen ist es, die Wahrheit dieser Entwicklung nicht in ihrem Wesen, sondern in ihrer individuellen Erscheinung zu erfassen. Sie hat das Individuelle der bedeutungsvollen Persönlichkeiten und Nationen darzustellen, aber dieses Individuelle nicht in seiner isolierten Abstraktheit, sondern in

Digitized by Google

seinem Getragen- und Erfülltsein von dem Allgemeinen in dem gegebenen Zustande seiner Entwicklung. Die Historie nimmt daher ihren Standpunkt in der Sphäre des Individuellen und erforscht, im Unterschiede von der Theologie und Philosophie, vielmehr wie das Allgemeine in seiner notwendigen Gewordenheit zum individuellen Eigentum gemacht wird und dadurch zur Neugestaltung der gegebenen Verhältnisse führt. Darin aber verwirklicht sich die Freiheit der Individuen und Nationen, insofern diese die vorgefundene Entwicklung des Allgemeinen nicht in seiner fremdartigen Notwendigkeit bestehen lassen, sondern es zum Gegenstand der eigenen und daher freien Selbstbestimmung machen. Alles geschichtliche Wirken und Handeln stellt sich demnach nicht als eine geradlinige Fortentwicklung des gegebenen Kulturbesitzes dar, sondern als eine Infreiheitsetzung des Persönlichen gegen das überkommene Allgemeine, insofern diesem die eigene, individuelle Form gegeben wird. Dadurch stellt sich dann der allgemeine Kulturbestand freilich in einer neuen, entwickelteren Gestalt dar, aber diese Fortbildung des Allgemeinen ist nicht der Grund, sondern die Folge der geschichtlichen Taten. Die Freiheit und nicht der allgemeine Entwicklungsfortschritt ist daher die konstituierende Kategorie der geschichtlichen Erkenntnis.

Führt diese Einsicht auch auf Hegel zurück, so hat sie Ranke doch in seiner Darstellung der weltgeschichtlichen Vorgänge zur Ausführung gebracht. Erst damit war die historische Forschung als wahrhaft selbständige Wissenschaft begründet. Denn als ein Produkt der Freiheit war die Geschichte nunmehr sowohl dem Einfluß der mechanischen und materialistischen Vorstellungsweisen, wie den theologisierenden und moralisierenden Einflüssen enthoben. Ebensowenig wie die Theologie und Philosophie eine historische Disziplin ist, ebensowenig kann die Historie unter die Gesichtspunkte der naturwissenschaftlichen oder theologischen Auffassung gestellt werden. Das Reich der Geschichte ist die Verwirklichung der menschlichen Freiheit.

Nach allem wird man die Aufzeichnungen der Erörterungen, die zwischen König Max und Ranke auf dem bayrischen Königschloß über das Wesen der Historie gepflogen wurden, immerdar mit Ehrfurcht betrachten. Insbesondere hat man es dem Könige zu danken, daß er durch seine geistvollen Einwürfe Ranke bestimmtere Aeußerungen entlockte, die sonst vielleicht verschwiegen geblieben wären. Und so konnte Ranke von dem Könige rühmen: „Ich darf wohl sagen, unter allen fürstlichen Personen, denen ich näher treten konnte, ist keine gewesen, der ich durch wissenschaftliche Studien der Historie mehr verbunden gewesen wäre."

Digitized by Google

Alte Geſchichte

Digitized by Google

Digitized by Google

Hannibals letzter Kriegsentwurf.

Von

Konrad Lehmann.

Der Sieg des genialen Scipio bei Naraggara (Zama) im Jahre 202 v. Chr. vernichtete Karthagos letzte Feldarmee. Hannibal unterlag und empfahl selbst der karthagischen Regierung den Frieden zu dem von Scipio geforderten Preise. Nicht als ob weiterer Widerstand gar nicht mehr möglich gewesen wäre. Nicht Verzagtheit oder Verzweiflung bestimmten den sonst so tapferen Kriegsmann, sondern die Einsicht, daß der Nutzen einer Fortsetzung des Kampfes nicht der aufzuwendenden Anstrengung entsprechen könne. Vielmehr sollte ihm der Friede nur die Zeit zur Sammlung neuer Kräfte gewähren, um später bei günstigerer Gelegenheit einen neuen Waffengang mit Rom zu wagen.

Eine energische und umsichtige Neuordnung der Staatsverwaltung begann ihm schon nach kurzer Zeit reichliche Mittel zu liefern, und eine Verbindung mit den Großmächten des Orients sollte die Handhabe bieten zur Vernichtung des gemeinsamen Feindes. Das waren Hannibals vorbereitende Maßregeln für den künftigen Entscheidungskampf.

Nachdem bei Kynoskephalai sein ehemaliger Verbündeter Philipp von Makedonien den römischen Legionen erlegen war, mußte Karthago sein Augenmerk auf den mächtigen und in seiner Rührigkeit und Kriegskunst verheißungsvollen König Antiochos von Syrien richten, zumal dieser bereits wegen seiner kleinasiatischen und thrakischen Interessen mit dem römischen Senate auf diplomatischem Wege Reibungen bekommen hatte. Als daher der karthagische Diktator, um den Nachstellungen Roms zu entgehen, aus seinem Vaterlande fliehen mußte, begab er sich zu Antiochos. Und da der syrische Herrscher schon lange

Digitized by Google

mit der Wahrscheinlichkeit eines Krieges gegen Rom rechnete, nahm er den berühmten Kriegsmann gern bei sich auf, um sich im gegebenen Falle seines Rates zu bedienen.

Endlich nach 4 Jahren ist Antiochos zum Kriege mit Rom entschlossen, und Hannibal äußert seine Ansicht beharrlich in dem Sinne, daß man Erfolge nur erhoffen dürfe von einem rücksichtslosen Vernichtungskriege in Italien selbst, von einem kraftvollen Stoße bis ins Herz der feindlichen Macht, und zwar auf der Grundlage eines Bündnisses mit (Makedonien und) Karthago. Der syrische König war zwar anfangs geneigt, dem Rate Hannibals zu folgen, doch schließlich verwarf er ihn und begnügte sich mit dem Ziel, Griechenland zu besetzen (Spätherbst 192). Und als einige Monate später in Griechenland abermals ein Kriegsrat stattfand, zu dem auch Hannibal wieder hinzugezogen ward, gab er seine Meinung wiederum mit allem Nachdruck im Sinne eines Offensivkrieges gegen Rom auf dem Schauplatz der Apenninhalbinsel selbst kund.

Joh. Kromayer unterwirft in seiner Vorbemerkung über die „strategisch-politische Lage" bei Ausbruch des syrisch-römischen Krieges (Antike Schlachtfelder in Griechenland, Bd. II. 1907. S. 127—134) und ausführlicher in seiner „politisch-strategischen Studie" „Hannibal und Antiochos der Große" (Albergs Neue Jahrbücher. 1907. I. Abtlg. XIX. Bd. S. 681—699) den Kriegsplan Hannibals einer Prüfung und kommt (nach dem Wortlaut in seiner Studie) zu folgendem Ergebnis:

Polybios habe unbewußt oder wenigstens unabsichtlich nicht strengste Objektivität gewahrt. „Seine aufrichtige Bewundeung der römischen Charaktergröße und der Kraft des römischen republikanischen Staatsgedankens hat ihn verführt, hier ein Bild mit vielleicht zu viel Licht und als Gegenstück bei seinen Landsleuten eines mit zu viel Schatten zu zeichnen. — So vereinigt sich alles, um die Sache der griechischen Staatenwelt in unseren Augen ungünstiger erscheinen zu lassen, als sie es vielleicht verdient. — Die Verurteilung, welche die ganze Politik und Kriegführung des Antiochos in diesem Konflikte (mit Rom) gefunden hat, stimmt nicht nur vollkommen mit der allgemeinen Mißachtung des hellenistischen Wesens dieser Epoche überein, sondern scheint auch durch das Verhalten eines Feldherrn und Staatsmannes von Hannibals unantastbarer Größe in jeder Beziehung gerechtfertigt zu werden." (S. 683 f.). — „Es ist vollkommen klar, daß, wenn es notwendig war, einen Niederwerfungskrieg gegen Rom zu führen, es nur in dem Hanni-

Digitized by Google

falschen Sinne geschehen konnte. Aber die Frage ist eben, ob der König das für notwendig gehalten hat, ja ob es vom Standpunkte seines Reiches überhaupt ratsam oder auch nur möglich war, einen solchen Krieg zu führen. Denn es ist ja ebenso klar, daß dafür ganz außerordentliche Mittel vorhanden sein mußten, Mittel, die vielleicht weit über Antiochos' Leistungsfähigkeit hinausgingen und vielleicht einem Ziele zustrebten, dessen Erreichung gar nicht in Antiochos' Interesse lag." (S. 686). — „Das höchste Ziel eines hochstrebenden Fürsten und Reorganisators, der Antiochos tatsächlich geworden ist, konnte besten Falles die Wiederherstellung des Reiches Seleukos' I. sein, ein Ziel, das zu erreichen schon fast über menschliche Kraft hinausging." (S. 687). — Das war „bei ihm nicht Mangel an Energie, sondern Politik, wohlberechtigtes Haltmachen an einer Grenze, die dauernd zu überschreiten doch seine Macht nicht ausreichte." (S. 688). — „Wie war es aber dann möglich, daß ein Mann von der Einsicht Hannibals dazu kam, ein solches Projekt (Vernichtungskrieg gegen Rom in Italien) überhaupt zu empfehlen? Die Antwort ist sehr einfach. Hannibal vertrat in Wirklichkeit gar nicht die Interessen des Antiochos, sondern er vertrat die Interessen Karthagos, oder vielmehr die Interessen seiner eigenen Hannibalischen Politik. Das Seleukidische Reich war ihm nur Mittel zum Zweck, es sollte ins Schlepptau der karthagischen Politik genommen werden ohne Rücksicht auf den Nutzen oder Schaden, der jenem daraus erwuchs. So zu handeln hatte Hannibal ein gutes Recht als karthagischer Patriot und als ausgesprochener Römerfeind. Des Antiochos gutes Recht war es aber ebenso, diese Politik zu durchschauen und ihr nicht zu folgen." (S. 690.) — Das Streitobjekt zwischen Rom und Antiochos war der Beuteanteil an der Niederwerfung von Makedonien und Aegypten — einige Küstenstriche in Kleinasien und Thrakien. (S. 692.) — „Der objektiv urteilende Historiker hat die Pflicht zu konstatieren, daß es sich für Antiochos lediglich darum handelte, ob die Grenze seines Reiches am Hellespont oder zwanzig Meilen weiter westlich gezogen werden sollte." (S. 694.) — „Er brauchte nur einen erfolgreichen Defensivkrieg zu führen." (S. 694.) — „Allenfalls konnte man diesen Defensivkrieg mit einer beschränkten Offensive einleiten. Das heißt, man konnte, wenn die Gelegenheit günstig war, nach Griechenland in die Interessensphäre Roms vorstoßen, hier Bundesgenossen werben, die dadurch zugleich Rom entzogen wurden, und die Last des Krieges auf Feindesgebiet wälzen." (695). — „Wir erkennen also deutlich, daß der Zwiespalt zwischen Antiochos und Hannibal nicht, wie Mommsen es aufge-

Digitized by Google

faßt hat, darin bestand, daß Hannibal seine großartigen und hochherzigen Pläne für kleinkrämerischer und niedriger Leute Rechnung entworfen hatte, und daß man am Hofe des Antiochos zu tun zu schlaff war, was man zu denken den Mut besessen hatte, sondern wir sehen, daß in dem Könige und dem großen Verbannten sich zwei entgegengesetzte Auffassungen der Ziele des Krieges und damit zugleich der Art der Kriegführung gegenüberstanden, Auffassungen, von denen die des Königs den Interessen seines asiatischen Reiches weit angemessener war als die Hannibals und die ihn daher nicht nur berechtigte, sondern verpflichtete, den Einfluß des großen Karthagers an seinem Hofe nicht zu mächtig werden zu lassen, da der geniale Mann in seinem leidenschaftlichen Hasse gegen Rom gewiß alle Mittel der Intrigue und des persönlichen Einflusses in Bewegung gesetzt hat, um hier noch endlich das Ziel seines Lebenswunsches zu erreichen." (S. 696 f.) — Durch Vergleich mit der Clausewitzschen Kriegstheorie „erkennen wir, daß — — in der Tat nicht Kurzsichtigkeit und Schlaffheit, sondern wohlberechnete Ueberlegung des Antiochos Schritte geleitet hat. Wenn die Würfel des Krieges gegen ihn gefallen sind und er, statt den Römern bei Magnesia den Untergang zu bereiten, selber erlegen ist, nun so teilte er das Geschick, der taktischen Ueberlegenheit der Römer nicht gewachsen gewesen zu sein, mit seinem großen Berater Hannibal selber. — — Es hatte sich der alte und doch immer neue Satz wieder bewährt, daß die taktische Kraft im Kriege das Ausschlaggebende ist und bleibt." (S. 699.)

Das ist im Auszuge die Ansicht Kromayers von dem großen Zusammenstoße zwischen der Vormacht des hellenistischen Orients und der machtvoll emporstrebenden, herrschgewaltigen Republik des Occidents und von der Rolle, die Hannibal dabei spielt. Auf Grund seiner politisch-strategischen Erwägungen glaubt er sich berechtigt, sich gegen die Autorität des Polybios und dessen Urteil über Hannibal und Antiochos aufzulehnen. Er stellt Hannibal als einen lediglich egoistischen Zwecken dienenden, gewissenlosen und geradezu gefährlichen Bundesgenossen dar und den Syrerkönig als einen Strategen, der in dem ihm durch Rom aufgezwungenen Kampfe sich zwar von weiser Einsicht in das Erreichbare leiten lasse, dessen energische und rührige Kriegsleitung sich innerhalb der durch die Verhältnisse gebotenen Grenzen der großen Aufgabe vollauf gewachsen zeige und allen Forderungen der Kriegstheorie entspreche, der aber das unverschuldete Mißgeschick habe, auf dem Schlachtfelde mit seinen Streitmitteln der Gefechtskunst des Gegners nicht gewachsen zu sein.

Digitized by Google

Ist dieses Urteil richtig, so ist es von gewaltiger Bedeutung für unsere gesamte Kenntnis von dem weltgeschichtlich hochbedeutsamen Kampfe der Römer mit den Mächten des Orients und den übrigen Völkern des Mittelmeergebietes. Denn unsere Ueberlieferung über die ganze Periode vom Jahre 200 bis zum Ausgange des jüngeren Scipio Afrikanus fließt fast ausschließlich aus der Urquelle Polybios.

Prüfen wir also zunächst Kromayers Ansicht von dem Kriegsplan des Antiochos, indem wir vorläufig seine Auffassung von der politischen Begründung derselben als richtig voraussetzen.

Nur mit einem Wort berühre ich den kriegswissenschaftlichen Fundamentalsatz Kromayers, daß „die taktische Kraft im Kriege das Ausschlaggebende sei und bleibe." Der Satz hat natürlich nur in dem negativen Sinne Berechtigung, daß alle strategischen Erfolge durch eine taktische Niederlage vernichtet werden können. Hingegen darf doch wohl nicht übersehen werden, daß es zum Siege nicht nur taktischer Kraft, sondern ganz wesentlich auch der zweckentsprechenden strategischen Grundlegung bedarf.

Ferner beruft sich Kromayer auf die Ausführungen von Clausewitz über Kriegführung mit beschränktem Ziel und kommt zu dem Ergebnis (S. 698): „Das sind goldene Worte des großen Meisters und seine ganze Charakterisierung dieser Art des Krieges und ihrer Mittel wie zugeschnitten auf die Verhältnisse von Antiochos und Rom."

Den ersten Teil seiner Behauptung erkenne ich bereitwilligst an, aber ebenso entschieden verwerfe ich den zweiten. Denn Clausewitz spricht zwar von einem Angriff mit Beschränkung des Ziels, aber nicht mit Beschränkung des Kraftaufwandes. Er denkt an Staaten, die mit Aufbietung ihrer gesamten verfügbaren Kraft in den Krieg eingetreten, aber selbst mit dieser Streitmacht nicht imstande sind, den Gegner völlig wehrlos zu machen und zu jedem Frieden zu zwingen.

Auch General von Cämmerer, auf den sich Kromayer ebenfalls beruft, vertritt ganz unzweideutig die Forderung: bei beschränktem Ziel doch unter allen Umständen Entfaltung aller vorhandenen Kraft, um wenigstens dieses mit Sicherheit zu erreichen (Die Entwickelung der strategischen Wissenschaft. Bibliothek für Politik und Volkswirtschaft. Heft 15. Berlin 1904. S. 89 f.): „Ich bin der Meinung, daß Clausewitz zwar dem auf völlige Niederwerfung des Feindes gerichteten Angriff einen solchen „mit beschränktem Ziel" entgegenstellen wollte, daß er aber auch für diesen Angriff mit beschränktem Ziel an seinem

Digitized by Google

zweiten Fundamentalsatz festzuhalten gedachte: die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte ist das Hauptprinzip des Krieges und für die ganze Seite des positiven Handelns der Hauptweg zum Ziel" — was doch selbstverständlich Bereitstellung aller Streitkräfte zur Entscheidung voraussetzt. (Vgl. auch S. 95 und 152 f.).

Antiochos hingegen trat nur mit einer Avantgarde von rund 10 000 M. z. F., 500 Reitern und 6 Elefanten in den Krieg ein, und binnen einem halben Jahre konnte er noch nicht den geringsten Nachschub aus Asien erlangen. Sein Ziel war angeblich, Griechenland vorwegzubesetzen, um es als wertvolles Unterpfand für die Friedensverhandlungen zu benutzen, d. h. um sich dadurch die Anerkennung seines thrakischen Besitzes zu sichern.

Einerseits aber, wenn es ihm wirklich noch im Herbst 192 gelungen wäre, ganz Griechenland zu besetzen, so wäre dies zweifellos für Rom noch lange kein Verlust gewesen, der es von der „Unfähigkeit zu fernerem Widerstand" oder von der Wertlosigkeit weiteren Kampfes hätte überzeugen können. Denn erstens war Griechenland noch gar kein integrierender Bestandteil des römischen Staates, vielmehr für frei erklärt, und seit 194 waren sogar die römischen Besatzungen aus Korinth, Chalkis und Demetrias, den drei „Fußfesseln" des Landes, zurückgezogen. Zweitens wäre durch eine Besetzung Griechenlands die Herrschaft Roms in Italien und seine Machtstellung im westlichen Mittelmeergebiet nicht im mindesten erschüttert worden. Vielmehr konnte es keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß Rom nicht ohne Kampf Griechenland dem Syrerkönige überlassen würde. Andererseits, selbst wenn es in diesem Kampfe dem Antiochos gelungen wäre, den Besitz Griechenlands gegen römische Heere erfolgreich zu verteidigen, so müßte die Kritik ihm das Zeugnis ausstellen, daß er von vornherein und bewußtermaßen für einen ziemlich geringen Siegespreis ganz unverhältnismäßig ungeheure Opfer an Geld und Kraft und Blut auf sich genommen habe — immer vorausgesetzt, daß der thrakische Küstensaum in Wirklichkeit das Streitobjekt war. Seiner staatsmännischen Befähigung brächte ein solcher Erfolg zweifellos keinen Ruhm.

Konnte er sich aber überhaupt Hoffnung auf eine erfolgreiche Behauptung Griechenlands als Tauschwertes bei den Friedensverhandlungen machen? Nicht nur der tatsächliche Verlauf der Dinge hat ihm in furchtbarem Umfange Unrecht gegeben, sondern auch von Anfang an hätte ihm die Betrachtung der militärischen Lage die gewichtigsten Bedenken wecken müssen. Denn um sich der Behauptung eines so aus-

Digitized by Google

gedehnten, dabei aber ziemlich verarmten Landes wie Griechenlands gegen eine kriegsgewaltige Großmacht wie Rom zu versichern, hätte er von vornherein eines viel, viel größeren Aufgebotes von Streitkräften nebst Unterhaltsmitteln bedurft, zumal er mit Sicherheit nur auf die Hilfe des aitolischen Bundes rechnen konnte. Dazu kam, daß die Verbindung mit seinem Reiche nicht sehr günstig war, da das Aegäische Meer und die kleinasiatische Küste durch Rhodos und Pergamon und schließlich doch auch durch römische Flotten nicht unbedenklich gefährdet werden konnten. Dabei sieht Kromayer den Uebergang nach Griechenland als eine Defensiv-Maßregel an und betont (S. 692), daß die diplomatischen Beziehungen zwischen Rom und Antiocheia durchaus freundschaftlich und versöhnlich gewesen seien. Das stimmt aber nicht zu den Quellennachrichten. Denn wenn Kromayer (S. 692) sagt: „Noch i. J. 197 kehrten Gesandte des Antiochos mit ehrenvollen Dekreten und freundschaftlichen Antworten aus Rom zurück," so versäumt er, die Bemerkung des Livius (XXXIII, 20, 9) hinzuzufügen, daß der Senat sie freundlich angehört und gnädig entlassen habe „ganz den Zeitumständen gemäß, da man bis dahin von dem Erfolge gegen Philipp (bei Kynoskephalai) noch nichts gewußt hatte."

Selbst wenn also das politische Verhältnis zu Rom nicht so günstig war, wie Kromayer annimmt, so wäre es von Antiochos' Seite offensichtlich eine unerhörte staatsmännische Ungeschicklichkeit gewesen, nur um eines winzigen Streitobjektes willen, in dessen Besitz er obendrein schon war, durch offensives Vorgehen nach Griechenland mit ganz ungenügenden Streitmitteln einen Krieg zu beginnen, der selbst im günstigen Falle gewaltige Opfer kosten mußte, ohne daß diese jemals zu dem zu erhoffenden Gewinn in einem irgendwie angemessenen Verhältnis hätten stehen können.

Viel wahrscheinlicher ist es, daß Antiochos sich nicht um eines so geringen Streitgegenstandes willen in einen solchen Krieg gestürzt haben wird. Es läßt sich annehmen, daß er ein weit größeres Ziel verfolgt hat.

Die Römer wenigstens argwöhnten von Anfang an, d. h. seit 197, daß Antiochos nicht nur den Anteil des Makedonierkönigs Philipp an der ptolemäischen Beute, die kleinasiatischen und thrakischen Küstenstriche zu besetzen, sondern auch in Griechenland dessen Erbschaft zu übernehmen trachte; und zwar dachte man zweifellos an eine Eroberung Griechenlands durch Antiochos zwecks dauernden Besitzes, nicht aber nur an eine vorübergehende militärische Besetzung des Landes als

Digitized by Google

strategische Offensivmaßregel einer politischen Defensive. (Vgl. Pol. XVIII, 30. Liv. XXXIII, 13; 27; 31; 43; 49; 59. XXXV, 51). Demgegenüber will es wenig besagen, daß Antiochos selbst in seinen Proklamationen an die Griechen behauptet, er sei gekommen, um Griechenland wahrhaft frei zu machen; denn wir sehen ihn sofort Waffengewalt anwenden, sobald die Völker sich von ihm nicht beglücken lassen wollen. (Liv. XXXV, 33; 44; 46; 48. XXXVI, 9). Vgl. auch die sehr treffende und einzig mögliche Antwort, die der Chalkidier Miktion dem Könige auf seine Forderung erteilte (Liv. XXXV, 46): „Er könne nicht begreifen, was das für Leute sein möchten, zu deren Befreiung Antiochos aus seinem Reiche nach Europa herübergekommen sei. Denn er kenne in Griechenland keine einzige Stadt, die entweder eine römische Besatzung habe oder an ein nachteiliges Bündnis gekettet Gesetze zu dulden habe, in welche sie sich nicht fügen wolle." Ferner das Urteil, das Polybios XV, 24 als ganz allgemeingültig ausspricht: „Es mag freilich wohl bei allen Königen der Fall sein, daß sie bei ihrem ersten Auftreten allen mit dem Namen der Freiheit entgegenkommen und diejenigen als Freunde und Bundesgenossen anreden, welche sich ihrer Sache angeschlossen haben, dann aber, wenn sie ihre Absichten erreicht haben, denen, die ihnen Glauben geschenkt haben, sofort nicht mehr nach Bundesgenossen-, sondern nach Despotenart begegnen." — Infolgedessen tritt denn auch in den neueren Geschichtsdarstellungen allenthalben die Auffassung hervor, daß Antiochos eine Eroberung Griechenlands geplant habe.

In den diplomatischen Verhandlungen mit den römischen Gesandten hat er freilich, wie ja ganz erklärlich ist, niemals von solcher Absicht gesprochen, auch wurde er von den Aitolern naturgemäß nur als „Befreier Griechenlands und Schiedsrichter zwischen ihnen und den Römern" herbeigerufen. Aber bezeichnend ist es, daß selbst diese seine Bundesgenossen ihn zum Oberfeldherrn ernennen mußten mit der Befugnis, ihren Dreißiger-Ausschuß zu Rate zu ziehen, „wenn es ihm beliebe." Nach alledem erscheint er in der Tat in Griechenland auch politisch interessiert. Ja, ich möchte auch seine vielberufene Heirat im Winterlager von Chalkis im wesentlichen nicht als eine Betätigung schlaffer, wollüstiger, sultanhafter Unbekümmertheit, sondern als einen politischen Akt ansehen. Wenn auch Polybios (ähnlich wie der ihn zitierende Athenaios) diese Handlungsweise des Königs als Schlaffheit und Zügellosigkeit verurteilt hat, so geschah dies gewiß lediglich vom militärischen Standpunkte aus, insofern Antiochos diese Zeit militärisch

Digitized by Google

hätte besser ausnutzen müssen. Denn es ist auf der anderen Seite doch auch anzuerkennen, daß der König wenigstens bis über die Mitte des Winters hinaus immerhin — wenn auch wegen unzulänglicher Vorbereitung erfolglos — bemüht gewesen war, seine Stellung in Griechenland zu festigen, bis ihm römische und makedonische Streitkräfte in Thessalien entgegengetreten waren. Noch im Winter hatte er den Polyxenidas abgeschickt, um die Flotte und die Truppen aus Asien zu holen — was freilich nun naturgemäß auch nicht mehr schnell genug bewerkstelligt werden konnte. Für den Rest des Winters (etwa von Ende Januar an) mochte er es daher für vorteilhaft halten, von weiteren Maßregeln zu gewaltsamer Besetzung Griechenlands vor der Hand abzusehen und die Zeit bis zum Frühlingsanfang mehr zur moralischen Gewinnung des Griechenvolkes zu benutzen. Bloße Genußsucht des Fünfzigjährigen ist es schwerlich gewesen, die ihn, den Großkönig von Asien, veranlaßte, in aller Form um die Tochter eines chalkidischen Bürgers zu werben. Denn „nicht wenig schmeichelte diese Ehre den Chalkidiern wie den übrigen Euböern, denen zu Ehren die Neuvermählte den Namen Euboia empfing; sie wurden seitdem eifrig königlich gesinnt" (Niese, Gesch. d. griech. u. mak. Staaten, II, S. 700). Und gerade dieser politische Erfolg der Hochzeit des Antiochos war es, der den römischen Konsul Manius Acilius Glabrio und seinen Stab ein Vierteljahr später, nach dem Siege bei Thermopylai, so furchtbar ergrimmte, daß er von Flamininus nur mit Mühe davon zurückgehalten werden konnte, an Chalkis rücksichtslos Rache zu nehmen (Plut., Flam. 17). Daß infolge des kläglichen Scheiterns seiner griechischen Expedition wenige Wochen später dieses Verfahren, für das der asiatische Herrscher gewiß einen sehr großen Aufwand geopfert haben wird, verurteilt worden ist als erschlaffend und die Kriegszucht lockernd, ist nicht sonderlich wunderbar, da der Kontrast dieses Mittels zu dem schließlichen Mißerfolge dazu herausforderte.

Wenn also Antiochos mit seinem Uebergang nach Griechenland die dauernde Besetzung des ehedem Philipp von Makedonien gehörenden Landes bezweckt hat, so dürfen wir ihm allerdings nicht den Vorwurf einer sträflich sinnlosen Politik, eines Opferns riesiger Ausgaben und einer Heraufbeschwörung eines unverhältnismäßigen Risikos für ein viel zu geringfügiges Objekt machen. Vielmehr muß er als ein wagemutiger, keck zufassender, entschlossener Politiker erscheinen, der den Augenblick für gekommen hielt, um sich einen großen Siegespreis zu sichern.

Digitized by Google

Seine Ehre als Politiker wäre damit vor der allergröbsten Aburteilung bewahrt. Es fragt sich nur, ob sein Uebergang nach Griechenland — selbst als strategische Offensivmaßregel einer defensiven Politik — sich militärisch rechtfertigen läßt.

Der Krieg zwischen Rom und Antiochos lag schon lange in der Luft. Zu einem Vernichtungskriege gegen Rom, wie Hannibal ihm riet, konnte der Großkönig sich doch nicht recht entschließen, wenn er auch den Darlegungen des Karthagers ihre objektive Richtigkeit nicht absprechen wollte. Aber der Gedanke war ihm noch zu unheimlich groß. Nun begann es sich in Griechenland zu regen, auch Philipp von Makedonien schien einer Erhebung gegen Rom nicht abgeneigt. In Griechenland standen seit 194 keine römischen Besatzungen mehr. Dikaiarch, der Abgesandte der Aitoler, war zu ihm gekommen und hatte ihm mitgeteilt, „wieviele Truppen zu Fuß und zu Roß die Aitoler dem Antiochos überlassen würden, welche Plätze für sein Landheer und welche Häfen für seine Flotte“ (Liv. XXXV, 12). Nach Aegypten und Innerasien hin hatte sich der König bereits gesichert (c. 13). Sein Minister Minnion erklärte sich völlig davon überzeugt, daß Roms Forderungen unverschämt seien und Antiochos in einem Kriege mit Rom des Sieges sicher sein könne (c. 15). Nach der Auseinandersetzung sodann mit der römischen Gesandtschaft äußerte man sich im Ministerrat allgemein empört über das Ansinnen der Römer und erklärte, schon aus prinzipiellen Gründen dürfe sich der Großkönig nicht von der Republik des Westens in seine griechische Politik hineinreden lassen (c. 17), und Alexander von Akarnanien, der als ehemaliger Vertrauter Philipps über die Verhältnisse am makedonischen Hofe genau unterrichtet zu sein schien, malte ihm die Aussichten in den rosigsten Farben aus (c. 18). Dann kam Thoas, der Führer des aitolischen Bundes, persönlich zu Antiochos, um ihn zur Beteiligung am Kriege gegen Rom aufzufordern (c. 32), und nun faßte der aitolische Bund auch den förmlichen Beschluß, daß Antiochos eingeladen werden sollte, als Griechenlands Befreier und Schiedsrichter zwischen Aitolern und Römern aufzutreten (c. 33). Alsbald schlugen die Aitoler wirklich los und besetzten Demetrias (c. 34). Thoas kam abermals, forderte Antiochos auf, schnell einzugreifen und den Römern in Griechenland zuvorzukommen, aber Hannibals Plan eines Verzweiflungskrieges gegen Rom als unzweckmäßig und zu weitführend zu verwerfen. „Demetrias gehöre schon den Aitolern. In Griechenland flehe alles im Gebet um die Ankunft des Großkönigs. Alles würde an den Küsten zusammenlaufen, wo sich die königliche Flotte

Digitized by Google

blicken lasse" (c. 42). Da wendete sich Antiochos endgültig von Hannibals Rat ab und glaubte, die günstige Gelegenheit zu einer Besetzung Griechenlands nicht verpassen zu dürfen. „Besonders gehoben durch den Uebertritt der Stadt Demetrias von den Römern zu den Aitolern, beschloß Antiochos, den Zug nach Griechenland nicht länger zu verschieben" (c. 43). Denn nun glaubte er die nötige Basis für eine Besetzung Griechenlands gewonnen zu haben und dieses nicht in die Hände eines anderen fallen lassen zu dürfen. Auch die Jahreszeit schien ihm sehr günstig; denn es war bereits Spätherbst, und der ganze Winter schien ihm zur Verfügung zu stehen, um sich des ganzen Landes zu bemächtigen, ehe Rom Anstalten machen könne, eine Seeexpedition gegen ihn auszurüsten.

Das Verhalten des Antiochos ist also allerdings das gerade Gegenteil von Zaghaftigkeit und Schlaffheit — so weit hat Kromayer recht —; es ist sogar kecker, frischer Wagemut, verwegene Entschlossenheit. Es gilt jedoch zu prüfen, wie wir diesen Wagemut zu werten haben.

Seine Erfolge in Griechenland sollten ihn sehr bald belehren, daß die mitgebrachten 10 000 Mann selbst für den vorläufigen Zweck in Griechenland viel zu schwach waren — „eine Mannschaft, die, wie es bei Livius c. 43 mit Recht heißt, „kaum hinreichte, ein unbewaffnetes Griechenland zu besetzen, geschweige denn einen Krieg mit Rom auszuhalten." Seine aus Asien nachzuschaffenden Streitkräfte waren nach seinem eigenen Geständnis (c. 44) „noch in keiner Hinsicht in gehöriger Bereitschaft." Die Hilfe der Aitoler und der übrigen Griechenstämme, denen der König blindlings vertraut hatte, blieb weit hinter den Versprechungen zurück; ja, selbst nach der Mitte des Winters war sein Anhang in Griechenland ganz unzulänglich. Immer deutlicher wurde es, daß die Erwartungen, die er auf die pompösen Hochzeitsfeierlichkeiten in Chalkis setzte, sich lange nicht in gewünschtem Umfange erfüllen wollten und daß ein rühriges, schneidiges Vorgehen gegen die sich ablehnend verhaltenden Griechen eines energischen, zielbewußten Militärs würdiger gewesen wäre. Darauf bezieht sich wohl der Vorwurf der Schlaffheit, den Polybios nach dem Zitat des Athenaios dem Antiochos gemacht zu haben scheint.

Wie stellt sich also die militärische Kritik zu dem Unternehmen des syrischen Königs gegen Griechenland?

Derselbe Clausewitz, auf den sich Kromayer für sein Urteil geglaubt hatte berufen zu dürfen, sagt an anderer Stelle (Vom Kriege. Buch 8: Kriegsplan, Kap. 7: Beschränktes Ziel. Angriffskrieg): „Die Schwä-

Digitized by Google

chung unserer Streitkraft durch die Eroberung eines feindlichen Landstrichs hat ihre Grade, und diese hängen am meisten von der geographischen Lage desselben ab. Je mehr er ein Supplement unserer eigenen Länder ist, innerhalb derselben liegt oder sich an ihnen hinzieht, je mehr er in der Richtung der Hauptkräfte liegt, um so weniger wird er unsere Streitkraft schwächen. — Wenn dagegen der eroberte Landstrich sich zwischen die anderen feindlichen Provinzen hineinstreckt, eine exzentrische Lage und eine ungünstige Gestalt des Bodens hat, so wächst die Schwächung so sichtbar, daß nicht bloß eine siegreiche Schlacht dem Feinde erleichtert, sondern ihm sogar unnötig werden kann. — — Es kommt also bei der Frage, ob wir uns ein solches Ziel stecken sollen, darauf an, ob wir darauf rechnen können, im Besitz der Eroberung zu bleiben, oder ob ein vorübergehender Besitz (Invasion, Diversion) die darauf verwendeten Kräfte hinreichend vergilt, besonders ob nicht ein starker Rückschlag zu befürchten ist, der uns ganz aus dem Gleichgewicht wirft." Und ganz im allgemeinen bemerkt Clausewitz (B. VIII, Kap. 7 B: Von der Größe des kriegerischen Zweckes und der Anstrengung): „Um das Maß der Mittel kennen zu lernen, welches wir für den Krieg aufzubieten haben, müssen wir den politischen Zweck desselben unsererseits und von Seiten des Feindes bedenken; wir müssen die Kräfte und Verhältnisse des feindlichen Staates und des unsrigen, wir müssen den Charakter seiner Regierung, seines Volkes, die Fähigkeiten beider, und das alles wieder von unserer Seite, wir müssen die politischen Verbindungen anderer Staaten und die Wirkungen, welche der Krieg hervorbringen kann, in Betracht ziehen. Daß das Abwägen dieser mannigfachen und mannigfach ineinandergreifenden Verhältnisse eine große Aufgabe, daß es ein wahrer Lichtblick des Genies ist, hier schnell das Rechte herauszufinden, während es ganz unmöglich sein würde, durch eine bloße schulgerechte Ueberlegung der Mannigfaltigkeit Herr zu werden, ist leicht zu begreifen." — Ebenso sagt Blume (Strategie. Berlin 1882, S. 23): „Die Unterschätzung des Gegners oder die Ueberschätzung der eigenen Mittel straft sich stets, wenn sie, wie dies die natürliche Folge ist, zu unvorsichtigen Entschließungen, namentlich zur Aufbietung zu schwacher Kräfte führt." (S. 116): „Der Feldherr muß sowohl die Kräfte, über welche er selbst verfügt, als diejenigen seines Gegners ihrem Werte und ihrer Leistungsfähigkeit nach kennen. Diese Kenntnis bildet eine der wichtigsten Grundlagen schon für den Entschluß zum Kriege wie für den allgemeinen Kriegsplan. Sie ist nicht minder notwendig für dessen Durchführung im einzelnen, denn sie allein

Digitized by Google

setzt den Feldherrn in den Stand, mit einiger Sicherheit seinen Mitteln entsprechende Ziele zu wählen. Unternehmungen, für welche die Mittel nicht ausreichen, tragen den Keim des Mißlingens in sich. Die Unterschätzung des Gegners oder die Ueberschätzung der eigenen Kräfte hat schon häufig ernste Katastrophen im Gefolge gehabt".[1])

Einen Menschen und besonders einen König und Heerführer, der über dem kühnen Wagen das kühle Wägen verabsäumt, können wir nicht bewundern. Ihm fehlt es an einer sehr wichtigen Grundbedingung des wahren Feldherrntums. Vgl. Clausewitz (Bch. III: Von der Strategie überhaupt. Kap. 6: Die Kühnheit): „Je höher wir unter den Führern hinaufsteigen, desto notwendiger wird es, daß der Kühnheit ein überlegender Geist zur Seite trete, daß sie nicht zwecklos, nicht ein blinder Stoß der Leidenschaft sei."

Indem also Antiochos sich in einen Krieg einließ mit ganz unzulänglichen Mitteln und auf ganz trügerische Hoffnungen hin mit einem Gegner, dessen Kraft er bedeutend unterschätzte, beging er einen sehr großen Fehler, und Kromayer hat nicht recht, ihn zu entschuldigen (Antike Schlachtfelder II, S. 132 f.): „Von den Erfahrungen seiner bisherigen Tätigkeit mußte der König ausgehen, und danach ist die Besetzung Griechenlands zu beurteilen. — — Im Sinne der beschränkten Offensive des Antiochos war es der kühnste Schritt nach vorwärts, den man überhaupt machen durfte; zu kühn sogar — weil zur Erreichung des Zieles nicht unbedingt nötig —, wenn er nicht sehr gut vorbereitet und basiert wurde. — — Die hellenistische Welt hatte eben ihr eigenes Leben, ihre eigenen politischen Erfahrungen und Anschauungen und will nach ihnen beurteilt sein, wenn man sie recht verstehen will." Noch viel weniger recht hat Kromayer, von Antiochos (in seiner Studie S. 699) sogar zu rühmen, daß „nicht Kurzsichtigkeit, sondern wohlberechnete Ueberlegung seine Schritte geleitet habe". Und die völlige Niederlage bei Thermopylai ist nicht ein unverdientes, lediglich durch die Ueberlegenheit der römischen Taktik hervorgerufenes Mißgeschick, sondern nichts weiter als der ganz natürliche, geradezu unausbleibliche Rückschlag seiner unbesonnenen Einleitung des Krieges. Diese

[1]) Vergl. auch den vom Erzherzog Karl aufgestellten leitenden Hauptsatz bei v. Lämmerer a. a. O. S. 46: „Die Ereignisse des Krieges haben so entscheidende Resultate, daß es die erste Pflicht des Feldherrn ist, für die möglichste Sicherheit des Erfolges zu sorgen. Diese aber kann nur dort stattfinden, wo die zur Führung des Krieges unentbehrlichen Mittel vorhanden sind", naturgemäß in erster Linie eine genügend starke und ausgerüstete Armee.

Digitized by Google

Schuld ist ihm von der Kritik um so höher anzurechnen, als der bewährteste Kriegsmann seiner Zeit, eines der hervorragendsten strategischen Genies aller Zeiten und zugleich der erfahrenste Kenner des Feindes sich redlich bemüht hat, ihn vor Unbesonnenheiten zu bewahren.

Mithin können wir als Ergebnis des ersten Teils unserer Untersuchung feststellen, daß Kromayer den Antiochos inbetreff seiner Verwerfung des Kriegsplans Hannibals falsch beurteilt hat: nach der politischen Seite hin hat er ihn unterschätzt, in militärischer Hinsicht aber bedeutend überschätzt.

Erst als es zu spät war, angesichts des heraufziehenden Unheils unmittelbar vor der Schlacht bei Thermopylai mußte der Großkönig seinem mißachteten Berater selbst verzweifelt und beschämt zugestehen — was Kromayer überhaupt nicht beachtet hat — daß sein, des Königs, Unternehmen unbesonnen sei (temere coepta) und daß des Karthagers Rat der einzig richtige war. Liv. XXXVI, 15, 1—2: „Schon jetzt sah er ein, daß er sich aus Griechenland nichts geholt habe als die Vergnügungen in den Winterquartieren zu Chalkis und die üble Nachrede wegen seiner Vermählung, und brach in Klagen über die leeren Versprechungen der Aitoler und über Thoas aus, Hannibal aber bewunderte er nicht nur als einen einsichtsvollen Mann, sondern fast als den verkündigenden Seher als dessen, was jetzt in Erfüllung ging."[2])

Wie ist dies aber möglich, da Hannibal doch noch viel weiter hatte gehen und den Antiochos zu einem Vernichtungskrieg gegen Rom bereden wollen?

Was hatte Hannibal überhaupt geplant, und wie ist sein Kriegsplan zu beurteilen?

Kromayer geht immerfort von der Vorstellung aus, daß Hannibal den König mit seiner ganzen Streitmacht zum Vernichtungskriege gegen Rom auf dem Boden Italiens habe aufhetzen wollen und daß der Angriff auf Nord-Italien, zu dem Hannibal sich selbst unter Beihilfe von 11 000 Mann des syrischen Heeres erbot, nur die Bedeutung einer Diversion hätte haben sollen (S. 696). Doch damit gibt er Hannibals Plan nicht richtig wieder. Denn bei Livius XXXIV, 60, 3—6 heißt es klar und deutlich: „Seine Meinung blieb immer eine und dieselbe, daß man diesen Krieg in Italien führen müsse. Einem auswärtigen Feinde werde Italien Zufuhr und Truppen liefern. Wenn man nicht

[2]) Ganz verfehlt ist also Holms Urteil (Griech. Gesch. IV, S. 461): „Es ist ein Beweis von recht sultanischem Selbstbewußtsein, daß der Syrer" (nb. im Frühjahr 191) „meinte, mit dieser Macht (10000 M.) gegen Rom Krieg führen zu können."

Digitized by Google

in diesem Lande selbst Unruhen hervorrufe und den Römern gestatte, mit Italiens Kräften und Truppen den Krieg außerhalb Italiens zu führen, so sei weder der König noch irgend ein Volk den Römern gewachsen. Er bedang sich nur 100 Deckschiffe, 10 000 M. z. F. und 1000 M. z. Pf. aus.[3]) Mit dieser Flotte wolle er zunächst nach Afrika gehen. Er rechne stark darauf, daß sich auch Karthago von ihm zur Wiederaufnahme des Krieges würde bewegen lassen. Sollte es aber nicht dazu entschlossen sein, so werde er selbst auf irgend einer Seite Italiens den Römern Krieg zu erregen wissen. Der König müsse mit allen seinen übrigen Truppen nach Europa hinübergehen und sie an irgend einem Punkte Griechenlands versammelt halten, zwar ohne selbst wirklich überzusetzen, wohl aber, was für den Demonstrationszweck (in speciem famamque belli) genüge, immer zum Uebersetzen in Bereitschaft."

Und im Winter 192/191 führte er im Kriegsrat in Demetrias denselben Grundgedanken in erweiterter, umfassender Ausgestaltung folgendermaßen aus (Liv. XXXVI, 7, 3—20): „Ich bin der Ansicht, daß man vor allen Dingen Philipp und Makedonien durch jedes Mittel zur Teilnahme am Kriege bewegen müsse. Denn was Euboia, die Boiotier und Thessalier betrifft, wer zweifelt daran, daß diese als Völker ohne eigene Macht" unzuverlässig und wertlos sind. — — „Bleibt unsere Gesandtschaft an Philipp ohne Wirkung, nun dann laßt uns, weil wir ihn nicht mit uns verbinden können, wenigstens verhüten, daß er sich mit unseren Feinden vereinige" — was durch einen Einfall des Prinzen Seleukos von Thrakien her nach Ostmakedonien bewirkt werden sollte. — „Was ich über den Krieg im ganzen denke, blieb dir von Anfang an nicht unbekannt. Hätte ich damals Gehör gefunden, so sollten die Römer jetzt nicht von der Einnahme der Stadt Chalkis auf Euboia, nicht von der Erstürmung einer Schanze am Euripos hören, sondern von einem Kriegsfeuer, welches Etrurien und die Küste von Ligurien und dem keltischen Po-Gebiete ergriffen habe, und

[3]) Gegenüber den Zweifeln, die Delbrück, Gesch. d. Kriegskunst I, 2. A., S. 374, äußert gegen die Richtigkeit der Angabe des Polybios, die dieser aus den Aufzeichnungen Hannibals selbst auf der lacinischen Tafel entnommen hat und wonach Hannibal mit 20000 M. libyschen und iberischen Fußvolks und 6000 R. bei Beginn des 2. punischen Krieges in der Po-Ebene angelangt ist, während Delbrück annimmt, daß 8000 M. als Leichtbewaffnete zu erwähnen vergessen sein müssen, — gegenüber diesen Zweifeln ist es vielleicht nicht ohne Wert, darauf hinzuweisen, daß dem karthagischen Feldherrn i. J. 192 nicht mehr denn 10000 M. z. F. u. 1000 R. zur Einleitung der Invasion in Norditalien genügend zu sein schienen.

Digitized by Google

was ihnen immer der größte Schrecken bleibt, von Hannibals Erscheinen auf dem Boden Italiens. Noch jetzt rate ich dir, deine ganze See- und Landmacht kommen zu lassen. Der Flotte müssen die Lastschiffe mit Zufuhren folgen. Denn so wie unser hier für die Zwecke des Krieges zu wenige sind, sind unser bei dem Mangel an Lebensmitteln viel zu viele. Hast du dann alle deine Kräfte gesammelt, so behältst du von deiner geteilten Flotte das eine Geschwader bei Corcyra auf dem Posten, um die Römer nicht so frei und ungestört landen zu lassen; das andere läßt du an die Sardinien und Afrika zugewendete Küste Italiens hinübergehen. Du selbst rückst mit deiner ganzen Landmacht in das Gebiet von Byllis" (bei Apollonia in Illyrien, gerade gegenüber von Brundisium). „Von hier aus deckst du Griechenland in der Weise, daß du für die Römer immer den Anschein behältst, als wolltest du hinübergehen, und auch wirklich hinübergehen kannst, wenn es erforderlich werden sollte. So rate ich dir, der ich, ohne mir darum für jeden anderen Krieg eine große Einsicht beizumessen, wenigstens den Krieg mit Rom unter guten und bösen Erfahrungen für mich selbst gelernt habe."

Hieraus geht mit aller wünschenswerten Deutlichkeit hervor, daß Hannibal den Krieg gegen Rom auf eine außerordentlich viel breitere Basis gestellt wissen wollte. Er verlangte die Bereitstellung der ganzen syrischen und, wenn irgend möglich, auch der makedonisch-aitolischen Streitmacht. Nach dem Mißerfolg des Aristo in Karthago konnte er wohl den Anschluß seines Heimatsstaates noch nicht sogleich für den Anfang erwarten, wie er es ursprünglich gewünscht und bestimmt erwartet hatte; doch durfte er auf ein Eingreifen Karthagos nach seinen ersten Erfolgen wohl mit Sicherheit rechnen. Aber die Tätigkeit des Antiochos sollte trotzdem nur den Zweck einer Demonstration gegen Unteritalien haben. Nur für den Bedarfsfall sollte er sich zum aktiven Eingreifen in Süditalien bereithalten. Den Hauptkampf wollte er selbst führen und ihn darauf anlegen, Rom seiner eigentlichen Machtquelle, der sog. Bundesgenossen in Italien, zu berauben und dann deren Massen mit gegen Rom zu führen. Bei der allgemeinen Stimmung besonders in Norditalien war diese Rechnung nicht unbegründet. Die Verteilung der Kriegsaufgaben unter die Verbündeten, wie Hannibal sie in Wirklichkeit plante, verhielt sich also gerade umgekehrt, als wie Kromayer sie sich vorstellt. Hannibal wollte den Kampf von ehedem wieder aufnehmen, aber mit weit größerer Aussicht auf Erfolg, wenn ihm die Heere und Flotten Syriens und Makedoniens und weiterhin wohl auch Kar-

Digitized by Google

thagos sekundierten. Er hatte durchaus recht mit seiner Behauptung, daß Roms Kräfte, solange Italien selbst nicht bedroht wurde, nach außen hin geradezu unerschöpflich waren. Ein Erfolg gegen Rom war nur durch Zertrümmerung des von Rom beherrschten italischen Staatenbundes und durch offensive Verwendung der Italiker selbst gegen Rom möglich. Das war sein Ziel, und der Stoß ins Herz der feindlichen Macht sollte seine eigene Aufgabe sein. Die Mächte des Orients mußten doch über kurz oder lang mit Rom in Konflikt kommen, und anstatt sich einzeln im Kampf mit der unwiderstehlichen Expansivgewalt der Republik zu verbluten, mußte es für sie das Ratsamste sein, Hannibals Vernichtungskampf zu unterstützen. Das war weder eine einseitig aus seinem ersten Kriege mit Rom abgeleitete Theorie, noch karthagisch-barcinischer Egoismus und rücksichtslose, gewissenlose Ausnutzung von Bundesgenossen, wie Kromayer meint, sondern klare und weitschauende politische Erkenntnis, umsichtige Besonnenheit, hochherzige Entschlossenheit und rückhaltlose Ehrlichkeit.

Wäre Antiochos auf Hannibals ebenso klugen wie aufrichtigen Rat eingegangen, so hätten die Verbündeten davon nur Segen haben können. Denn selbst wenn sie Rom nicht völlig vernichtet hätten, so hätten sie es doch durch eine gesteigerte Wiederholung des Hannibalischen Krieges so gewaltig schwächen können, daß sie ihre Freiheit noch auf lange Zeit gesichert hätten. Statt dessen wurden sie alle einzeln in wenigen Jahrzehnten eine verhältnismäßig leichte Beute der unersättlichen Republik.

Was ist nun der tiefere Grund, daß Antiochos dem Vorschlage des Karthagers nicht gefolgt ist, da er sich grundsätzlich doch schon zustimmend gezeigt hatte?

Der Mann, der ihn in den Krieg gelockt, ist der Aitoler Thoas. Dieser Mann hielt nach der Zurückziehung der römischen Besatzungen aus Griechenland die Gelegenheit für günstig, die den Aitolern von den Römern beim Frieden von 196 vorenthaltenen Gebiete in Besitz zu nehmen und dazu alle Feinde Roms zum Kriege aufzuhetzen (Liv. XXXV, 12). Anfangs noch ohne Erfolg. Durch die wiederholten Besprechungen Hannibals mit dem römischen Gesandten Villius wurde, wie es heißt, des Königs Mißtrauen gegen den Karthager erregt, und er wendete sich von ihm ab. Vielleicht mochte ihm auch der diplomatische Mißerfolg des von Hannibal mit seinem Einverständnis entsendeten Ariston in Karthago Bedenken verursacht haben (Liv. XXXIV, 61). In den geheimen Beratungen in Ephesos brachte dem Antiochos

Digitized by Google

sodann sein Günstling Minnion die Ueberzeugung bei, daß er den Römern gewachsen sei (c. 15). Auch der gesamte Kronrat, zu dem Hannibal nicht zugezogen war, riet zum Kriege und zu einer dem Feinde zuvorkommenden Besetzung Griechenlands (c. 17 f.). Jetzt fragte Hannibal freimütig nach der Ursache der Ungnade, und es gelang ihm, den Argwohn des Königs zu verscheuchen (c. 19). Aber nun schlugen Nabis und die Aitoler los. Antiochos schwankte, ob er sich jetzt noch für Hannibals Kriegsplan entscheiden solle. (c. 42:) „Lange war er unschlüssig betreffs Hannibals; auch fehlte es anfangs an den Schiffen, die er ihm nach Afrika hatte mitgeben wollen. Dann wurde sogar die Frage, ob man ihn überhaupt abschicken solle, namentlich von dem Aitoler Thoas in Anregung gebracht. — — Dieser Mann nahm es sich heraus, den beinahe schon festen Entschluß des Königs betreffs Hannibals zu hintertreiben." Er redete gegen jede Entsendung von Streitkräften nach Italien und verdächtigte Hannibal persönlich als einen verzweifelten, tollkühnen Abenteurer, ja als einen Mann, der im Falle des Gelingens seiner Pläne durch seinen Ruhm den König in den Schatten stellen und ihm schließlich sogar in der Regierung unbequem werden würde. In untergeordneten Stellungen mit gemessenen Aufträgen könne man ihn sehr vorteilhaft verwenden, aber nicht in leitender Stelle, und sein Kriegsplan müsse als viel zu weit ausholend verworfen werden.

Was bezweckte Thoas mit dieser Verdächtigung Hannibals und mit der Befehdung des strategischen Vorschlags des Karthagers?

Zwar an einer Besiegung Roms mußte auch ihm liegen. Aber Hannibals Plan forderte eine sehr sorgsame Bereitstellung aller Kräfte. Das hätte viel Zeit gekostet. Inzwischen wären die Aitoler längst der römischen Rache preisgegeben worden. Da gelang es dem Thoas durch seine lockenden Anerbietungen, den Antiochos zu gewinnen. Der König entschloß sich, sogleich, ohne daß er auch nur einen Schritt zur Verständigung mit Makedonien oder einen ernstlichen Versuch, Karthago auf seine Seite zu ziehen, unternommen hätte, die Aitoler zu unterstützen und Hannibals Plan endgültig zu verwerfen.

Livius ist subjektiv davon überzeugt, daß der durch Thoas erregte Neid ihn dazu bestimmt habe (c. 43: „Bei keiner Art von Menschen regt sich der Neid so schnell wie bei denen, deren Geistesfähigkeiten einer hohen Geburt und großen Besitzungen nicht gleichkommen: denn eben deswegen sind ihnen Verdienst und Wert an anderen verhaßt").

Doch gibt er selbst objektiv als wichtigen und entscheidenden Grund

Digitized by Google

die Nachricht von der Besetzung der Festung Demetrias durch die Aitoler an (Demetriadis maxime defectione ab Romanis ad Aetolos elatus non ultra differre profectionem in Graeciam constituit).

Daß wirklich Neid oder gar eifersüchtige Sorge für ihn der treibende Grund zu der Abweisung Hannibals gewesen sein könne, ist nicht wohl anzunehmen. Dazu lag für den König gegenüber dem punischen Flüchtling, dem er an seinem Hofe gastliche Aufnahme gewährt hatte, keinerlei Veranlassung vor. Zeitweiliges Mißtrauen ließe sich schon eher bei ihm vorstellen, da er angesichts der häufigen Sonderbesprechungen des römischen Gesandten mit Hannibal entweder infolge von Einflüsterungen der Hofleute oder auch aus sich selbst heraus auf den Gedanken gekommen sein mochte, daß der punische Politiker doch nicht so ganz unbedingt auf seiner Seite stehe. Demgegenüber jedoch war Hannibals Bekenntnis durchaus geeignet, den König von der Ehrlichkeit seiner Absichten und von der Unbedingtheit seiner Römerfeindschaft zu überzeugen, als er die feierliche Erklärung abgab (c. 19): „König Antiochos! Mein Vater Hamilkar ließ mich bei einem seiner Opfer als kleinen Knaben an den Altar treten und feierlich geloben, nie der Römer Freund zu werden. Dies war mein Fahneneid, unter dem ich 36 Jahre gedient habe; er war es, der mich im Frieden aus meinem Vaterlande trieb, der mich aus der Heimat Verbannten an deinen Hof führte. Von ihm geleitet, will ich, wenn du meine Hoffnung unerfüllt läßt, hingehen, wo ich noch eine Macht, wo ich noch Waffen anzutreffen glaube, um irgendwo in der Welt Roms Feinde aufzufinden. Ist also jemand in deiner Umgebung willens, sich durch Einflüsterungen gegen mich bei dir zu heben, so muß er sich zu diesem Zwecke eine andere Seite an mir suchen. Ich hasse die Römer und werde von ihnen gehaßt. Daß ich damit die volle Wahrheit sage, des ist mein Vater Hamilkar, des sind die Götter Zeugen. Denkst du also an Krieg mit den Römern, so zähle den Hannibal zu deinen ersten Freunden; bestimmt dich aber irgend eine Rücksicht zum Frieden, so wähle dir einen anderen Berater!“

Es verdient durchaus Glauben, wenn Livius als Wirkung dieser Rede berichtet, daß „eine solche Sprache auf den König nicht bloß Eindruck machte, sondern ihn auch mit Hannibal aussöhnte“.

Das Ergebnis der Verhandlungen in Ephesos war, daß Antiochos sich grundsätzlich und endgültig für den Krieg mit Rom entschied (c. 19, 7). Als nun aber bald darauf in Griechenland dank den Aitolern und Nabis sich bereits ein Kriegsunwetter zu entladen begann, schwankte er noch lange hin und her, ob er Hannibals groß angelegten,

Digitized by Google

aber umfassende Rüstungen und politische Verbindungen erfordernden Plan annehmen oder die günstige Gelegenheit zu einem verhältnismäßig sehr billigen Augenblickserfolge benutzen sollte. Denn wenn er jetzt nicht sehr schnell zugriff, so mußte Griechenland im nächsten Frühjahr mit spielender Leichtigkeit eine Beute Roms werden. Andererseits mochte der König zu der Bereitwilligkeit der karthagischen Regierung kein genügendes Zutrauen haben, und Philipp von Makedonien war ihm ein viel zu unbequemer Nebenbuhler inbezug auf die griechischen Randgebiete des ägäischen Meeres. Da gab die Mitteilung des Thoas, daß Demetrias bereits in Händen der Aitoler sei, daß er dort einen sicheren Stützpunkt finden und in ganz Griechenland mit offenen Armen als Retter aufgenommen werden würde, den Ausschlag. Diese Aussicht auf den Erwerb Griechenlands erschien ihm glänzend und blendete ihn so sehr, daß er das ungleich höhere und wertvollere, aber in viel weiterer Ferne liegende Ziel, das ihm Hannibal gewiesen hatte, nicht mehr sah.

Sein Fehler war also, daß sein Charakter nicht durch die politisch-strategische Einsicht hinreichend gezügelt ward, sondern einer verhängnisvollen Lockung der Zeitverhältnisse leichtsinnig und unbedacht nachgab.

Hannibal wurde vorläufig überhaupt nicht mehr gefragt, und als er endlich mitten im Winter beim Beginn der Verlegenheiten des Königs in Demetrias zu dem großen Kriegsrat wieder hinzugezogen wurde, verschloß sich Antiochos zwar den einsichtigen Darlegungen des Karthagers nicht, doch konnte er sich von dem Gedanken einer Eroberung Griechenlands noch immer nicht freimachen und glaubte sich für den Kampf gegen die Römer mit halben Maßregeln begnügen zu dürfen. Er entsendete zwar sogleich den Polyxenidas nach Asien, um tunlichst bald das Gros der syrischen Streitmacht herbeizuholen. Aber den Philipp „durch jedes Mittel zur Teilnahme am Kriege zu bewegen", wie Hannibal als Grundvoraussetzung verlangt hatte, ließ er sich nicht ernstlich angelegen sein. Die persönliche Abneigung und das kleinliche Mißtrauen gegen den Mann, in dem er nur seinen Nebenbuhler sah, vermochte er nicht zu überwinden und ließ sich dadurch sogar zu einem diplomatisch sehr ungeschickten Vorgehen verleiten. „Während er in Pherä den Amynander", den Fürsten der Athamanen, „und die Aitoler erwartete, schickte er den Philipp aus Megalopolis, den Schwager des Amynander und angeblichen Nachkommen Alexanders des Großen, dem er den Thron der makedonischen Könige in Aussicht gestellt hatte, „mit 2000 Mann ab, um bei Kynoskephalai die Gebeine der Makedonen

Digitized by Google

zu sammeln, wozu ihn entweder jener beredete, der sich dadurch bei dem makedonischen Volke beliebt machen und dessen Könige den Vorwurf zuziehen wollte, die Beerdigung seiner Soldaten vernachlässigt zu haben; oder Antiochos selbst war aus einer den Königen eigenen Eitelkeit auf diese dem Scheine nach ehrenvolle, in der Tat aber nichtssagende Maßregel verfallen. Die zerstreut herumliegenden Knochen bildeten nun, auf einen Haufen zusammengetragen, einen Hügel, der ihm bei den Makedonen nicht den geringsten Dank, aber Philipps vollen Haß erwarb" (Liv. XXXVI, 8) und den makedonischen König auf die römische Seite als tätigen Bundesgenossen seines Feindes drängte.

Damit war das Schicksal des Krieges besiegelt. Die günstige Gelegenheit zu einem vernichtenden Schlage gegen Rom, wie sie Hannibal für sich und alle übrigen Feinde dieser Stadt seit Jahren ersehnt hatte, war dahin. —

Hannibal selbst erscheint groß und den Aufgaben seiner Zeit durchaus gewachsen. Keineswegs hatte er den Antiochos in gewissenloser karthagischer Selbstsucht in einen höchst gefährlichen Krieg hineinlocken wollen. Nie hat er von Antiochos einen Vernichtungskrieg gegen Rom verlangt oder den Syrerkönig zu einer Welteroberungspolitik, etwa gar zu einer Einverleibung Italiens in den hellenistischen Staatenverband bereden wollen. Nichts als eine umfassende Defensive wollte er, den Schutz aller Mittelmeerstaaten gegen Erdrückung durch die emporkommende Großmacht des Westens, aber mit stärksten offensiven Mitteln in der Erkenntnis, daß nur durch die Vernichtung der Machtquelle Roms in Italien selbst für die Mittelmeerwelt Sicherheit vor der aufstrebenden Republik zu erlangen war. Von Antiochos (und Philipp) verlangte er nur Beihilfe und hoffte schon durch eine bloße Demonstration der Streitmacht des Ostens zum Ziele zu kommen. Denn den eigentlichen Kampf auf Leben und Tod wollte er persönlich übernehmen, unterstützt durch ein syrisches Hilfskorps und die Macht seines Feldherrngenies sowie durch die fortreißende Wucht seines Namens, der allein schon eine Armee bedeutete, und hoffend auf eine Sprengung des italischen Staatenverbandes.

Die Bundesgenossen aber, auf deren Hilfe Hannibal seinen großen Plan aufgebaut hatte, erwiesen sich der weltgeschichtlichen Aufgabe nicht gewachsen. Anstatt die Aitoler zu beschwichtigen und an einem vorzeitigen Losschlagen zu hindern, zeigte Antiochos sich ihren Anträgen geneigt und ließ sich in kurzsichtigem Egoismus schließlich sogar durch

Digitized by Google

ihre Lockungen selbst in den Strudel ziehen. Die Diadochenkönige, die hier einmal vor eine große weltpolitische Aufgabe gestellt waren, blieben weit hinter der staatsmännischen und strategischen Genialität ihres geistigen Ahnherrn, Alexanders des Großen, zurück.

Mommsen hat ganz recht, wenn er über Philipp von Makedonien sagt (R. G. I 6, S. 728 f.): „Vielleicht wäre es die richtige Politik für ihn gewesen, sich alles Geschehenen und nicht Geschehenen ungeachtet mit Antiochos zu vereinigen; allein Philipp ward in der Regel nicht durch solche Rücksichten bestimmt, sondern durch Neigung und Abneigung, und begreiflicherweise traf sein Haß viel mehr den treulosen Bundesgenossen, der ihn gegen den gemeinschaftlichen Feind im Stich gelassen hatte, um dafür auch seinen Anteil an der Beute einzuziehen und ihm in Thrakien ein lästiger Nachbar zu werden, als seinen Besieger, der ihn rücksichts- und ehrenvoll behandelt hatte. Es kam hinzu, daß Antiochos durch Aufstellung abgeschmackter Prätendenten auf die makedonische Krone und durch die prunkvolle Bestattung der bei Kynoskephalai bleichenden Gebeine den leidenschaftlichen Mann tief verletzte."

Mommsens Urteil über Antiochos ist zwar etwas zu weitgehend in seiner Schärfe, aber im wesentlichen richtig. Wenn er ihn „einen unbedeutenden Monarchen" nennt, der „auf seine Selbständigkeit sich viel zugute tat und mit nichts so leicht zu beherrschen war wie mit der Furcht, beherrscht zu werden", wenn er ihn als eifersüchtig, kleinlich, schlaff und unentschlossen ansieht und sein Auftreten gegen Rom nur als „den schwächlichen Uebermut des Asiaten" bezeichnet, so trifft dieses Urteil doch nur relativ, nicht absolut zu. Denn zweifellos war er einer der bedeutendsten von allen Diadochen und das fähigste von allen gekrönten Häuptern seiner Zeit. Für seine immerhin nicht geringfügigen Aufgaben in Asien hätte seine politische und strategische Begabung ausgereicht; und wenn er nicht noch mit Rom in Konflikt geraten wäre, so würde er in der Geschichte eine verhältnismäßig vorteilhafte Rolle spielen. Aber freilich, für diese seine letzte und größte Herrscheraufgabe versagte seine Kraft, und hierbei büßte er auch den ehedem erworbenen Ruhm wieder ein.

Vollkommen richtig ist das Urteil, das Polybios (XV, 37) über ihn fällt: „Der König Antiochos schien zu Anfang ein Fürst von großen Entwürfen sowie von Kühnheit und Kraft zur Ausführung seiner Absichten zu sein; im Laufe der Jahre aber zeigte er sich als ein Mann,

Digitized by Google

der hinter dem, was er früher gewesen, und hinter den Erwartungen der Fernerstehenden zurückblieb." Denn im Kampfe mit der Republik Rom brachte er dem einsichtigen Rat des großen Karthagers nicht das erforderliche Verständnis entgegen. Er ließ es an der für die gewaltige Aufgabe nötigen Zähigkeit im Festhalten des einmal als richtig erkannten Gedankens, an Charakterstärke und Besonnenheit fehlen. Ihm mangelte das innere Verständnis, die klare Ueberzeugung von der Größe und Dringlichkeit der politischen Aufgabe und von der Wesenseigentümlichkeit der feindlichen Macht, wie sie Hannibal ihm darlegte. Und so ließ er sich durch die scheinbar glänzende Aussicht auf einen an sich stattlichen, aber in anbetracht der Zeitlage doch sehr untergeordneten und trügerischen Gewinn verleiten, in schuldvollem Wagemut ohne reifliche Ueberlegung mit unzulänglichen Mitteln einen Sturm heraufzubeschwören, dem er nicht standzuhalten vermochte und dessen gewaltiger Anprall ihn niederschmettern mußte.

Von diesem Standpunkte aus hat Mommsen — gegen Kromayer — durchaus recht zu behaupten, daß „Hannibal seine großartigen und hochherzigen Pläne für kleinkrämerischer und niedriger Leute Rechnung entworfen" habe.

Und auch für die Quellendarstellung, insbesondere des Polybios, dessen Bericht wir aus Livius herauslesen können, ist das Ergebnis unserer Nachprüfung äußerst günstig. Als völlig unberechtigt erweisen sich die Zweifel, die Kromayer geäußert hat (Ant. Schlachtf. II, S. 133): „In Rom — — mochte man — — in allem einen einheitlichen, auf Roms Untergang gerichteten Plan erkennen wollen — —. Wir Nachfahren aber müssen uns entwöhnen, die damaligen Verhältnisse nur mit römischen Augen zu sehen, so sehr uns auch die überwiegend in römischer Anschauung stehende Ueberlieferung diesen Standpunkt nahelegt." (Studie S. 683.) „Wenn auch Polybios ein Mann ist, dem man intimste Kenntnis der griechischen Verhältnisse ebensowenig absprechen kann wie warme Liebe zu seinem engeren Vaterlande, dem achäischen Bunde, so hat ihn doch seine aufrichtige Bewunderung der römischen Charaktergröße und der Kraft des römischen republikanischen Staatsgedankens verführt, hier ein Bild mit vielleicht zu viel Licht und als Gegenstück bei seinen Landsleuten eines mit zu viel Schatten zu zeichnen. — — Dazu kommt, daß er der literarische Entdecker der inneren Würdigkeit der Römer und als Propagator dieser seiner eigensten Idee dem allgemeinen Entdeckerschicksale anheimgefallen ist, seine Entdeckung im Glanze seiner Entdeckerfreude zu sehen und zu behandeln." Vielmehr

Digitized by Google

müssen wir das Urteil der polybianischen Ueberlieferung über Antiochos wie auch über die anderen Persönlichkeiten und ihre Handlungen als vollständig unverdächtig und geradezu als musterhaft objektiv und einwandfrei anerkennen und rühmen. Kromayer ist also der an sich richtigen Grundforderung, die er Delbrück gegenüber mit Nachdruck betonen zu müssen behauptet (Ant. Schlachtf. I, S. 15), in vorliegendem Falle selbst nicht gerecht geworden: „Wir müssen es zu unserer ersten Aufgabe machen, uns mit größter Gewissenhaftigkeit, Bescheidenheit und Entsagung in den Sinn der Schriftsteller zu vertiefen und sie zu verstehen, ehe wir urteilen und verwerfen." Vielmehr ist der Vorwurf, den Delbrück (Gesch. d. Kriegsk. I 2. A., S. 417 f.) gegen Kromayer ausspricht, völlig gerechtfertigt: „Die Vermutung, Polybius habe einer unzuverlässigen Quelle zu viel Vertrauen geschenkt und ihr Unsinniges nacherzählt, darf keineswegs von vornherein als unzulässig abgelehnt werden. Anders steht es mit den militärisch-politischen Räsonnements, die dem eigenen Nachdenken des Historikers entspringen; hier ist die Kraft seines Geistes auf ihrer Höhe, und es müssen ganz überaus starke Argumente vorgebracht werden, wenn man es wagen will, seinem Urteil zu widersprechen. — — Kromayer verhält sich gerade umgekehrt". Zuweilen „setzt er sich über die militärischen und politischen Urteile des Polybius" ohne ausreichende Begründung „hinweg. — — Ist Polybius in der Beurteilung dieser Kriege, die er so genau kannte, von so einseitigem Urteil, wie Kromayer es darstellt, so ist die Autorität, für die wir ihn bisher gehalten haben und trotz mancher tatsächlicher Irrtümer in Einzelheiten halten durften, in ihren Fundamenten erschüttert". — Unsere Untersuchung dürfte deutlich bewiesen haben, daß die polybianische Darstellung in jeder Hinsicht unantastbar ist. —

Der Charakter des ruhmvollen karthagischen Strategen bürgt zur Genüge dafür, daß er seinen Plan mit heldenhafter Beharrlichkeit, Unerschrockenheit und Umsicht durchgeführt hätte, wenn das Geschick ihm einsichtigere und zuverlässigere Helfer gewährt hätte. Die Weltgeschichte hätte ein Ringen von noch viel gewaltigerer Größe zu verzeichnen bekommen, als es der zweite punische Krieg gewesen war, einen Weltkrieg, der die ganze damalige Kulturwelt umspannt hätte. Wenn der punische Flüchtling bei den Machthabern des Ostens dieselbe Einsicht und zähe Entschlossenheit angetroffen hätte, wie der Freiherr vom Stein bei Alexander I. von Rußland und den anderen verbündeten Monarchen Europas, nachdem diese allerdings erst durch harte Prüfungen dafür reif geworden waren und die stärkste Armee des Feindes hatten untergehen

Digitized by Google

sehen, so wäre das Ergebnis vielleicht von ähnlicher Größe geworden. Hannibals und seiner Verbündeten Aufgabe freilich war schwieriger. Er verlangte einen Angriffskrieg gegen einen machtvollen Feind in dessen eigenem Lande. Dafür aber wollte er selbst mit der ganzen Vollkraft seiner Feldherrnpersönlichkeit den allerschwierigsten Teil der Aufgabe auf seine eigenen Schultern nehmen und verlangte von seinen Verbündeten nur im Notfalle ein aktives Eingreifen. Doch mit Verzweiflung mußte der geniale Mann seine stolzen und kühnen Pläne an der Kleinheit der Fürsten scheitern sehen. Indessen mit ungebeugter Entschlossenheit und Selbstverleugnung suchte er das Unheil, als es ohne seine Schuld bereits im Zuge war, wenigstens nach Kräften zu bannen. Er versagte dem Antiochos seine Hilfe nicht, geleitet von der Hoffnung, nach einer nicht gar zu schweren Niederbeugung des syrischen Reiches doch schließlich noch eine allgemeine Schilderhebung des Ostens gegen den Todfeind erzielen zu können.

Der große Karthager verdient also auch ganz besonders für den letzten Teil seines — trotz des Mißerfolges — stolzen Feldherrnlebens in vollstem Umfang die hohe Anerkennung, die in Clausewitz' Worten enthalten ist (VIII, 3 B): „Erschweren die Mannigfaltigkeit und Größe der Verhältnisse und die Ungewißheit inbetreff des rechten Maßes das günstige Resultat in hohem Grade, so müssen wir nicht übersehen, daß die ungeheure unvergleichbare Wichtigkeit der Sache, wenn auch nicht die Verwicklung und Schwierigkeit der Aufgabe, doch das Verdienst der Lösung steigert. Die Freiheit und Tätigkeit des Geistes wird im gewöhnlichen Menschen durch die Gefahr und Verantwortlichkeit nicht erhöht, sondern herunterdrückt." Und in dem vorliegenden Falle lag neben der ungeheuren unvergleichbaren Wichtigkeit gleichzeitig eine ungewöhnliche Mannigfaltigkeit und Größe der Verhältnisse und die Ungewißheit über das rechte Maß der zum Gelingen erforderlichen Mittel vor. „Wo aber diese Dinge das Urteil" (nicht nur nicht herunterdrücken, sondern sogar) „beflügeln und kräftigen, da dürfen wir nicht an seltener Seelengröße zweifeln".

Als Antiochos nach seiner endgültigen Niederlage bei Magnesia dem Karthager keine Freistatt mehr gewähren und der gehetzte Flüchtling nur noch bei dem Bithynierfürsten Prusias Zuflucht finden konnte, da war das, was durch die staatsmännische Unzulänglichkeit des Antiochos i. J. 192 versäumt worden war, nicht wieder einzubringen. Den Römern blieb die ungeheure Gefahr des Kriegsplanes Hannibals erspart, und so fand der große enttäuschte und verbitterte Mann und un-

Digitized by Google

beugsame Patriot, als der römische Gesandte Titus Quinctius Flamininus sieben Jahre später seine Auslieferung von Prusias verlangte, keinen anderen Ausweg, als den Giftbecher zu trinken, um sich wenigstens für seine Person der gräßlichsten Schmach zu entziehen: einer Aufführung im Triumph vor dem Pöbel in Rom und darauffolgender Erdrosselung im Kerker.

Digitized by Google

Geſchichte des Mittelalters

Digitized by Google

Digitized by Google

Einige Bemerkungen über die Ungarnschlacht im Jahre 955.

Von

Karl Hadank.

Zu den am besten gelungenen Kapiteln im dritten Bande der „Geschichte der Kriegskunst“ von Hans Delbrück rechne ich die Untersuchung über die Schlacht auf dem Lechfelde. Karl Wilhelm Nitzsch hatte gemeint, Otto I. erscheine, ganz entsprechend der sagenhaften Ueberlieferung, nicht als große kriegerische Persönlichkeit, sondern als gewaltiger Beter. „An militärischem Scharfblick überragt er seine Umgebung um keinen Zoll.“[1]) Karl Lamprecht, der so manches einfach von Nitzsch übernommen hat, spricht ihm auch dies Urteil über Otto nach. „Als besonders guter Diplomat oder Feldherr wird er uns nicht geschildert. Vielleicht besaß er zu wenig die Gabe ruhiger Beobachtung und den Sinn für das Nächstliegende ... Kein Wunder, daß er bei der religiösen Veranlagung seines Zeitalters in späteren Jahren ein inbrünstiger Beter geworden ist.“[2]) Gegenüber einer solchen geringen Einschätzung der militärischen Leistungen Ottos des Großen zeigt uns Delbrück zum erstenmal auf Grund einer wirklich kritischen Prüfung der Quellenzeugnisse, wie großartig in strategischer Hinsicht die Ungarnschlacht vom König angelegt worden ist. Otto faßte den kühnen Entschluß — das ist die neue Erkenntnis, die Delbrück gewinnt —, anstatt sich den schon in Schwaben stehenden Ungarn vorzulegen, in ihrem Rücken zu erscheinen und sie zu einer Schlacht mit verkehrter Front zu nötigen, die ihm für den Fall des Sieges den größtmöglichen Erfolg, den geschlagenen Feinden aber die Vernichtung bringen mußte. Der Zusam-

[1]) Geschichte des deutschen Volkes, herausgegeben von Matthäi, 2. Aufl. 1892. Bd. I, 332.

[2]) Deutsche Geschichte, 3. Aufl. Bd. II, 135.

Digitized by Google

menstoß geschah, wie sich aus solcher Strategie und dem Verhalten der Ungarn ergibt, nordöstlich von Augsburg, rechts des Lech.

Kurz vor der Ausgabe des dritten Bandes von Delbrücks Geschichte der Kriegskunst hatte aber Dietrich Schäfer eine Abhandlung über die Ungarnschlacht von 955 veröffentlicht,[3]) die in der Frage nach der Strategie Ottos zu einem ganz anderen Schlusse kam. Hiernach wäre der König, wie schon früher einmal Wyneken zu zeigen versucht hatte,[4]) von Nordwesten her angerückt und hätte die Ungarn nordwestlich von Augsburg, also links des Lech besiegt. Den Ausführungen Schäfers haben zugestimmt Sigmund Riezler,[5]) M. Doeberl,[6]) V. Ernst[7]) und der ungenannte Rezensent in der „Historischen Zeitschrift".[8]) Dagegen unterzog Harry Breßlau, obgleich einverstanden mit der Annahme des Anmarsches der Deutschen von Nordwesten her, die Beweisführung Schäfers einer eingehenden Kritik,[9]) auf die Schäfer ebenfalls ausführlich antwortete,[10]) worauf wiederum Breßlau kurz entgegnete.[11]) Holder-Egger trat für Breßlau ein.[12]) Beide halten das Lechfeld südlich von Augsburg, links des Lech, für den Kampfplatz. Karl von Wallmenich aber meint, daß Otto von Nordosten her kam; er verlegt die Schlacht südöstlich von Augsburg auf die bayrische Seite des Lech.[13]) Der Auffassung Delbrücks ist er also immer noch am nächsten gekommen. Bei den geringen sachlichen Abweichungen im Hauptergebnis erscheint es gar nicht gerechtfertigt, daß er sich mit seiner Polemik in erster Linie gegen Delbrück wendet; zurückzuweisen ist auch der gehässige Ton, den v. Wallmenich anschlägt. Delbrücks Ausführungen sind überhaupt von den genannten Autoren entweder nicht beachtet oder, weil man sie in ihrer Argumentation nicht verstanden hat, abgelehnt worden. Ich bin der Meinung, daß Delbrück mit seinen Darlegungen nach wie vor im Recht ist, und werde versuchen, die Gründe, die er für seine Ansicht

---

[3]) Sitzungsberichte der Berliner Akademie, phil.-hist. Kl. 1905, S. 552 ff.

[4]) Im 21. Bande der „Forschungen zur deutschen Geschichte".

[5]) Bei der Besprechung von M. Doeberl, Entwicklungsgeschichte Bayerns in den „Göttingischen Gelehrten Anzeigen", Berlin 1907. S. 529 f.

[6]) Im Nachtrag zu seinem in der vorhergehenden Anm. genannten Buche.

[7]) „Neues Archiv" 31, 249 f.

[8]) Bd. 95, 529.

[9]) Hist. Zeitschrift. Bd. 97, 137 ff.

[10]) Ebenda. S. 538 ff.

[11]) Hist. Zeitschrift Bd. 98, 471 f.

[12]) „Neues Archiv" 31, 745 und 32, 522 f.

[13]) Die Ungarnschlacht auf dem Lechfelde, München 1907, Dr. Lüneburg.

Digitized by Google

vorgebracht hat, ausführlicher zu entwickeln und andererseits zu zeigen, worin die übrigen Autoren geirrt haben. Mit meinen Bemerkungen beschränke ich mich im wesentlichen auf die Hauptfrage, die strategische.

Es ist das Verdienst von Breßlau, zur rechten Zeit wieder einmal an die objektiven Normen erinnert zu haben, nach denen sich jede historische Untersuchung richten muß, in unserem Falle so gut wie bei anderer Gelegenheit. Ich meine seinen Hinweis auf die Notwendigkeit, die philologische Interpretation des Textes und die Kritik der in ihm enthaltenen Angaben streng auseinanderzuhalten, diese Operation nicht eher vorzunehmen, bis jene erledigt ist. Lesenswert ist auch, was Christoph Sigwart in seiner „Logik" über das Verhältnis von philologischer Exegese und historischer Kritik sagt.[14]) Dagegen vermisse ich in Ernst Bernheims Lehrbuch der historischen Methode und der Geschichtsphilosophie eine angemessene Berücksichtigung dieser Grundregel historischer Forschung. Die Wichtigkeit der erwähnten Unterscheidung für die Praxis des Historikers kann kaum genug betont werden. An dem besonderen Beispiel des Widukindschen Berichtes gibt nun Breßlau in Anwendung jenes allgemeinen Grundsatzes zunächst die bloße Auslegung der Erzählung. Wir ersehen klar und deutlich, daß Widukind sich die Schlacht rechts des Lech, in Bayern gedacht hat. Zwei Stellen nötigen zu dieser Annahme. Erstens mußten die Ungarn, als sie den Deutschen zur Schlacht entgegenzogen, den Lech überschreiten. Zweitens erklärt der Schriftsteller ausdrücklich, daß der Kampf in Bayern stattfand. Es folgt daraus, daß nach Widukind die Ungarn vor dem Zusammentreffen links des Lech, die Deutschen rechts des Flusses standen. Delbrück fügt eine weitere Angabe hinzu, die mit der zuletzt erwähnten im Zusammenhang steht: Die Bayern als die besten Kenner der Gegend bilden die Spitze des Heereszuges bei den Deutschen.[15]) Ferner macht Delbrück darauf aufmerksam, daß die Franken unter dem Herzog Konrad zuletzt ankamen, weil der Sammelplatz eben weit nach Osten lag,[16])

---

[14]) 3. Aufl. 1904. Bd. II, § 99 unter den Nummern 16 und 17.

[15]) v. Wallmenich (S. 18) stellt sich so, als hätte er diese Erklärung zuerst gegeben gegenüber der Ansicht Schäfers und Delbrücks, wonach in Befolgung einer alten deutschen Sitte jener Stamm, dessen Gebiet zuerst vom Feinde bedroht war oder auf dessen Boden gekämpft wurde, in der Schlacht den Vorkampf hatte. Es ist jedoch Delbrück gar nicht in den Sinn gekommen, diese problematische Behauptung Schäfers zu wiederholen. Er hat vielmehr (S. 117) gerade jene Bemerkung gemacht, die v. Wallmenich für seine Entdeckung ansieht.

[16]) v. Wallmenich (S. 10) wirft Delbrück vor, er habe Ingolstadt als Sammelplatz des deutschen Heeres angenommen, „ohne zwingende Gründe hierfür beizu-

Digitized by Google

und die Lothringer, für die der Weg am allerweitesten war, gar nicht erschienen.

Gibt es nun gegenüber dieser Reihe von Beweisgründen für die Ansetzung der Schlacht rechts des Lech bei Widukind etwa Instanzen, aus denen etwas für die entgegengesetzte Annahme folgen würde, daß die Schlacht links des Lech geschlagen worden wäre? Sowohl Schäfer als auch Riezler sind allerdings dieser Meinung. Schäfer erklärt, die Ungarn könnten nicht ostwärts über den Lech den Deutschen entgegengezogen sein, weil ja Widukind berichte, „daß die nach ihrer Niederlage fliehenden Ungarn bei dem Versuch, den Lech zu überschreiten, zum Teil ertranken."[17]) Ein Einwurf von erstaunlicher Kurzsichtigkeit, den schon Breßlau zurückgewiesen hat.[18]) Der Fall ist genau ebenso gut möglich, daß die östlich des Flusses befindlichen Ungarn bei der Stellung mit verkehrter Front nach Westen über den Lech zurückgeworfen wurden und bei dieser Gelegenheit großenteils ihren Tod im Flusse fanden. Ebenso bedeutungslos ist der folgende Einwand Schäfers,[19]) der von Riezler[20]) wiederholt wird. Die Angabe Widukinds, daß das deutsche Heer per aspera et difficilia loca geführt werde, sei ein Beweis dafür, daß das Schlachtfeld in der Gegend der Schmutter, nordwestlich von Augsburg, zu suchen sei. In dieser Behauptung tritt eine auffallende Unkenntnis der Geographie Bayerns zutage, die um so überraschender ist, als gerade Schäfer und Riezler so großen, ja übergroßen Wert auf die Berücksichtigung geographischer Verhältnisse legen. Ein Blick auf eine Spezialkarte der Gegend zu beiden Seiten des Lech genügt, um zu erkennen, daß „unebenes und schwieriges Gelände" ebenso östlich wie westlich des Flusses anzutreffen ist.[21]) Es ist also unmöglich, bei Widukind irgend einen Anhalt dafür zu finden, daß der Entscheidungskampf sich westlich des Lech abgespielt habe; vielmehr weisen die positiven Angaben dieses Schriftstellers durchaus nach der

---

bringen". Dabei vergißt er ganz, daß seine eigene Behauptung (S. 6 f), Regensburg sei der Vereinigungspunkt gewesen, eine um nichts besser begründete Vermutung ist. Eine Quellennachricht darüber haben wir bekanntlich nicht. Jene Vorhaltung v. Wallmenichs ist um so überflüssiger, als er ja (S. 9) selbst, „ohne zwingende Beweise beizubringen", die Deutschen gerade bei Ingolstadt über die Donau gehen läßt.

[17]) Sitzungsberichte S. 559.

[18]) Hist. Zeitschrift. Bd. 97, 148, Anm. 1.

[19]) Sitzungsberichte. S. 566.

[20]) Göttingische Gelehrten-Anzeigen. 1907. S. 530.

[21]) Vgl. auch v. Wallmenich S. 13.

Digitized by Google

anderen Seite. Noch ungünstiger gestaltet sich aber die Lage für Schäfer und seine Anhänger dadurch, daß sie, um nur ihre Auffassung durchzuführen, dazu gedrängt sind, Korrekturen an sonst unzweideutigen und durchaus verständlichen Stellen Widukinds vorzunehmen. Nam Ungarii nichil cunctantes Lech fluvium transierunt heißt es bei Widukind. Entgegen dem klaren Wortlaut behauptet hier Schäfer[22]) eine zweimalige Ueberschreitung des Lech und zwar nicht durch die Ungarn schlechthin, sondern nur durch diejenige Abteilung, welche die deutsche Nachhut angriff.

Zu einem derart unmethodischen Vorgehen gegenüber der Quelle kann nur jemand gelangen, der sich über die Bedeutung der eingangs besprochenen Unterscheidung zwischen der philologischen Aufgabe der Deutung des Textes und der später vorzunehmenden Prüfung auf die Richtigkeit seiner Angaben hin nicht klar ist. Breßlau war durchaus im Recht, als er besonders diesen Mißgriff Schäfers aufdeckte und nachwies, daß Schäfer eine anderweitig gewonnene Ueberzeugung in den Text des Widukind hineinzulesen versucht habe. Gegenüber den von Breßlau klar herausgearbeiteten Zeugnissen Widukinds, die auf den Kampf rechts des Lech weisen, versucht Schäfer in seiner Erwiderung, sich mit haarsträubender Sophistik herauszureden. Da steht vor allem der ihm äußerst unbequeme Satz bei Widukind, daß sich die in Rede stehenden Hergänge in Bayern (d. h. also rechts des Lech) abgespielt hätten. Schäfer[23]) glaubt, sich hier mit Hilfe gänzlichen Zweifels retten zu können: Wenn Widukind *sagt*, daß die Schlacht in Bayern stattgefunden habe, so können wir schlechterdings nicht wissen, wo er sich die Schlacht *gedacht* hat, ob rechts oder links des Lech. Wahrscheinlich hat er überhaupt nicht darüber nachgedacht! Trotzdem behauptet Schäfer unmittelbar darauf in grellem Widerspruch zu der soeben geäußerten Skepsis, ganz genau zu wissen, wie sich Widukind die Sache *vorgestellt habe*, gerade umgekehrt nämlich, als der Mönch in den oben zitierten Worten *sich ausdrückt*. Schäfer stellt also, damit er Recht behält, ein Prinzip auf, an das nur andere, nicht aber er selbst gebunden sein sollen. Ihm durfte Breßlau in seiner Erwiderung in durchaus sachgemäßer Weise entgegenhalten: „Nach wie vor verkennt er die Notwendigkeit scharfer Interpretation der Quellenzeugnisse, die eine unerläßliche Vorbedingung ihrer kritischen Verwertung ist, und nach wie vor wirft er Kritik und Interpretation durcheinander."

[22]) Sitzungsberichte S. 567.
[23]) Hist. Zeitschrift Bd. 97, 542.

Digitized by Google

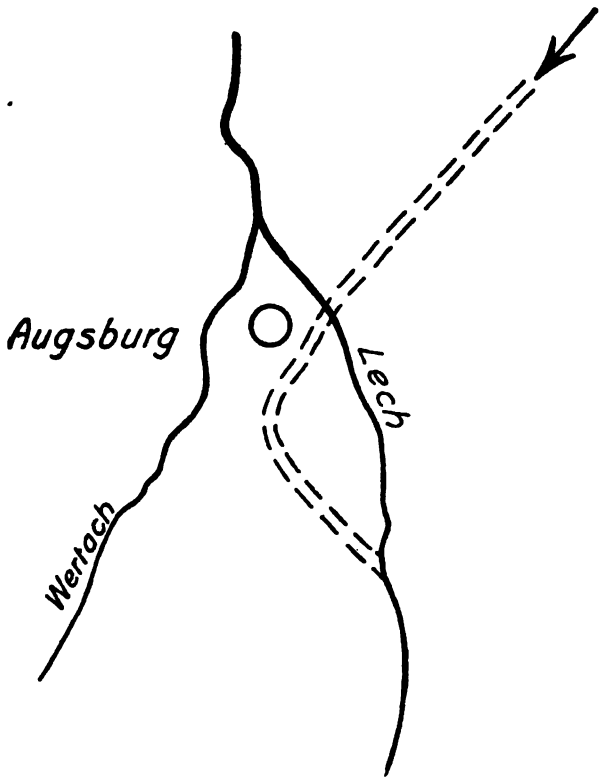
Man hätte nur gewünscht, daß Breßlau dieselbe klare Analyse, die er an Widukinds Text vorgenommen hatte, auch dem zweiten Hauptbericht, der Erzählung des Augsburger Geistlichen Gerhard in dessen Vita Oudalrici, hätte zuteil werden lassen. Er ist jedoch hier nicht über den Standpunkt Schäfers, Riezlers und anderer hinausgekommen. Riezler[24]) glaubt entscheidendes Gewicht darauf legen zu können, daß nach der Vita Oudalrici die geschlagenen Ungarn an Augsburg vorüberflohen; daraus folgert er, daß der Kampf nordwestlich von Augsburg stattfand. Dieser Schluß ist falsch, denn wir alle wollen ja gerade wissen, in welcher Richtung die Ungarn an Augsburg vorbeikamen, ob von Nordwesten oder von Nordosten her. Nicht ganz so ungeschickt wie Riezler drückt sich Schäfer aus, wenn er erklärt, die Vita berichte, daß man von den Mauern der Stadt die fliehenden Ungarn habe herannahen und an der Stadt vorüber dem Lech habe zueilen sehen.[25]) Wäre damit der Wortlaut bei Gerhard genau wiedergegeben, so würde man es wohl für ausgemacht halten dürfen, daß die Ungarn sich links des Lech befanden. Dem ist aber nicht so. Schäfer hat ebenso wenig wie die anderen Neueren genau interpretiert. Erst Delbrück hat die Stelle richtig erklärt.[26]) Der Text lautet: . . . ita ut exercitus Ungrorum in fugam versus virtutem praeliandi ultra non haberet; et quamvis incredibilis numerus illorum occisus fuisset, tantus tamen adhuc exercitus eorum remanebat, ut hi, qui de propugnaculis Augustae civitatis eos venire conspexerunt, non pugna lacessitos eos redire aestimaverunt, donec praetereuntes civitatem ulteriora Lici fluminis litora festinando r e petere cognoverunt. Also diejenigen, welche auf den Brustwehren von Augsburg standen, sahen die Ungarn ankommen in der Meinung, sie kehrten zurück, ohne gekämpft zu haben. In diesem Glauben fanden sich aber die Augsburger getäuscht, als sie bemerkten, daß die Ungarn nicht, wie zu erwarten war, wiederum die Stadt angriffen, sondern sie seitwärts liegen ließen und den Fluß eiligst v o n n e u e m zu überschreiten suchten. Das r e petere besagt also, daß nicht an eine einmalige Ueberschreitung des Lech, sondern an einen doppelten Uebergang zu denken ist. Ich habe diesen Vorgang in der Zeichnung zu veranschaulichen gesucht.

In der zitierten Stelle der Vita Oudalrici ist so deutlich wie nur möglich die Rede von dem ungarischen Heere, welches in der Schlacht

[24]) Göttingische Gelehrte Anzeigen. S. 530.
[25]) Sitzungsberichte S. 530.
[26]) a. a. O. S. 121 unten.

Digitized by Google

von Otto geschlagen wurde. Im Widerspruch mit den ganz eindeutigen Worten des Textes behauptet nun v. Wallmenich,[27]) nach Schäfers Rezept, besser zu wissen als Gerhard selbst, was dieser mit seinen Worten habe ausdrücken wollen, gerade das Umgekehrte, als er sagt. In der bezeichneten Stelle seien nicht die in der Schlacht geschlagenen Ungarn



Die gestrichelte Linie soll die ungefähre Richtung bezeichnen, der die fliehenden Ungarn folgten.

gemeint, sondern die ungarische Lagerbesatzung. Es ist überflüssig, über diese seltsame Interpretation noch ein Wort mehr zu verlieren. Des weiteren ist es nicht richtig, wie v. Wallmenich[28]) behauptet, daß nach der nun auch von mir vertretenen Annahme Delbrücks, die Ungarn wären zunächst in südwestlicher Richtung geflohen, folge, daß sie zweimal an der Stadt Augsburg vorbeigekommen wären, während doch

[27]) a. a. O. S. 22 f.
[28]) a. a. O. S. 24.

Digitized by Google

Gerhard nur von ihrem einmaligen Erscheinen rede. Aus der beigefügten Zeichnung ist ersichtlich, wie gegenstandslos dieser Einwurf ist. Der positive Anhalt, den v. Wallmenich[29]) für seine Ansetzung der Schlacht südöstlich von Augsburg in den Geländeverhältnissen zu finden glaubt, kann aus dem Grunde nicht in Betracht kommen, weil schlechterdings nicht als selbstverständlich vorauszusetzen ist, daß im Jahre 955 gerade wie heute im Nordosten Augsburgs waldiges Gelände vorhanden war, dagegen im Südosten eine unbedeckte Ebene, die für die Fechtart der Ungarn günstig war. Die Annahme v. Wallmenichs hat inbetreff der Topographie nichts voraus vor derjenigen Delbrücks. Sie empfiehlt sich weniger als die letztere, weil sie ein unbegründetes Ausbiegen der Deutschen nach Süden, einen unbegreiflichen Umweg verlangt. Das deutsche Heer wäre, so meint v. Wallmenich,[30]) bis Ottmaring, d. h. fast bis zu der Breite des 6 km südlich von Augsburg liegenden Haunstetten marschiert, um sich dann erst nach Westen gegen den Lech und das ungarische Lager zu wenden. Ich kann jedoch nicht zugeben, daß das ungarische Lager sich 6 km südlich der Stadt befand. Ein Lager in solcher Entfernung von Augsburg wäre für die Belagerer der Stadt viel zu unbequem gewesen. Damit fällt der einzige Grund weg, den v. Wallmenich für seine Annahme geltend zu machen weiß, daß Otto mit seinem Heere zuletzt südöstlich der Stadt stand. Mit ihr stimmen auch andere Tatsachen nicht recht. Die Deutschen sind gar nicht ungestört bis kurz vor dem Zielpunkt ihres Marsches gelangt, sondern sind, als sie noch weiter im Nordosten standen, mitten im Marsch von den Feinden angegriffen worden. Die Ungarn waren ihnen schon am vorhergehenden Tage entgegengezogen. Auch mit Rücksicht auf letzteren Umstand bleibt es nicht recht verständlich, daß die Schlacht nur eine kurze Strecke östlich des ungarischen Lagers stattgefunden haben sollte.

Kehren wir zu der Interpretation der Vita Oudalrici zurück. Ganz analog wie bei dem erörterten repetere liegt die Sache an einer zweiten Stelle, wo ebenfalls die zwar kurze, aber inhaltlich bedeutsame Vorsilbe „re" gebraucht ist. Am Abend des Schlachttages war der König nach Augsburg gekommen. Es heißt dann von ihm in der Vita: Mane autem facto, fugitivas barbarorum acies sequendo regionem Bawariorum revisit. Das heißt: Am Morgen aber kehrte er auf der Verfolgung der flüchtenden Barbarenscharen in das Gebiet der Bayern

[29]) a. a. O. S. 14.
[30]) a. a. O. S. 16 f.

Digitized by Google

zurück.[31]) In dem Ausdruck revisit liegt beschlossen, daß Otto nur vorübergehend auf schwäbischem Gebiete weilte. Von Bayern her kommend war er am Abend nach der Schlacht in das schwäbische Augsburg eingezogen und verließ am nächsten Morgen die Stadt wieder, um sich von neuem nach Bayern zu begeben. Und nun folgt die dritte Stelle, aus der zugleich mit voller Deutlichkeit hervorgeht, daß unsere Auslegung des repetere und revisit nicht nur berechtigt, sondern notwendig ist. Im unmittelbaren Anschluß an die vorhin zitierten Worte des Gerhard heißt es weiter: festinatisque legatis missis, tota remigia et vada fluminum observare praecepit ad occisionem eorum, quod et ita factum est. Illi autem nocte illuc venientes, quidam eorum ab his qui in navibus erant fluminibus immersi sunt quidam occisi sunt. Qui autem ad litus pervenerunt, ab his qui litora observabant interfecti sunt. Nulla eis via et nullum devium ab eis inveniri potuit, ni in omni loco vindicta Domini super eos manifeste maneret, ita etiam, ut non post multos dies reges eorum et principes comprehensi et ad Radesponam perducti, in ignominiam gentis eorum, cum aliis multis eorum comprovincialibus eculeo suspenderentur. Hier ist also gesagt, daß der König Eilboten abschickte mit dem Befehl, an den Flüssen alle Uebergangsstellen zu beobachten. Als nun die Ungarn ankamen, wurden sie von den Deutschen, die sich in den Fahrzeugen befanden, teils ertränkt, teils auf andere Weise getötet. Andere wurden am Gestade von den Wächtern niedergemacht. Wenige Tage später wurden die Könige und Vornehmen der Ungarn ergriffen und in Regensburg gehenkt. — Diese Erzählung setzt schlechterdings voraus, daß die Schlacht rechts des Lech mit verkehrter Front geschlagen wurde. Die Ungarn müssen zunächst etwa in westlicher Richtung geflohen sein, sonst ist es undenkbar, daß der König nach dem Osten, nach Bayern hinein Boten senden konnte mit dem Auftrag, den Ungarn die Flucht abzuschneiden. Ein solcher Befehl wäre sinnlos, ja lächerlich gewesen, wenn die Feinde sich auf der Flucht von vornherein nach Osten hin gewandt hätten. Die Boten wären dann hinter ihnen her geeilt, statt ihnen weit voraus zu sein. Denn einen bedeutenden Vorsprung in der Richtung nach Osten mußten die Deutschen haben, wollten sie den Ungarn die Fähren und Furten über Isar und Inn sperren. Es war nötig, die Boote mit Beschlag zu belegen, Leute aus der Umgegend zu-

[31]) v. Wallmenich (S. 24) erklärt die Stelle ebenso. Grandaur in seiner Uebersetzung der Vita — und mit ihm stillschweigend die anderen Neueren — gibt die Stelle falsch wieder „kam in das Land der Bayern".

Digitized by Google

sammenzubringen, um sie als Wächter an den Flußübergängen aufzustellen und die Fahrzeuge zu bemannen. Erst als dies geschehen war, kamen die flüchtenden Ungarn bei den Flüssen an und fanden die Deutschen zum Empfange bereit.

In auffallendem Gegensatz zu den soeben analysierten drei Angaben des Gerhard steht seine Erzählung, wonach den Ungarn durch Bertold, Sohn des Arnulf, von Reisensburg aus, d. h. einem fast westlich von Augsburg gelegenen Orte, die Meldung von dem Anrücken der Deutschen gebracht worden sei. Wäre diese Nachricht glaubwürdig, so würde man, vorausgesetzt, daß sonst keine Anhaltspunkte über die Marschrichtung des deutschen Heeres vorlägen, annehmen müssen, letzteres sei von Westen oder Nordwesten her gekommen. Diese Stelle ist überhaupt die einzige, auf die man sich mit einem Schein des Rechtes für den Ansatz der Schlacht links des Lech berufen könnte. Nun stehen aber, wie bemerkt, schon bei Gerhard selbst dieser Nachricht drei andere Stellen gegenüber, die sich mit ihr nicht vereinigen lassen. Sind letztere richtig, dann muß jene falsch sein. Man darf nicht, wie es z. B. Schäfer, Breßlau, Holder-Egger, v. Wallmenich tun, an diesem Widerspruch still vorübergehen oder ihm durch Umdeutungen ausweichen, sondern muß ihm gegenüber zu einer festen Entscheidung zu kommen suchen. Schon äußerlich genommen, als bloßes Rechenexempel, ergibt sich, daß der Passus von Bertolds Verrat nicht angenommen werden darf, weil bei Gerhard drei Hinweise entgegengesetzter Art, denen bei Widukind vier weitere zur Seite treten, seiner Richtigkeit widerstreiten. Die erdrückende Ueberzahl der Anhaltspunkte weist darauf, daß die Deutschen von der bayrischen Seite her anmarschiert kamen und die Schlacht dementsprechend im Nordosten Augsburgs geliefert wurde. Nun kommt aber noch ein innerer Grund hinzu, um die Episode von Bertolds Verrat für uns unannehmbar zu machen. Sie gehört, worauf Delbrück zuerst hingewiesen hat, zu den typischen Verrätergeschichten, die so oft zu den Entscheidungsschlachten der Weltgeschichte erdichtet worden sind. Gegen die Zurückweisung des Zeugnisses über Bertolds Verrat protestieren nun aber Riezler[32]) und v. Wallmenich.[33]) Riezler sagt: „Die Stempelung Berchtolds zum legendenhaften „typischen Verräter nach Niederlagen" könnte nur dann in Betracht kommen, wenn die Deutschen, nicht die Ungarn die Niederlage erlitten hätten." Es ist nun aber an uns, Verwahrung einzulegen gegen die Art und Weise, wie Riezler

[32]) Göttingische Gelehrte Anzeigen S. 530.
[33]) a. a. O. S. 12.

Digitized by Google

und v. Wallmenich zitieren. Es ist Delbrück gar nicht eingefallen, vom „typischen Verräter nach Niederlagen" zu sprechen. So unwissend ist er nicht, um eine derartige Behauptung aufzustellen, wie die beiden eben genannten Autoren sie ihm zuschreiben. Wir lesen vielmehr bei Delbrück: „Der Verräter Bertold dürfte daher nichts sein als der typische Verräter, der wohl in allen Schlachten der Weltgeschichte auftritt, mit denen sich die Volksphantasie beschäftigt."[34]) Hier ist also nur von Verrätern im allgemeinen die Rede, nicht aber von Verrätern nach Niederlagen. Mit diesem irrtümlichen Ausdruck der bayrischen Forscher hängt auch die verkehrte Theorie der Sagenbildung zusammen, mit der sie Delbrück zu widerlegen meinen. Dem oben angezogenen Ausspruch Riezlers, den v. Wallmenich wiederholt, liegt nämlich der Obersatz zugrunde, als könnte die Erfindung des legendenhaften typischen Verräters nicht von der Seite der Sieger, sondern nur von der Seite der Besiegten ausgehen. Auf einen solchen Gedanken wären aber Riezler und v. Wallmenich nicht gekommen, wenn sie sich die Mühe genommen hätten, zu lesen, wie Delbrück im unmittelbaren Anschluß an seine soeben angeführten Worte fortfährt: „von dem Unbekannten an, der bei Marathon den Persern mit einem Schilde auf einem Berge ein Zeichen gab, bis zu dem Müller, der in der Schlacht bei Königgrätz Benedek durch die Bewegung seiner Mühlenflügel den Anmarsch des Kronprinzen verriet." Die Schlacht bei Marathon war ein Sieg der Griechen, und doch ist die Erzählung von dem verräterischen Signal mit dem Schilde, das den Persern unmittelbar nach der Schlacht auf Anstiften der Alkmäoniden gegeben worden sein soll, von Athenern aufgebracht und auch von einem Griechen, Herodot, überliefert worden.[35]) Nicht anders steht es mit dem zweiten Beispiel, das Delbrück anführt, der Schlacht bei Königgrätz. Es war ein Sieg der Preußen, und Soldaten der siegreichen preußischen Armee waren es, die sich mit Entrüstung erzählten, daß ein Windmüller mit seinen Mühlenflügeln Benedek fortwährend mitgeteilt habe, von welcher Seite der Hauptzuzug der preußischen Truppen erfolgt sei. Dies berichtet ein preußischer Mit-

---

[34]) A. a. O. S. 114—116.

[35]) L. VI, c. 115, dann c. 121 ff. R. Pöhlmann, Grundriß der griechischen Geschichte nebst Quellenkunde, 3. Aufl., München 1906, zitiert auf S. 97 fälschlich: Herodot VII, 124. Wecklein, Ueber die Tradition der Perserkriege (Sitzungsberichte der Münchner Akademie, phil.-hist. Kl. 1876 S. 275 f.), bemüht sich, die Erzählung Herodots durch Rationalisierung zu retten. Die richtige Beurteilung dieser Sage gibt Delbrück, Die Perserkriege und die Burgunderkriege. Berlin 1887. S. 59—65.

Digitized by Google

kämpfer, Edmund Clouth, Reservist und Gefreiter der 2. Kompagnie im 1. Garderegiment zu Fuß, das zur II., Kronprinzlichen Armee gehörte.[36]) Ebensowenig stichhaltig ist der zweite Einwand Riezlers, wir müßten die Verrätergeschichte glauben, weil sie sich bei einem Zeitgenossen fände.[37]) Hätte Riezler recht, dann wären wir rettungslos den tollsten Märchen und Wunderlegenden preisgegeben, falls sie nur von Zeitgenossen herrühren. Ferner würde die Forderung der sogenannten äußeren historischen Kritik, in erster Linie das für wahr gelten zu lassen, was die Zeitgenossen bezeugen, doch auch den hier noch dazu in der Ueberzahl befindlichen Angaben entgegengesetzter Art zugute kommen, den Widerspruch also nicht lösen, sondern bestehen lassen. Dieser rein formale Grundsatz kann uns daher niemals der Pflicht innerer historischer Kritik entheben, d. h. vor allem der Aufgabe, nach inhaltlichen Merkmalen die Glaubwürdigkeit einer Nachricht zu untersuchen. Auch nach Erledigung der äußeren Kritik kommt man auf keinen Fall um die Prüfung eines Zeugnisses auf seine Tatsächlichkeit hin herum. Wir sind nun in der Lage, die Richtigkeit dieser prinzipiellen Auseinandersetzung mit dem Beispiel gerade der Windmüllersage zu belegen, zu zeigen, wie sie äußerlich bestens beglaubigt und trotzdem falsch ist. Sie rührt nicht nur von Zeitgenossen, sondern sogar von Mitkämpfern her. Schon bald nach der Schlacht war sie im preußischen Lager verbreitet und wenige Tage später wurde sie aufgezeichnet. Sie ist demnach noch besser bezeugt als die Behauptung von Bertolds Verrat. Dennoch darf sie nicht für wahr gehalten werden. Denn erstens ist sie keine wirkliche Beobachtung, sondern eine aufs Geratewohl ausgesprochene Vermutung. Wahrgenommen ist nur die Bewegung der Mühlenflügel, und diese wird ohne jede Erfahrungsgrundlage willkürlich gedeutet als Zeichen für eine besondere Abmachung zwischen Benedek und dem Windmüller. Zweitens sind wir anderweitig über den wirklichen Sachverhalt unterrichtet. Benedek ist von dem Anrücken der Kronprinzlichen Armee auf folgende Weise benachrichtigt worden.[38]) Der österreichische Rittmeister

[36]) „Kleine Erlebnisse während des Feldzuges in Böhmen" im Oktoberheft des 34. Jahrganges des von Louis Schneider herausgegebenen „Soldatenfreundes". Berlin 1866. S. 287.

[37]) Man sieht, wie sehr sich Bernheim täuscht, wenn er (Lehrbuch der historischen Methode und der Geschichtsphilosophie, 3. u. 4. Aufl. Leipzig 1903. S. 297) sagt: „Ich bezweifle sehr, ob es, wie Lorenz behauptet, so bornierte Köpfe unter den Geschichtsforschern gibt, welche eine Nachricht sichergestellt zu haben wähnen, wenn sie dieselbe als gleichzeitig erwiesen haben."

[38]) Die Nachweise im einzelnen finden sich bei Heinrich Friedjung, Der Kampf

Digitized by Google

Varga stellte bereits am frühen Morgen des 3. Juli bei einem Aufklärungsritt den Anmarsch des Kronprinzen in der Richtung auf Chlum fest, machte den Kommandanten der Festung Josephstadt hierauf aufmerksam, und dieser telegraphierte die Kunde in das Hauptquartier von Königgrätz. Benedek erhielt sie von da aus durch einen Boten etwa $11^1/_2$ Uhr vormittags, zu einer Zeit, da die Soldaten der Kronprinzlichen Armee und damit auch der Berichterstatter Edmund Clouth noch nichts von jener Windmühle wissen konnten. Damit ist bewiesen, daß Sagen auch von Zeitgenossen, ja von solchen, die sich für Augenzeugen des geschilderten Vorgangs ausgeben, aufgebracht werden können. Ebenso wie bei der Windmüllersage bleibt auch bei der Behauptung von Bertolds Verrat die Frage offen, woher die Deutschen hiervon Kunde erhalten haben sollen. Riezler meint, eine solche Frage beantworte sich leicht: „durch ungarische Gefangene oder durch Leute Bertolds, die dieser beim Wegreiten von seinem Vorhaben unterrichtet hatte." Sicherlich ist hier das Verhalten Bertolds von Riezler soziologisch nicht richtig aufgefaßt. Es ist nicht Verräterart, den Plan oder die Kunde von der Vollendung der Tat Freund und Feind gegenüber auszuposaunen, sondern sie haben gerade das Interesse der Geheimhaltung. Vergleicht man die Königgrätzer Sage mit der Augsburgischen, so zeigt sich besonders in einem Punkte eine Uebereinstimmung. In beiden Fällen herrscht die naive Ueberzeugung, der Feind könnte die Annäherung der gegnerischen Armee nicht selbst festgestellt haben, sie müßte ihm auf einem ungewöhnlichen Wege, eben durch Verrat, mitgeteilt worden sein.[89]) Daß eine solche Annahme für die Oesterreicher bei Königgrätz nicht zutrifft, haben wir gezeigt; daß sie aber auch für das Verhalten der Ungarn bei Augsburg nicht wahrscheinlich ist, wird nahegelegt durch mehrfache Quellenzeugnisse, in denen die Rede ist von der großen Vor-

---

um die Vorherrschaft in Deutschland 1859—1866, 7. Aufl. 1908. Bd. II im VII. Buch in dem Kapitel „Das Telegramm aus Josephstadt". Ich versuche die Widerlegung der Behauptung Clouths in der umgekehrten Weise wie Delbrück (Die Perserkriege ꝛc. S. 61), dessen Einwand hinfällig ist. Es ist zwar richtig, daß Benedek durch die Kunde von der Eroberung Chlums überrascht wurde; der Umstand aber, daß überhaupt preußische Truppen gegen seine rechte Flanke marschierten, war ihm bereits etwa vier Stunden früher bekannt.

[89]) Eine ähnliche Ansicht, bei der dem Feinde ebenfalls eine nur rezeptive Rolle zugewiesen wird, liegt der Sage vom Verrat von Griechen bei den Thermopylen im Jahre 480 zugrunde. Vgl. über deren Unglaubwürdigkeit die Darlegungen von Wecklein a. a. O. S. 290 f., nicht S. 52 ff., wie Pöhlmann a. a. O. S. 101 Anm. 2. wiederum fälschlich zitiert.

Digitized by Google

sicht, die die Ungarn bei ihrer Kriegführung auszeichnete.[40]) Sollen wir aber deshalb den Grundsatz kritischer Strenge fallen lassen, weil die Quellen über ein Ereignis der mittelalterlichen Geschichte nach Qualität und Quantität im allgemeinen hinter denen über eine Begebenheit der neueren Zeit zurückstehen? Sollen wir also in jenem Falle mit anderem Maßstab messen als in diesem? Das würde bedeuten, in der Behandlung mittelalterlicher Geschichte überhaupt auf Wissenschaftlichkeit Verzicht leisten.

Wohin es führt, wenn man statt der Kritik die Harmonistik wählt, läßt sich an der Untersuchung v. Wallmenichs erkennen. Obwohl er der Meinung ist, daß das deutsche Heer von Nordosten anrückte, will er trotzdem daran festhalten, daß Berthold den Ungarn die verräterische Meldung von Reisensburg aus gebracht habe. Bertold, der von dem deutschen Heere rund 40 km weiter entfernt war als die bei Augsburg stehenden Ungarn, soll eher als die letzteren darauf gekommen sein, Kundschafter und zwar gerade nach Nordosten auszuschicken? Nachdem dann jene Kundschafter den, wie gesagt, um 40 km längeren Weg zu ihrem Herrn noch einmal zurückgelegt hatten, soll dieser die Nachricht noch früher erhalten haben als die Ungarn? Er soll außerdem noch selbst den Tagemarsch bis Augsburg zurückgelegt haben, wo er die immer noch sorglosen Ungarn antraf? v. Wallmenich will uns diese, wie ihm selbst nicht verborgen geblieben ist, höchst gesuchte und unwahrscheinliche Behauptung glaublicher machen durch die andere, daß Bertold allerdings erst wenige Stunden vor der Schlacht bei den Ungarn angelangt wäre.[41]) Damit setzt er sich aber mit Gerhards Erzählung in Widerspruch. Es ist nicht richtig, daß nach der Vita Oudalrici die Ungarn erst am Vormittag des 10. August von Augsburg aufbrachen, sondern sie taten es schon am Vormittag des 9. August. Erst nachdem Gerhard von dem Abmarsch der Ungarn gesprochen hat, erzählt er, daß Graf Dietpald mit anderen Verteidigern während der Nacht Augsburg verließ, um dem deutschen König entgegenzuziehen. Mit dieser Nacht kann keine andere als die vom 9. zum 10. August gemeint sein, wie

---

[40]) Riezler, Geschichte Baierns I, 316, spricht von dem ausgebildeten Kundschafterwesen und sorgfältigen Vorpostendienst der Ungarn. E. Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reiches, 2. Aufl., Bd. III, S. 447, sagt: „Sie verstanden sich vorzüglich auf das Auskundschaften des Feindes; mit besonderer Vorsicht und sehr zahlreich stellten sie Wachen aus, so daß ihnen durch plötzlichen Ueberfall nicht leicht beizukommen war."

[41]) a. a. O. S. 12.

Digitized by Google

ja v. Wallmenich an anderer Stelle selbst zugibt.[42]) Dietpald kann jedenfalls nicht v o r dem Abzuge der Ungarn aufgebrochen sein, zu einer Zeit, als die Feinde die Stadt bestürmten und die Eingeschlossenen in größter Bedrängnis waren. Es ist ein weiterer Irrtum v. Wallmenichs, zu glauben, die Erzählung von Bertolds Verrat könnte bestätigt werden durch Nachrichten, die rund ein Viertelsjahrtausend später liegen. Entscheidend aber ist, was v. Wallmenich[43]) ebenso übersehen hat, wie vor ihm Dümmler[44]) und v. Ottenthal:[45]) Die Angaben aus dem Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts sprechen ja gar nicht davon, daß Bertold den Ungarn die verräterische Meldung von der Ankunft des deutschen Heeres überbracht habe, sondern berichten etwas ganz anderes, nämlich daß die Ungarn unter Führung jenes bayrischen Großen das ganze Bayernland verwüstet hätten. Dazu kommt noch eine besonders bei Sagen zu beobachtende Eigentümlichkeit, daß die Namen verändert oder verwechselt werden, was v. Wallmenich unbeachtet gelassen hat. Die Annales S. Rudberti Salisburgenses nennen den Grafen Otto von Scheyern, das Chronicon Schirense dagegen den Grafen Werner von Scheyern, während das Auctarium Garstense und die Annales Admuntenses ganz allgemein von einem Grafen von Scheyern sprechen.

Wem die Diskussion über die Schlacht des Jahres 955 schon bekannt war, der wird sich wundern, daß ich in der strategischen Frage bereits mein endgültiges Urteil ausgesprochen habe, ohne auf ein außerhalb des eigentlichen Zusammenhanges bei Gerhard vorgebrachtes Zeugnis Rücksicht zu nehmen, dessen Bedeutung Breßlau Schäfer gegenüber betont hat. Ich meine die Erwähnung der Vision des Bischofs Udalrich auf dem Lechfelde und des ihm hierbei gegebenen Hinweises auf die loca belli beim künftigen Einfall der Ungarn.[46]) Auf diese Stelle bin ich bisher deshalb nicht eingegangen, weil sie für die Entscheidung der Frage nach der Strategie Ottos belanglos ist. Breßlau,[47]) dem Holder-Egger[48]) beipflichtet, bleibt Schäfer gegenüber im Recht, wenn er die Nachricht auf die große Ungarnschlacht bezieht und es zurückweist, daß damit etwa der Ort des Kampfes der bischöflichen Vasallen gemeint

---

[42]) a. a. O. S. 17.
[43]) a. a. O. S. 12 f.
[44]) Kaiser Otto der Große. Leipzig 1876. S. 253, Anm. 4.
[45]) Regesta imperii II, 1. Innsbruck 1893. S. 121 f.
[46]) MG. SS. IV, 389.
[47]) Hist. Zeitschrift Bd. 97, 150, Anm. 1.
[48]) „Neues Archiv" 32, 523.

Digitized by Google

sein könnte, der unmittelbar vor dem Osttor Augsburgs bei der Belagerung der Stadt durch die Ungarn stattfand. Um Udalrich diese Kampfstätte zu zeigen, hätte ihn die heilige Afra wirklich nicht aus der Stadt hinaus auf das Lechfeld zu führen brauchen. Ich kann jedoch Breßlau und v. Ottenthal nicht zustimmen, wenn sie meinen, daß sich mit Hilfe dieser Nachricht Gerhards das Schlachtfeld genauer bezeichnen lasse. Der Name „Lechfeld" ist zu unbestimmt, die Grenzen seiner Anwendung haben sich im Laufe der Zeit zu sehr verschoben, als daß wir imstande wären, bestimmt zu sagen, welchen besonderen Platz der sehr ausgedehnten Ebene Gerhard bei seinem Ausdruck im Sinne hatte. Heute wird im allgemeinen als Lechfeld die etwa 40 km lange Ebene südlich von Augsburg zwischen Wertach und Lech, d. h. also westlich von diesem Fluß bezeichnet. Es gab aber eine Zeit, wo man die Ebene zu beiden Seiten des Lech, ja sogar auch das Land nördlich von Augsburg darunter verstand.[49]) Solange wir nicht wissen, in welchem Sinne Gerhard den Namen Lechfeld verwendete, ist uns eben mit seiner Angabe nicht geholfen; denn wir wollen ja gerade feststellen, ob die Schlacht rechts oder links des Flusses stattfand, weil sich daraus die Strategie Ottos ergibt. Nun spricht der Autor auch nicht im Singular, sondern im Plural: von den Kampfstätten. Wie das zu deuten ist, können wir aus einer bereits besprochenen Stelle der Vita Oudalrici erkennen. Danach vermochte man von den Brustwehren der Stadt Augsburg aus zu sehen, wie die Ungarn zurückkehrten. Erst daraus, daß sie eiligst wieder über den Lech gingen, schloß man, daß sie geschlagen worden waren. Der erste und zwar der entscheidende Akt der Schlacht war vorüber. Wo er sich abgespielt hatte, das war von Augsburg aus nicht zu sehen gewesen,[50]) aber daß er schon beendigt war, liegt in Gerhards Worten beschlossen. Bemerken konnte man nur noch, wie nun, während die

---

[49]) Vgl. v. Wallmenich S. 27, Anm. 25, und Zedlers Universallexikon, Halle und Leipzig 1737, Bd. 16, Sp. 1300.

[50]) Daraus ist auf keinen Fall mit Schäfer und Riezler zu folgern, daß ein so weit entfernter Ort wie Kühlenthal als Gegend des Schlachtfeldes in Frage kommen könnte, ganz abgesehen davon, daß er links des Lech liegt. Es zeigt sich hier wieder, wie fern den beiden Autoren sachkritische Erwägungen liegen. Die Ordnung des deutschen Heeres zur Schlacht, der Marsch, unterwegs die Schlacht, dann 25 km Verfolgung bis Augsburg und Einnahme des ungarischen Lagers, das alles soll an einem Tage vor sich gegangen sein? Ferner, welche fabelhafte Disziplin müßte in dem so bunt zusammengesetzten deutschen Heere geherrscht haben, daß es dem König gelang, nach der siegreichen Schlacht am selben Tage die Truppen noch zu 25 km Verfolgung zu bewegen? Bei Riezler wird die Sache noch unglaub-

Digitized by Google

Ungarn von neuem über den Lech zu kommen suchten, der König mit den Seinen auf der Verfolgung ankam und soviel Feinde, als er nur erreichen konnte, niedermachte.[51]) Die Worte Gerhards weisen also deutlich auf zwei verschiedene Kampfplätze hin. Auch hier hat erst Delbrück Klarheit geschaffen, indem er zeigte, daß die Schlacht in zwei getrennte Akte zerfiel, von denen freilich der erste der weitaus wichtigste war.

Im Verlauf der Kontroverse über die Schlacht des Jahres 955 ist eine seltsame Ueberschätzung der historischen Geographie in ihrer Bedeutung für die Erkenntnis von Tatsachen der Kriegsgeschichte zutage getreten. Während bereits Breßlau[52]) nach Gebühr die Behauptung von B. Ernst zurückgewiesen hat, als sei die richtige Deutung des Namens Nigra silva von Wichtigkeit für das Verständnis der Ungarnschlacht, bleibt mir noch übrig, den falschen Folgerungen entgegenzutreten, die Riezler[53]) und v. Wallmenich[54]) aus dem Vorkommen gewisser Ortsnamen ziehen. Daraus, daß in dem 6 km südlich von Augsburg liegenden Dorfe Haunstetten der Name der Hunnen erhalten ist, schließen beide Autoren, daß die Ungarn daselbst im Jahre 955 ihr Lager gehabt hätten. Lassen wir hier unerörtert, ob die Gleichsetzung von Hunnen und Ungarn so selbstverständlich ist; woher wissen jene Forscher, daß die Ungarn gerade 955 dort gelagert haben? Die Ungarn haben im 10. Jahrhundert mehrere Male vor Augsburg gestanden; ein Zeitmerkmal fehlt aber dem Ortsnamen gänzlich.

Nach Erledigung des strategischen Problems wende ich mich einer Frage des Waffenwesens zu, auf die bisher noch kein Forscher ausdrücklich eingegangen ist. Der betreffende Gegenstand besitzt, wie ich wohl eingestehe, keine größere Wichtigkeit, ich möchte ihn aber hier kurz berühren, weil man in seiner bisherigen Behandlung denn doch sehr nachlässig gewesen ist. Ich denke an die Vorstellung, die man sich von der Art der Rüstung des Herzogs Konrad zu machen hat. Hören wir, was die Neueren bei der Schilderung seines Todes darüber sagen. Giesebrecht[55]) erzählt: „Aber als er, erschöpft von der Arbeit des Streites und der glühenden Hitze der Augustsonne, die Helmbänder löste, um

licher. Bei ihm vergrößert sich die Strecke der Verfolgung auf mehr als 30 km, da er das ungarische Lager bei dem 6 km südlich von Augsburg liegenden Dorfe Haunstetten ansetzt.

[51]) Rex autem cum suis eos sequens et quibus se coniungere potuit occidens ...

[52]) Hist. Zeitschrift. Bd. 97, 139 f.

[53]) Göttingische Gelehrte Anzeigen. S. 530.

[54]) a. a. O. S. 15.

[55]) Geschichte der deutschen Kaiserzeit, 5. Aufl. 1881. Bd. I, 424.

Digitized by Google

aufzuatmen, traf ihn ein Pfeil in die Gurgel." Bei Dümmler[56]) lesen wir: „Als er in der gewaltigen Sonnenglut des heißen Tages die Riemen seines Helmes löste, um frische Luft zu schöpfen, durchbohrte ihm ein ungrischer Pfeil die Kehle." P. F. Stälin[57]) äußert sich so: „Konrad wurde durch einen ungarischen Pfeil die Kehle durchbohrt, als er eben die Riemen des Helmes löste, um Luft zu schöpfen." Riezler[58]) drückt sich folgendermaßen aus: „Unter den Gefallenen beklagte man . . . den Herzog Konrad, dem ein Pfeil die Kehle durchbohrt hatte, als er im heißen Streit den Helm lüftete." E. v. Ottenthal[59]) spricht von dem schweren Verlust, den das deutsche Heer erlitt, dem Tode Konrads, „der durch einen ungarischen Pfeil fiel, als er wegen der unerträglichen Hitze seinen Helm lüftete". Nun vergleiche man damit den Text bei Widukind. Es heißt hier: „Cuonradus quippe dux fortiter pugnans, animi fervore solisque ardore, qui eo die nimius erat, accensus aestuat, vinclisque [loricae] solutis dum auram captat, vulnere sagittae adverso gutturis defixae cadit.[60]) Das Wort loricae ist deshalb in Klammern gesetzt, weil es nicht in allen Handschriften steht, obwohl es schon bei Frutolf vorkommt, für dessen um 1100 verfaßte Weltchronik Widukind an der betreffenden Stelle als Vorlage gedient hat. Welches Stück der Rüstung ist im Text gemeint, durch dessen Lösung Konrad die verhängnisvolle Blöße schuf, so daß seine Kehle durchbohrt werden konnte? Die Neueren, in dem Glauben, durch unklare Phantasie die reale Anschauung der Altertümer ersetzen zu können, behaupten übereinstimmend: der Helm. Wo steht aber im Text galea oder cassis? Und hat denn der Helm die Aufgabe, den Hals zu decken? Er ist doch zum Schutze des Kopfes bestimmt; der Hals wird, wenn überhaupt, durch andersartige Vorkehrungen gesichert. Indessen wäre eine derartige Argumentation nicht absolut durchschlagend. Es gab wirklich eine Zeit, in der vom Helm nicht nur das Haupt, sondern zugleich auch der Hals verhüllt wurde, aber sie setzt fast zwei Jahrhunderte nach der Schlacht von 955 ein; es war die Zeit der unförmigen Topfhelme, welche auf den Schultern aufruhten. — Oder aber die Neueren meinen das Visier. Das wäre freilich ein noch gröberer Anachronismus; denn das Visier kommt erst ein Drittelsjahrtausend später auf. Es ist aber auch sachlich nicht richtig;

---

[56]) Kaiser Otto der Große. Leipzig 1876. S. 259.
[57]) Geschichte Württembergs. Gotha 1882. Bd. I, 186.
[58]) Geschichte Baierns. Gotha 1878. Bd. I, 353.
[59]) Regesta imperii II, 1. Innsbruck 1893. S. 121.
[60]) Liber III c. 47.

Digitized by Google

denn das Visier ist gar nicht dazu da, den Hals zu schirmen, sondern einen Teil des Gesichts, da es viel weiter oben angebracht ist. Die Helme des 10. Jahrhunderts waren dagegen viel einfacher. Man trug entweder gewöhnliche Rundhelme, die bisweilen mit Wangenschutz versehen waren, im übrigen aber das Gesicht frei ließen, oder solche von anderer Bauart, die außer dem Hinterkopf und der Schädeldecke durch eine weit ausladende Krempe auch, wenngleich schon in geringem Maße, den Nacken und die seitlichen Teile des Kopfes schützten. Helme der letzteren Art waren bereits in der Karolingerzeit im Gebrauch; sie sind z. B. in den Miniaturen des Psalterium aureum von St. Gallen abgebildet. Neben diesen beiden Formen begann noch im 10. Jahrhundert[61]) eine neuere aufzukommen, die besonders aus der Tapete von Bayeux bekannt ist, der Kegelhelm oder, wie er in Frankreich weniger passend genannt wird, der normannische Helm. Er ist nach oben zugespitzt, im Gegensatz zu den vorher beschriebenen gewölbten Helmen älterer Art. Einen Halsschutz kannte man wohl, obschon er nicht allgemein üblich war. Einen Hinweis auf seine Beschaffenheit hätten die Neueren aus dem Text entnehmen können, wenn sie ihn nur genauer betrachtet hätten. Dort ist die Rede von der lorica, deren Bänder von Konrad gelöst wurden. Man übersetzt das Wort gewöhnlich mit Brustpanzer oder Panzerhemd, dagegen in den zeitgenössischen althochdeutschen Glossen wird es fast immer mit Halsberge wiedergegeben. Mit diesem Worte wurde schon frühzeitig keineswegs nur der Halsschutz im engeren Sinne bezeichnet, vielmehr meinte man mit ihm wie auch mit dem französischen Worte Haubert das ganze Panzerhemd, das, nach oben kapuzenartig verlängert, zugleich den Hals und den Kopf mit Ausnahme des Gesichtes deckte. Weil der Hals ein sehr leicht verwundbarer Körperteil war, lag es nahe, auf seinen Schutz besondere Aufmerksamkeit zu verwenden. So erklärt sich, daß nach ihm ein Stück der Rüstung benannt wurde, das außer dem Hals noch andere, sogar ausgedehntere Körperteile zu schirmen hatte. Ganz entsprechend hat auch Koller, das zuletzt auf collum (Hals) zurückgeht, später die Bedeutung Brustharnisch angenommen. Der Harnisch bestand im 10. Jahrhundert, sofern man sich nicht mit einem Lederhemd begnügte, aus einer Jacke mit darauf befestigten Metallschuppen oder -buckeln.[62])

[61]) So schon in einer Brüsseler Prudentius-Handschrift des 10. Jahrhunderts, bei Richard Stettiner, Die illustrierten Prudentiushandschriften. Berlin 1905. Tafel 68.

[62]) Am besten unterrichtet man sich über mittelalterliches Waffenwesen in dem

Digitized by Google

Zum Schluß sei noch nebenbei — es gehört nicht streng zum Thema — auf einen auffallenden Unterschied in der zeitlichen Distanz hingewiesen, in welcher Gerhard zu den von ihm erzählten Ereignissen steht. Die Vita Oudalrici ist nach dem Herausgeber Waitz[63]) zwischen 983 und 993 abgefaßt, nach Breßlau[64]) bald nach 983 abgeschlossen. So später Zeit gehört aber offenbar die Schilderung der Vision Udalrichs auf dem Lechfelde nicht an. Denn hier wird von Otto I. als dem rex adhuc manens, d. h. als dem immer noch lebenden König gesprochen.[65]) Es wird also erzählt, als befände sich der Verfasser beim Niederschreiben der Stelle allerspätestens im Jahre 973.

„Handbuch der Waffenkunde" von Wendelin Boeheim. Leipzig, Seemann 1890. Nur die Einleitung zu diesem Buche ist wenig brauchbar.

[63]) MG. SS. IV, 378.

[64]) Hist. Zeitschrift 97, 138.

[65]) MG. SS. IV, 389.

Digitized by Google

Ueber die florentiniſche Wehrmacht im Jahre der Schlacht von Montaperti (1260).[1]

Von

Francis Smith.

Die Heldenzeit der ſchwäbiſchen Kaiſer ging zu Ende. Die kommunalen Beſtrebungen hatten ſich mit den hierarchiſchen wider die deutſchen Herrſcher verbunden. War Mailand in den Lombardenkriegen als Vorkämpferin der italieniſchen Städtefreiheit aufgetreten, ſo erſtand nun in Toskana im 13. Jahrhundert eine neue Hochburg des Guelfentums: Florenz erlebte die erſte Blüte. Keine binnenländiſche Stadt Italiens, Mailand ausgenommen, konnte ſich damals an urwüchſiger Kraft der Arnoſtadt vergleichen. Seitdem im Jahre 1250 der primo popolo, das erſte volkstümliche Regiment, aufgerichtet worden, gewann Florenz in

[1] In der vorliegenden Abhandlung werden die folgenden Abkürzungen angewandt: Il Libro di Montaperti = LM.

Libro dei danni dei Guelfi, bei Ildefonso di San Luigi, Delizie degli eruditi Toscani, tomo VII, p. 203—286, unter dem Titel: Estimo fatto del Comune di Firenze, de'danni cagionati da'Ghibellini a'Guelfi cacciati di Firenze, e fuggiti a Lucca, dall'anno 1260 all'an. 1266 = L. d. G.

Statuti delle Compagnie e delle leghe del Contado di Firenze, Archivio storico Italiano XV (1851) p. 32 ff = Leghenverzeichnis.

E. Repetti, Dizionario geografico fisico storico della Toscana, 5 Bde., Florenz 1833—1843 = Repetti I—V.

O. Hartwig, Quellen und Forſchungen zur älteſten Geſchichte der Stadt Florenz, II, Halle 1880 = Hartwig.

R. Davidſohn, Geſchichte von Florenz, Bd. I (1896) u. II, I (1908) = Davidſ., G. v. F. I (bezw. II, I).

Derſ., Forſchungen zur älteren Geſchichte von Florenz (1896) = Davidſ., Forſch. I.

Derſ., Forſchungen zur Geſchichte von Florenz II—IV (1900—1908) = Davidſ., Forſch. II—IV.

Digitized by Google

schnellem Siegeszuge die Vormachtstellung in Toskana. Ein starker Bund, Pisa, Siena und Pistoja, sah sich von ihr und ihren Freunden besiegt, über den ghibellinischen Waffen war kein Glück gewesen. Niemand vermochte es zu hindern, als sich Florenz Volterras und S. Gimignanos, Pistojas und Poggibonsis bemeisterte. Es wollte manchem Zeitgenossen scheinen, am Arno wüchse ein neues welteroberndes Rom empor.[2]) Das war nun freilich eine arge Täuschung. Bevor die hohenstaufische Epopöe bei Benevent und auf dem Schafott zu Neapel in einem grausigen Finale ausklang, konnten sich deutsche Recken noch ein letztes Mal auf italienischem Boden Siegeslorbeer um das Haupt flechten. Unzertrennlich ist der Name Manfreds mit dem Tage von Montaperti verknüpft: am 4. September 1260 erlitt Florenz seine erste große Niederlage, und es waren die vom sizilianischen König entsandten Geharnischten, die Sienas Feldheere die Oberhand verschafften. Florenz tat einen tiefen Fall, es konnte sogar ernstlich die Frage erwogen werden, ob es nicht rätlich sei, die stolze Handelsmetropole völlig auszutilgen. Wie hatte es sich zutragen können, daß die kraftvollste Stadt Toskanas, trotzdem sie von vielen anderen Kommunen unterstützt wurde, der Nebenbuhlerin unterlag? Die von Manfred geschickten Hilfstruppen haben zur Erklärung nicht ausgereicht, schwarzer Verrat soll das Verderben heraufbeschworen haben. Durch Dante ist der Hauptschuldige ewiger Schmach preisgegeben worden, im Inferno begegnet uns die fluchwürdige Gestalt des Bocca degli Abati. — Die Geschichte darf es bei der poetischen Gerechtigkeit nicht bewenden lassen und muß mit größter Vorsicht prüfen, ob das Schwert oder tückische List die Schlachtentscheidung gegeben hat. Bevor ein abschließendes Urteil über diesen Punkt gefällt wird, empfiehlt es sich jedoch, eine Vorfrage zu lösen. Waren 1260 die sachlichen Voraussetzungen für einen Sieg Sienas und der Ritter Manfreds gegeben oder fehlte es an ihnen, also daß nur ein ganz besonderes Ereignis, wie der Vaterlandsverrat, den Ausgang des Kampfes erklären kann? Die Machtmittel der beiden Parteien sind abzuwägen. Wer der Nachricht Glauben beimessen will, das Guelfenheer sei bei Montaperti 70 000 Mann stark gewesen (worunter selbstverständlich eine entsprechende Zahl Berittener zu begreifen wäre) und habe 30 000 an Toten und Verwundeten verloren,[3]) der darf und muß auch davon überzeugt sein, daß die sienesische Minderheit, trotz mehrerer Hundert königlicher Reiter, die gewaltige

[2]) Guittone d'Arezzo, Brief an die Florentiner. (Monaci, Crestomazia, p. 176.)

[3]) Davidsf., G. v. F. II, I, p. 498 u. 502; vgl. Forsch. IV, 151.

Digitized by Google

gegnerische Uebermacht nicht hätte niederstrecken können, wäre nicht der florentinische Bannerträger meuchlings getötet und seinen Landsleuten ein jäher Schrecken eingejagt worden. Es ist nun aber unbestreitbar, daß die numerischen Angaben mittelalterlicher Chronisten einen unsicheren Baugrund abgeben. Hinsichtlich der Schlacht bei Montaperti wären wir ebenso übel daran, wie bei vielen Dutzend anderer Gefechte des Zeitalters, und könnten auf dem Wege statistischer Forschung schwerlich etwas Unumstößliches zur Aufhellung der Schuld Boccas und seiner Gesinnungsgenossen beitragen, wenn uns nicht urkundliches Material erhalten geblieben wäre, das bisweilen gestattet, über die zahlreichen Unstimmigkeiten der erzählenden Quellen hinwegzugehen. Als die wichtigste historische Reliquie ist der Libro di Montaperti zu nennen, in ihm bietet sich uns die erwünschte Handhabe, über die Wehrmacht der Stadt Florenz authentische Zahlenfeststellungen zu machen. Der Lösung dieser engumgrenzten, aber grundlegenden Aufgabe sind die folgenden Darlegungen gewidmet. Wenn ich nicht den ganzen Kreis der an dieser Stelle aufgeworfenen und sich bietenden Fragen erörtern kann, so hoffe ich doch, bei einer späteren Gelegenheit auf die Schlacht von Montaperti und die florentinische Heeresverfassung zurückkommen und alsdann eingehend das Kräfteverhältnis der Gegner und das Verratsproblem behandeln zu können. Scipione Ammirato glaubt, bei der Beschreibung des blutigen Ringens an der Arbia die Erinnerung an die Schlacht von Cannä wachrufen zu dürfen, und Repetti nennt jenes Ereignis das mittelalterliche Waterloo. So augenfällig nun auch die Uebertreibung ist, das Geschehnis dünkt mir wichtig genug, nach seiner kriegsgeschichtlichen Bedeutung abgewogen zu werden.

Der von Cesare Paoli 1889 in den Documenti di Storia Italiana herausgegebene und mit einem Vorwort versehene Libro di Montaperti bildet den uns erhaltenen Rest des Feldarchivs der Florentiner aus dem Jahre 1260. Dieser Urkundenschatz ward von den Sienesen am Tage von Montaperti erbeutet und als Trophäe bis ins 16. Jahrhundert gehegt. Nachdem das Herzogtum Toskana den alten Freistaat Siena in sich aufgesogen hatte, gelangte die kostbare, in einen Kodex zusammengefaßte Quelle 1570 wiederum nach Florenz, wo sie sich noch jetzt befindet. Der LM. enthält Aktenstücke aus der Zeit vom 9. Februar bis zum 3. September 1260. Bei der von Paoli durchgeführten Neuordnung der einzelnen archivalischen Bestandteile ergaben sich neun Gruppen, sie umfassen (cf. LM. Pref.):

1. Ernennungen von Beamten und Offizieren, ferner allerhand

Digitized by Google

das Heer und die Kriegführung angehende Verfügungen u. ſ. w. (LM. S. 1—102). Zeit: 9. Februar bis 27. Auguſt.

2. Verſprechungen ſeitens der Gemeinden und Kirchen der Grafſchaft Florenz bezüglich der für die Verproviantierung von Montalcino aufzubringenden Getreidelieferungen und die hierfür geleiſteten Bürgſchaften (LM. S. 103—177). Zeit: 7. Juli bis 22. Auguſt.

3. Verzeichniſſe von Kaufleuten, die dazu verpflichtet waren, das im Hochſommer zum Entſatz von Montalcino aufgebotene Florentinerheer mit Lebensmitteln (mercatum et victualia) zu verſehen. Dieſe Verzeichniſſe (Libro del Mercato) enthalten auch die Namen der für die Kaufleute bürgenden Perſonen und Angaben bezüglich der tatſächlich geleiſteten Verpflegungsdienſte (LM. S. 178—290). Zeit: 6. Auguſt bis 1. September.

4. Ein Regiſter der im Stadtſechſtel des San Pancrazio pflichtmäßig von beſtimmten Bürgern zu ſtellenden Streitroſſe und der zu ihren Reitern beſtimmten Bürger (LM. S. 291—308). Die Hauptmuſterung fand am 25. Auguſt ſtatt.

5. Entſchuldigungen einiger zu cavallate, d. h. zur Stellung von Streitroſſen veranlagten Bewohner des Stadtſechſtels des San Pancrazio, bzw. der an ihrer Statt beſtellten Reiter (LM. S. 309—311). Zeit: 28. Auguſt bis 1. September.

6. Eine nach Fünfundzwanzigſchaften geordnete Stammrolle des Stadtſechſtels der Porta San Pancrazio (LM. S. 312—338). Muſterungsvermerke vom 28., 29. und 30. Juli; 26. und 27. Auguſt; 2./3. September.

7. Zwei die Stadtſechſtel der Porta San Piero und des Borgo betreffende fragmentariſche Vermerke gemuſterter Mannſchaften (LM. S. 339—340). Zeit: 27. Auguſt bis 1. September.

8. Ein Muſterungsverzeichnis der zum Heerzug nach Montalcino aufgebotenen Mannſchaften des Grafſchaftsſechſtels der Porta San Piero (LM. S. 341—368). Zeit: 29. Auguſt bis 1. September.

9. Statuten und Verordnungen der Heeresleitung vom 5. April und 6. Mai (LM. S. 369—376).

Der Umſtand, daß nicht von ſämtlichen ſtädtiſchen und ländlichen Gebietsſechſteln des florentiniſchen Staates Stammrollen und Präſenzliſten ſich erhalten haben und, um das Unglück voll zu machen, die vor der Vernichtung bewahrten Dokumente beträchtliche Lücken aufweiſen, macht es unmöglich, die geſamte wehrfähige Bevölkerung der

Digitized by Google

Kommune oder die Effektivstärke des bei Montaperti fechtenden Aufgebotes der Arnostadt ohne Umschweife nach dem Quellenbefunde abzuschätzen. Wir sind gezwungen, uns auf Umwegen dem Ziele zu nähern. Die angestrebte statistische Berechnung müßte gelingen, wenn die Bevölkerungsdaten dieses oder jenes Sechstels aus den Zahlentrümmern erschlossen und die gegenseitigen Größenverhältnisse der einzelnen Stadt- und Grafschaftsbezirke nach Flächenausdehnung oder besonderen Leistungen annähernd offenbar würden. Prüfen wir zunächst, ob sich für die nähere Bestimmung der Verwaltungsdistrikte eine ausreichende Grundlage gewinnen läßt. Die uns z. T. erhaltenen Mannschaftsregister und die für den Verpflegungsdienst aufgestellten Verzeichnisse (Teile II und III des LM.) liefern uns in Verbindung mit den nach Sechsteln und Gemeinden (populi) geordneten Ernennungslisten der Beamten und der für Spezialdienste Auserseheneu höchst wertvolle topographische Anhaltspunkte, die aus dem Libro dei danni dei Guelfi vom Jahre 1269 zu vervollständigen sind. Zweckdienliche Angaben sind mit etwas Vorsicht auch dem in einer Statutenkompilation von 1355 erhaltenen Register der militärischen Liguen der Florentiner Grafschaft zu entnehmen.[4]) Bereits die Feststellung der auf den einzelnen Gebietssechstel entfallenden Zahl städtischer populi oder ländlicher Pfarreien (pievi)[5]) vermag uns höchst schätzbare Dienste zu leisten, sie ist zudem die unumgängliche Voraussetzung für die Aufstellung solcher Konjekturen, die infolge der lückenhaften Beschaffenheit selbst der noch aufbewahrten Register benötigt werden. Für den Leser der folgenden Uebersicht städtischer popoli empfiehlt es sich, die florentinischen Stadtpläne einzusehen, die uns Hartwig (hinter p. VI eingeschoben) und Davidsohn (G. v. F. I) gegeben haben und die sich auf das Ende, bzw. den Anfang des 13. Jahrhunderts beziehen.

Die Tabelle zeigt, daß sich die Sechsteleinteilung der Stadt mit der Gemeindeorganisation nicht vollständig deckte, von den 55 populi scheinen 4 sich auf je 2 Sechstel verteilt zu haben.

Ich glaube nicht, daß irgendeine Gemeinde von uns übergangen ist. G. Canestrini, Della milizia italiana dal secolo XIII al XVI (Archiv. stor. ital.

---

[4]) Archivio stor. Ital. XV (1851) p. 32 - 34. Vgl. daselbst p. XX u. XXI. Die fragliche Quelle ist nicht älter als das zweite Drittel des 14. Jahrhunderts.

[5]) Ueber populus (Gemeinde) einerseits und plebs, plebatus, pieve, piviere (Sprengel einer Taufkirche) andererseits unterrichtet Davidsohn, G. v. F. I, 316—317. Die kirchliche Organisation fiel im allgemeinen mit der weltlichen zusammen.

Digitized by Google

Sextus Ultrarni populi	S. Sancti Petri Scradii populi (Bruchteile mit *)	Sextus Burgi populi (Bruchteile mit *)
Sancte Felicitatis [1] [2] [3] [4] [5] Sancti Felicis [1] [2] [3] [4] [5] Scti Fridiani [1] [2] [3] [4] [5] Scti Jacobi [1] [2] [3] [4] [5] Scti Georgii [1] [2] [3] [4] Scte Marie sopr' Arno [1] [3] [3] [4] Scti Nicholai [1] [2] [3] [4] [5] Scte Lucie de Magnolis [2] [4] Sancti Petri Gattolini [6] Scte Marie de Verzaria [7] [Scti Donati de Verzaria [8]] [Scti Floriani [9]]	Scti Appolinaris [1] [2] [3] [4] [5] Scti Petri Scradii [2] [3] [4] [5] * Scti Stephani ad Pontem [2] [3] [4] Scte Cecilie [3] [4] [5] Scti Romuli [3] [4] [5] Scti Remigii [2] [3] [4] [5] [10] Scti Jacobi tra le Fosse [2] [3] [4] [5] Scti Simonis [2] [3] [4] Scti Florentii [2] [3] [4]	* Sancte Trinitatis [1] [2] [3] [4] [5] Sanctorum Appostolorum [1] [2] [3] [5] * Scti Stephani ad Pontem [2] [3] [4] [5] Scte Marie sopra Porta [4] [5] [11]
SS 10	8 + 1 Bruchteil	2 + 2 Bruchteile

Anmerkungen.

[1]) LM. I, 7.

[2]) LM. I, 8.

[3]) LM. I, 11.

[4]) LM. I, 131.

[5]) LM. I, 151.

[6]) L. d. G. p. 206; LM. III, 227, p. 272.

[7]) L. d. G. p. 236. Davidsf. Forsch. IV, 407: Verzaia vor der Porta San Frediano (Oltrarno); IV, 408: 1297 der pop. S. Marie de Verzaria erwähnt; IV, 428 und 456: S. Maria de Verzaria eine Gründung der Dominikaner-Tertiarier, nicht älter als 1244. Repetti V, 704.

[8]) L. d. G. p. 245. Da ich weder im LM. noch bei Repetti oder Davidsohn diesen populus genannt finde, so mag eine Verwechselung mit dem L. d. G. p. 245 gleichfalls erwähnten pop. Scti Donati de Vechis (sextus Porte Scti Pancratii) vorliegen.

[9]) LM. I, 8 p. 11. Vermutlich verdorben und identisch mit dem pop. Scti Fridiani.

[10]) Der LM. VII, 2 p. 340 genannte pop. Scti Romei ist identisch mit dem pop. Scti Remigii; vgl. L. Santoni, Raccolta di notizie storiche riguardanti le chiese dell'arci-diogesi di.

Digitized by Google

nach Sechsteln und Gemeinden.

S. Porte Sancti Pancratii populi (Bruchteile mit *)	S. Porte Domus populi (Bruchteile mit *)	S. Porte Sancti Petri populi (Bruchteile mit *)
Sancti Pancratii [1] [2] [3] [4] [5] [12] Scte Marie Novelle [2] [3] [5] [12] Scti Pauli [2] [3] [5] [12] * Scti Michaelis Bertelde [1] [2] [3] [5] Scte Marie Ughi [1] [2] [3] [5] [12] Scti Miniatis inter Turres [2] [3] [12] Scti Donati de Vechis [2] [12] * Scti Andree [2] [3] [5] [12] Scti Petri Bonconsiglii [5] [12] * Scte Trinitatis [5] [13]	Sancti Roffilli [2] [3] [4] Scti Salvatoris [2] [5] Scte Reparate [2] [3] Scti Lei [2] * Scti Michaelis Bertelde [2] [5] Scte Marie Maioris [1] [2] [3] [4] [5] Scti Laurentii [1] [2] [5] [4] [5] Scti Christofani [1] Scte Marie in Campodoglio [14] Scti Thomasi [15]	Scti Michaelis de Vicedominis [1] [2] [3] [5] Scti Petri Celorum (Celi Auri) [2] [3] Scte Marie Alberici [1] [2] [3] [4] Scti Martini Episcopi [1] [2] [3] [5] Scti Ambrosii [2] [3] Scti Petri Maioris [1] [2] [3] [4] [5] Scti Michaelis in Orto [2] [5] [6] Scti Benedicti [2] [3] Scti Proculi [3] [4] [5] Scti Stephani Abbatie [5] [5] Scte Margarite [3] Sancte Marie in Campo [1] [3] [5] Scte Marie Nepoticose [3] Scti Bartholi [3] [16] [17] * Scti Andree [1] Scti Michaelis in Palcheto [16] [18]
7 + 3 Bruchteile	9 + 1 Bruchteil	15 + 1 Bruchteil

Firenze, Firenze 1847, p. 89 und namentlich das in den Documenti die Storia Italiana VI, 281–2 abgedruckte Verzeichnis der florentinischen popoli, woselbst Sa' Romeo statt S. Remigio erscheint.

[11]) LM. I, 25; I, 34; VII, 2.

[12]) LM. IV, 6—7.

[13]) LM. I, 34 p. 36: Bonaffede Niger pop. Scte Trinitatis wird capitaneus der Kommune Gangalandi, die nach LM. I, 28 p. 34 zum plebatus de Signa (sextus Porte Sancti Pancratii) gehörte; L. d. G. p. 244.

[14]) LM. II, 57 p 155 wird Ciampi f. quondam domini Napoleonis pop. Scte Marie in Campidoglio genannt, derselbe, der LM. I, 5 p. 6 als ein distringitor des für den sextus Porte Domus aufgestellten Bannerträgers der Bogenschützen erscheint; L. d. G. p. 268.

[15]) L. d. G. p. 259; LM. II, 57 p. 154, III 95 p. 217 u. s. w. Der LM. I, 4 p. 5 und I, 9 p. 16 erwähnte pop. Scti Phamasii und unser pop. Scti Thomasi sind wohl ein und dieselbe Gemeinde.

[16]) LM. VII, 1 p. 339.

[17]) L. d. G. p. 255.

[18]) L. d. G. p. 254.

Digitized by Google

XV, 1851, p. XX), bemerkt, aus einer die Heeresformierung betreffenden Verordnung[6]) vom April 1304 erhelle, daß die Stadt damals in ungefähr 56 Gemeinden zerfallen sei. Deren Namen und z. T. auch deren Grenzen wären mitgeteilt. Diese Urkunde konnte von mir nicht benutzt werden. Hingegen ist in den Documenti di Storia Italiana, tomo VI, p. 281—2, ein Verzeichnis von angeblich 56 popoli (die Addition ergibt nur 55) abgedruckt. Diese Aufzählung befindet sich nach den Ausführungen A. Gherardis eingeschoben in den Diario d'anonimo fiorentino dall'anno 1358 al 1389 auf c. 33 des Manuskripts und gehört dem 14. Jahrhundert an. In welcher Beziehung sie zu der von Canestrini angezogenen Urkunde steht, vermag ich nicht zu sagen, etwaige Abweichungen können wohl nicht sehr erheblich gewesen sein. Das in den Documenti befindliche Verzeichnis weist nur einen Gemeindenamen auf, der in unserer Tabelle fehlt: den Popolo di Santa Lucia d'Ongniessanti. Es handelt sich um die Humiliatenkirche Santa Lucia sul Prato.[7]) Wir wissen nun, daß der Bischof Johannes 1251 den Humiliaten von Ognissanti die zum Komplex des Leprosen-Hospitals gehörige Kapelle Sancte Lucie de S. Eusebio überwiesen hat.[8]) Daß damals eine Gemeinde mit ihr verbunden gewesen sei, kann m. E. aus dem Wortlaut der Traditionsurkunde nicht geschlossen werden und müßte jedenfalls erst auf diesem oder jenem Wege bewiesen werden, bevor ein 56. populus zu unserer Zeit in Rechnung gestellt werden dürfte.[9]) Die weiteren Unstimmigkeiten der beiden Verzeichnisse fallen nicht sehr ins Gewicht. Die Quelle des 14. Jahrhunderts schweigt von dem pop. Scti Petri Scradii, in dem die von ihr übergangene 56. Gemeinde zu vermuten ist. Statt dessen nennt der Anonymus den Popolo Sa'Michele in Orto unter dem Stadtsechstel S. Piero Scheraggio: hier mag ein Irrtum vorliegen oder eine Verschiebung stattgefunden haben (vgl. übrigens LM. I 131). Schließlich erwähnt die jüngere Quelle jede Gemeinde nur einmal, und es fehlen mithin unter dem sextus Burgi der pop. Scti Stephani ad Pontem, unter dem s. Scti Pancratii der pop. Scte Trinitatis, unter dem s. Porte Domus der pop. Scti Michaelis Bertelde, unter dem s. Porte Scti Petri der pop. Scti Andree. Von der Möglichkeit eines Irrtums abgesehen, kann es leicht sein, daß nach 1260 zwischen den

[6]) Bibl. Magliab. Cod. 44. Class. XXV. Car. 385—389.

[7]) Giov. Lami, Sanctae eccl. Flor. monumenta, III, p. 1514; L. Santoni, Raccolta di notizie storiche riguardanti le chiese dell'arci-diogesi di Firenze, p. 53.

[8]) Davidsf., G. v. F., I, 217 A. 4 u. II, I, p. 361; Lami l. c. I, 244; II, 948—950.

[9]) Vgl. jedoch Lami l. c. II, 947. u. 951.

Digitized by Google

Sechsteln eine Grenzregulierung stattgefunden hat und die Gemeindeverteilung vereinfacht worden ist. Alles in allem, können wir behaupten, stützt die Tabelle des Florentiner Anonymus aufs beste unsere Aufstellung.

Nach der Darstellung Giovanni Villanis wäre 1250 bei der Begründung des primo popolo die Grafschaft entsprechend den 96 Kirchspielen militärisch organisiert und die Bildung besonderer örtlicher Heeresverbände, leghe, anbefohlen worden.[10]) Ob die Nachricht in dieser Form durchaus stichhaltig ist, mag auf sich beruhen bleiben, es soll hier nur erörtert werden, auf welchem Wege die Zahl 96 gewonnen sein kann. Die Addition sämtlicher von mir aufgeführter Kirchspiele ergibt die Zahl 90, wenn man nämlich berücksichtigt, daß zwei Kirchspiele (San Donato in Poggio und Panzano) sich auf je zwei Sechstel verteilen, und ferner für gut befindet, die in unserem Verzeichnis zweimal erscheinenden Bruchstücke des plebatus Scti Johannis de Florentia (des Distrikts der stadtflorentinischen Taufkirche) zu übergehen. Es sei jedoch die Möglichkeit zugegeben, daß Villani oder sein Gewährsmann die Anteile der Grafschaft am städtischen Kirchspiel zu voll in seine Rechnung einbezog und die gespaltenen plebatus je zweimal zählte. Dann wären uns von den 96 Bezirken des Florentiner Chronisten 94 mit Namen bekannt. Die beiden Zahlen nähern sich einander soweit, daß gesagt werden muß, Villani biete hier eine Nachricht von wertvollem Gehalt. Aus dem Unterschiede von zwei Kirchspielen ist nicht etwa der bündige Schluß zu ziehen, daß uns deren Namen entgangen sein müßten oder Villani eine geringfügige, aber gleichwohl völlig willkürliche Erhöhung der wahren Zahl vorgenommen habe, es läßt sich vielmehr ein Drittes denken.

Die im Jahre 1254 von den Grafen Guidi an Florenz abgetretene Kommune Montemurlo[11]) wird im LM. I 87 p. 61 und I 204 p. 96 als ein von Florenz abhängiger Platz erwähnt. Das Kirchspiel erfreute sich allerdings nach wie vor einer gewissen Autonomie, unterstand einem eigenen Podesta[12]) und dürfte, wenngleich zum distretto fiorentino ge-

---

[10]) G. Villani VI, 39 (Ed. F. Gherardi Dragomanni, tom I, p. 263): E come ordinò il detto popolo le'nsegne e gonfaloni in città, così fece in contado a tutti i pivieri il suo, ch'erano novantasei, e ordinargli a leghe acciocchè l'una atasse 'altra, e venissero a città e in oste quando bisognasse.

[11]) Ildefonso di San Luigi, Del. d. eruditi Tosc. VII, 191; Davidsf., G. v. F. II, I, S. 432; Repetti III, 442.

[12]) Repetti III, 443.

Digitized by Google

Sextus Ultrarni [1]) plebatus (Bruchteile mit *)	S. Scti Petri Scradii [5]) plebatus (Bruchteile mit *)	S. Burgi [6]) plebatus (Bruchteile mit *)
de Empoli [2]) de Monterappoli Scte Marie de Cilicciaola Scti Yllaris Castri Florentini Scti Petri in Mercato Scti Pancratii [3]) (S. Pancrasio a Lucignano) * Scti Donati in Poci Scti Appiani Scti Petri in Bossole Scti Laczari Scti Jorsole [4])	de Fighine Gaville Scti Vincentii et curie Montisluki Scti Pancratii (S. Pancrasio a Cavriglia) Cavriglie de Petriolo Scte Marie Novelle Scte Marie Spaltenne Scti Marcellini Scti Pauli in Rosso Scti Justi in Salcie Scti Leunini in Conio Scte Agnetis * Panzani Ligliani * Scti Donati in Poci	Cresci de Monteficalli Scti Petri in Sillano Antille Scti Viti de Lancisa de Cintoia de Robiano Scte Marie in Pineta de Ripolis Septimi Scti Ypoliti Vallispese Scti Vincentii Vallis Pese * Panzani Scti Johannis in Soana de Jogole Decimi de Campoli
10 + 1 Bruchteil	14 + 2 Bruchteile	15 + 1 Bruchteil

Anmerkungen.

[1]) Die plebatus dieses sextus aufgeführt LM. II, 1—13 p. 103—117.

[2]) Das im Legheverzeichnis S. 34 genannte Pontormo muß 1260 zur pieve von Empoli gehört haben, LM. II, 1 p. 105.

[3]) Der im Legheverzeichnis S. 34 genannte piviere di S. Piero da Pergolato war, wie aus LM. II, 6 p. 109 hervorgeht, 1260 ein pop. des pleb. Scti Pancratii. Vgl. Repetti IV, 49.

[4]) Mit dem pleb. Scti Jorsole ist vermutlich der im Legheverzeichnis S. 34 genannte piviere di S. Forsale identisch.

[5]) Die plebatus dieses sextus aufgeführt LM. II, 14—30 p. 118—127.

[6]) Die plebatus dieses sextus aufgeführt LM. II, 31—47 p. 127—146.

[7]) Die Register im 2. und 3. Teil des LM. sind unvollständig und versagen hinsichtlich dieses Sechstels. Campi und die folgenden hier aufgeführten Kirchspiele sind im LM. teils garnicht, teils ohne Bezeichnung des Sechstels genannt, jedoch ist das rechte Arnoufer unterhalb Florenz, soweit aus der bekannten Lage der übrigen Grafschaftsdistrikte zu schließen ist, die für den sextus Porte Scti Pancratii einzig übrig bleibende Landschaft. Campi ist L. d. G. p. 249 unter dem sextus Scti Pancratii aufgeführt. Legheverzeichnis S. 33.

[8]) LM. I, 28 p. 34 (zur pieve Signa gehörte die Kommune Gangalandi, die im Legheverzeichnis S. 34 als selbständiger piviere genannt ist); LM. II, 39 p. 136 A. 1; L. d. G. p. 252

Digitized by Google

nach Sechſteln und Kirchſpielen.

S. Porte Scti Pancratii [7] plebatus	S. Porte Domus [18] plebatus (Bruchteile mit *)	S. Porte Scti Petri plebatus (Bruchteile mit *)
de Campi [7] de Signa [8] de Brozzi [9] Ripole de Ghereti [10] Scti Johannis in Greto [11] de Cerreto [12]	Fagne [14] Burgi Scti Laurentii [14] de Calenzano [14] Scti Stephani in Pane [14] Scti Johannis Majoris [14] Scti Gavini Adimari [14] Scti Johannis in Petroio [14] Scti Petri ad Sieve [14] de Vaglia [14] de Legri [14] de Carraria [14] Scte Felicitatis ad Lercianum [14] * Scti Johannis de Florentia de Pomonti Montiscuccoli Cersine Scte Agathe Scti Cresci de Maciole Sexti	de Remolo [15] [16] Cascie [15] [16] de Sco [15] [16] Scte Marie a Decomano [15] [16] Rignani [15] [16] de Montefiesoli [15] [16] Scti Martini Lobako [15] [16] Montislori [15] [16] Scti Stephani in Potena [15] [16] Castiglionis Vallis Sieve [15] [16] Pithiane [15] [16] Scti Cresci ad Valcava [15] [16] Pomini [15] [16] de Fesulis [15] [16] de Miransù [15] [16] Scte Martini in Viminiccio [15] [16] Scti Ciervasii de Pelago Vallis Sieve [15] Scti Casciani ad Padule [15] [16] Villamagne [15] [16] Doccie [15] [16] de Acone [15] [16] de Montemugnaio [15] Ghiaccieti [15] de Gropina [15] [16] de Vado [15] * Scti Johannis de Florentia [16]
6	18 + 1 Bruchteil	25 + 1 Bruchteil

unter dem sextus Scti Pancratii aufgeführt; Leghеverzeichnis S. 33 (Signa in einer lega mit Campi und Brozzi).

[9]) LM. I, 8 p. 12, IV, 4 p. 301; L. d. G. p. 253 unter dem sextus Scti Pancratii aufgeführt. Leghеverzeichnis S. 33.

[10]) LM. I, 51 p. 42; Repetti IV, 776 nennt die pieve S. Leonardo a Ripoli in der Gretilandſchaft und verweiſt auch auf L. d. G. p. 266, wo der pop. S. Stephani Plebatus Ripolis aufgeführt iſt.

[11]) LM. I, 56 p. 45. Der S. 45 als capit. pleb. Scti Johannis in Greto erwähnte Jacobus Rustiki Credi iſt IV, 1 p. 292 als Angehöriger des pop. Scte Marie Novelle (sextus Porte Scti Pancratii) genannt. Bei Repetti II, 508 der piviere des S. Giov. Battista in Greti erwähnt. 1255 traten die Grafen Guidi die pieve di Greti an Florenz ab. Vgl. Davidſ. G. v. F. II, 1 p. 433.

[12]) L. d. G. p. 266 der pop. Plebis de Cerreto neben dem pop. S. Stephani Plebatus Ripolis verzeichnet. Es handelt ſich vermutlich um Cerreto-Guidi (Cerreto di Greti). Vgl. Repetti I, 663. Die LM. I, 51 p. 42 verzeichnete curia de Coldelapietra war florentiniſch und gehörte nach Repetti I, 763 zu Cerreto-Guidi.

[13]) Die plebatus dieſes sextus ſämtlich LM. III, 1—126 p. 178—230.

[14]) Nicht allein LM. III, ſondern auch LM. II, 48—57 p. 146—156.

[15]) S. LM. II, 58—83 p. 156—177.

[16]) S. LM. III, 127—272 p. 230—290.

Digitized by Google

hörig, der Grafschaft vorläufig nicht einverleibt worden sein. Ich denke mir aber den Fall, daß Villani die pieve nichtsdestoweniger mitzählte, indem er sie etwa als zum Domsechstel gehörig betrachtete.

Schließlich ist an Montereggi zu erinnern. Im LM. wird dieses Kirchspiel unter dem Petritorsechstel, zu dem es vermutlich hätte gehören müssen, nicht aufgeführt, hingegen erfahren wir aus LM. I 63 p. 48 und LM. I 65 p. 52 über militärische Verfügungen, die hinsichtlich dieser florentinischen Ortschaft getroffen wurden. Repetti III 500 und Lami, l. c. I 539 führen als Suffraganpfarren Montereggis nur S. Andrea a Sveglia und S. Margherita a Saletta auf, und diese beiden Gemeinden werden im LM. (z. B. II 71 p. 166) zum Kirchspiel von Fiesole gerechnet. Falls es 1260 eine pieve von Montereggi gegeben haben sollte, so kann diese, obgleich LM. I 63 p. 48 von omnes homines de Monteregi et eius p o p u l i s et curte gesprochen wird, schwerlich von erheblicher Ausdehnung gewesen sein, und dies würde erklären, wieso das Kirchspiel LM. VIII und namentlich LM. II und III unberücksichtigt bleiben konnte. Hingegen ist zuzugeben, daß Villani unter Umständen Montereggi als einen piviere mitzählen mußte, und damit hätten wir auch einen Namen entdeckt, der als 96. Kirchspiel des Florentiners in Betracht kommt.

Wenige Worte ziemt es noch, den Kommunen und festen Plätzen zu widmen, die entweder zur florentinischen Grafschaft gehörten oder ihr zum wenigsten militärisch zugerechnet wurden, ohne einem der genannten Kirchspiele zu unterstehen. Ich kann nicht den Anspruch erheben, eine vollständige Aufzählung zu geben. Es handelt sich vielmehr im folgenden um einige wenige Beispiele, die der LM. bietet. Ob sich solche Beispiele aus anderen Quellen häufen ließen, dürfte berechtigtem Zweifel unterliegen, da, soweit ich sehen kann, das von Florenz unmittelbar beherrschte oder verwaltete Gebiet im allgemeinen mit den Kirchspielen der Grafschaft sich gedeckt haben muß und vom weiteren florentinischen Machtbereich nicht die Rede ist. LM. I 48 p. 41 heißt es von der Kommune Capraria, sie gehöre zwar zur Grafschaft, aber das Kirchspiel, dem sie zuzurechnen sei, bilde keinen Teil des florentinischen Gebietes. Aus der Lage des Ortes ist zu vermuten, daß er bei der Heeresbildung dem Pankratiussechstel unterstellt wurde. Es sei übrigens in Parantheſe bemerkt, daß wir aus der angezogenen Urkunde mit Sicherheit ersehen, wie die in der Tabelle genannten und ihrer Lage nach unschwer zu bestimmenden Kirchspiele des Contadobezirks

Digitized by Google

Porte Scti Pancratii kein zusammenhängendes Ganze bildeten, sondern durch fremdes Gebiet zerrissen wurden.[13])

Am 3. März 1260 wurden vier Beamte seitens der florentinischen Kriegskapitane beauftragt, im Namen der Kommune den homines von Montevolterajo, Catignano und Gambassi die Stellung von Pferden aufzulegen, ut aliis comitatinis Florentie sextus Porte Sancti Pancratii (LM. I 46 p. 40). Die genannten Plätze scheinen mithin den Militärbehörden der Grafschaft unterstellt gewesen zu sein. Montevolterajo war ein im Volterranischen gelegenes Kastell, das 1236 in den Besitz der Florentiner überging (Davidsf. G. v. F. II,1 p. 225). Gambassi und Catignano gehörten zum Kirchspiel der S. Maria di Chianni oder di Gambassi (Repetti I 622 und 695, II 394). Nach Davidsf. Forsch. III 3, Reg. 8, und IV 282/3 erscheint eine Florentiner Gesellschaft bereits zu Beginn des 13. Jahrhunderts (1218) in Besitz von Pfandrechten an den Kastellen von Gambassi, Catignano u. s. w. Das Kirchspiel von Gambassi findet sich nicht unter den bis 1260 von Florenz annektierten Gebieten.

Feldtruppen und Wehrmacht der Stadt Florenz.

Unsere etwas umständlichen topographischen Feststellungen von Stadt und Land lassen die Hoffnung zu, mit ihrer Hilfe vereinzelte Bevölkerungsdaten nutzbringend bei der Ermittelung der florentinischen Wehrkraft verwenden zu können. Die nächste Aufgabe ist, herauszufinden, wieviele Truppen aus der Stadt Florenz an der Unglücksstätte von Montaperti fochten und unterlagen.

Ich beginne mit dem Abschnitt VI des LM. Die Stammrolle des Stadtsechstels[14]) der Porta San Pancrazio führt die Wehrpflichtigen in Kolonnen zu je 25 Namen auf. Vor und hinter den Namen finden sich Zeichen, die als Musterungsvermerke anzusehen sind. Am Ende des Aktenstücks (S. 338) erfahren wir, daß die vorgesetzten Buchstaben a, b und c sich auf Mannschaftsvorstellungen am 28., 29. und 30. Juli beziehen, sie können infolgedessen außer Acht gelassen werden. Ein nachgesetztes a bedeutet, daß der betreffende Mann sich am 26. August, ein

[13]) Das anstoßende Kirchspiel von Carmignano gehörte zu Pistoja und wurde erst im 14. Jahrhundert der Florentiner Grafschaft angegliedert; Repetti I, 476. 477.

[14]) Ohne den geringsten Grund bezieht Paoli (LM. Pref., p. XXVIII) das Register LM. VI auf den Grafschaftsbezirk. Sämtliche erwähnte Gemeindenamen sind aber städtische. Pref. XXXIX scheint Paoli wieder anderer Meinung zu sein. Hartwig, S. 305, verfällt offenbar in den gleichen Fehler wie Paoli.

Digitized by Google

nachgesetztes b, daß er sich am 27. August beim Heere stellte. Das Original der Stammrolle ist in zwei Quaternen (Heften) erhalten, von denen der erste keine nachgesetzten a und b enthält, hingegen vor den Namen häufig einen Punkt oder Punkt und Komma verzeichnet. Es wird erlaubt sein, diesen Zeichen die gleiche Bedeutung wie den nachgesetzten a und b beizulegen. Schließlich ist aus der Beifügung des Buchstabens n zu erkennen, daß der betreffende Florentiner sich in der Nacht vom 2. auf den 3. September nicht im Guelfenlager in der pieve di Assiata befand. Mancher, der am 26. oder 27. zur Stelle gewesen, fehlte zwei Tage vor der Schlacht. Da bei vielen Namen weder ein Fehlvermerk, noch ein nachgestelltes a oder b (bzw. . oder ., vor dem Namen) zu finden ist, so muß gemutmaßt werden, daß etliche Männer sich vor dem 28. August oder — und dies ist wahrscheinlicher — nach dem 27. August und vor der Nacht vom 2. auf den 3. September bei den Feldtruppen sich einfanden. Aus den den Namen beigefügten Zeichen ergibt sich übrigens, daß die je eine Kolonne im Urkundentext einnehmenden Fünfundzwanzigschaften (S. 312 steht als Ueberschrift: Porte Sancti Pancratii XXV^{ne}) höchstens administrative, aber gewiß keine militärische Bedeutung gehabt haben.[15])

Unter Berücksichtigung der vorstehenden Ausführungen ergeben sich aus dem Register des Stadtsechstels die Zahlen:

1056[16]) Wehrpflichtige,
546 dem Feldheere Ferngebliebene und
510 zur Schlacht verfügbare Männer.

Die Zahlen bedürfen freilich einer Korrektur. Der erste Quatern ist nur unvollständig erhalten, am Schluß und vielleicht auch zu Beginn verstümmelt (vgl. Paolis Bemerkung Pref. p. XXXIX und LM. p. 322), ich glaube jedoch, daß sich die Lücke notdürftig schließen läßt. Das zweite Heft enthält Aufzeichnungen, die unter Namensnennung auf sämtliche Gemeinden des Sechstels der Porta San Pancrazio mit Ausnahme der populi Scti Pancratii, Scte Marie Novelle und Scte Trinitatis Bezug nehmen. Die 16 Kolonnen des ersten Heftes dürften, obwohl nicht näher bezeichnet, lediglich Angehörige des pop. Scti Pancratii enthalten;[17])

[15]) Es ist daher unrichtig, wenn Davidsohn, G. v. F. II, 1, S. 417, behauptet, die Fußtruppen seien in Rotten zu je 25 Mann eingeteilt gewesen. Nicht nur, daß von taktischen Verbänden keine Rede ist, es darf auch die Stammrolle, wie noch zu zeigen ist, mit nichten auf die Fußtruppen allein bezogen werden.

[16]) Hartwig, S. 305, hat 1064 gezählt.

[17]) Von den unter LM IV ausdrücklich dem pop. Scti Pancratii zugeschriebenen

Digitized by Google

mithin müssen die ausgefallenen Stücke der Stammrolle den pop. Scte Marie Novelle und den Scte Trinitatis, daneben z. T. den pop. Scti Pauli[18]) berücksichtigt und vielleicht auch noch einen Anfang und einen Nachtrag zum pop. Scti Pancratii gebracht haben.

Vergleicht man nun die auf die einzelnen Gemeinden entfallenden Mannschaftsziffern der Stammrolle mit den von den nämlichen populi gestellten Kontingenten zum Korps der Tartschenträger (pavesarii),[19]) so erhält man, wie mir scheint, den Eindruck, daß die Zahlen in innerer Beziehung zu einander stehen, d. h. daß die Schildträger mit einiger Rücksicht auf die Wehrkraft der betreffenden kleinen Bezirke aufgeboten worden sind. Den 421[20]) (+×?) Namen des ersten Quaterns, die ich dem pop. Scti Pancratii zuschreiben möchte, scheinen mir nicht übel die 17 pavesarii der nämlichen Gemeinde zu entsprechen. Ich lasse die Zahlen zum Vergleich folgen (vgl. LM. I 11 S. 19—20):

		Wehrpflichtige	Pavesarii
pop.	Scti Pancratii	421 + ×?	17
„	Scte Marie Novelle	×	4
„	Scte Trinitatis	×	0
„	Scti Pauli	113 + ×	3
„	Scti Donati de Vechis	49	0
„	Scti Michaelis Bertelde	149	6
„	Scti Miniatis inter Turres	58	3
„	Scti Petri Bonconsiglii	82	3
„	Scti Andree	59	2
„	Scte Marie Ughi	125	2
		1056 + ×	40

Trotzdem die beiden Reihen nicht völlig gleichförmig sind und z. B. die geringe Zahl pavesarii der populi Scti Pauli und Scte Marie Ughi auffallen, so dürfte doch die Mannschaftsziffer des pop. Scte Marie

---

Bürgern kehren unter VI (im ersten Quatern) die folgenden Namen wieder: Albertus Octinelli (S. 304 u. 318), Bindus u. Tanus Bonacti (S. 305 u. 321), Ugolinus Bonacotti (S. 305 u. 317); Octavianus Aringhieri (S. 307 u. 314). S. ferner den LM. I 8, p. 13, als pedes carroccii und Angehörigen des pop. Scti Pancratii genannten Arighettus Baldovini im 1. Heft, S. 317, wiederkehren. Dies muß genügen. Es ließen sich aber noch mehr Namen zum Beweise aufführen.

[18]) Der zweite Quatern trägt als Ueberschrift: Eiusdem populi Sancti Pauli. Die Gemeinde muß also bereits behandelt worden sein.

[19]) A. Demmin, Die Kriegswaffen in ihren geschichtlichen Entwickelungen, 1891, S. 562: Setztartsche = ital. pavese. Vgl. das. S. 374.

[20]) Hartwig, S. 305, will 428 Mann gezählt haben.

Digitized by Google

Novelle annäherungsweise zu berechnen sein. Die fünf letzten Doppelposten unserer Aufstellung sind leidlich brauchbare Wegweiser, sie ergeben zusammenaddiert 473 Wehrpflichtige und 16 pavesarii, d. h. ein Tartschenträger entfällt auf etwa 30 Wehrpflichtige. Ich hoffe, man wird diese Durchschnittszahl in Ermangelung besseren Materials als Anhaltspunkt gelten lassen. Auf die 4 pavesarii des pop. Scte Marie Novelle wären unter Benutzung der soeben gewonnenen Durchschnittszahl 120, rund 125, Wehrpflichtige (5 Kolonnen) zu rechnen. Unter dem pop. Scti Pauli sollte man erwarten, nur etwa 90 Namen in der Stammrolle zu finden, statt dessen sind 113 verzeichnet und gewiß einige ausgefallen. Dieser Umstand läßt auf einen nur geringen Verlust, wohl höchstens 25 Namen, schließen. Die 17 Schildträger des pop. Scti Pancratii erlauben zwar, 510 Wehrpflichtige zu mutmaßen, da aber die populi Scti Donati de Vechis und Scte Trinitatis keine pavesarii stellten und zudem auf die Gemeinde Scti Pauli verhältnismäßig zu wenig Schildträger entfallen, so wird anzunehmen sein, daß bei diesem oder jenem populus ein zureichender Ausgleich stattfand, und daß mithin, wenn z. B. der pop. Scte Marie Novelle nach dem Durchschnitt zum Schilddienst herangezogen wurde, die Gemeinde Scti Pancratii eine stärkere Belastung erlitt, also nur etwa 450 Wehrpflichtige zählte. Da zu Ende des ersten Quaterns 20 Namen als Randbemerkung nachgetragen sind, so können schwerlich Angehörige des pop. Scti Pancratii in dem ausgefallenen Verbindungsstück des Registers vermutet werden, und ich möchte nur daran denken, daß in einem verlorenen Kopfstück etwa 25—30 Namen von Gemeindeangehörigen in einer Kolonne standen. Ich würde sogar im Gegensatz zu Paoli mit der Möglichkeit rechnen, daß das erste Heft des Registers — bis auf die Ueberschrift — am Anfang unverletzt geblieben und sämtliche Namen der genannten Gemeinde erhalten seien, wenn nicht mehrere LM. I 11 p. 19 unter dem pop. Scti Pancratii aufgezählte Schildträger in der Stammrolle fehlten.[21]) Da ist es allerdings fraglich, ob die im Februar als pavesarii Aufgezeichneten und LM. VI Fortgelassenen bei der Anlage der Stammrolle insgesamt wegen Alter, Dienstuntauglichkeit oder Tod übergangen werden mußten.

Wir kommen schließlich zur Gemeinde Scte Trinitatis. Da wir bereits volle 20 Tartschenträger dieses populus unter den Aufgebotenen des Sechstels Borgo finden (LM. I 11 p. 23), so erscheint es ziemlich ausgemacht, daß der Dreifaltigkeitsbezirk zum allergrößten Teile dem

[21]) z. B. Berghuccius f. Aldobrandini Gualzelli, Ciapus f. Bertalotti, Jacopus Donnalfanie u. s. w.

Digitized by Google

Borgo angehörte, und vielleicht ist er von der Militärverwaltung in voller Ausdehnung dem genannten Sechstel beigerechnet worden. Wäre unser Register vollständig, so würden wir, wie ich glaube, höchstens 25, und vielleicht überhaupt keine Angehörigen des pop. Scte Trinitatis darin verzeichnet finden.

Aus allen Erwägungen ergibt sich, daß infolge der Lücken in der Stammrolle vielleicht der folgende Ausfall zu beklagen ist:

bei	dem	pop.	Scte Marie Novelle	125	Namen
„	„	„	Scti Pauli	25	„
„	„	„	Scti Pancratii	30	„
„	„	„	Scte Trinitatis	0—25	„
			Gesamtausfall	180—205	Namen.

Es müssen also $3^1/_2$—4 beschriebene Seiten (7—8 Kolonnen zu je 25 Namen) für verloren gelten.[22]) — Glaubt man allerdings, daß das erste Heft 16 beschriebene Seiten zählte, d. h. der ganze verfügbare Raum mit dem Register ausgefüllt war, so würde sich der Verlust auf 400 Namen belaufen. — Nach den früheren Ergebnissen sind auf 200 Wehrpflichtige (ich wähle der Sicherheit wegen nicht 180, sondern die höhere Verlustzahl) nicht ganz 100 Leute zu rechnen, die für die Schlacht verfügbar waren. Als unser Schlußresultat können wir mithin feststellen, daß der Stadtsechstel der Porta San Pancrazio an 1250[23]) Wehrpflichtige zählte und etwa 600 Mann davon an dem Kampfe bei Montaperti beteiligt waren. — Ein Verlust von 400 Namen erhöht die Zahl der Wehrpflichtigen auf etwa 1450 und die der Felddienstfuenden auf etwa 700. Das wäre aber auch die Höchstziffer, die zugestanden werden könnte, da jedenfalls nicht mehr als zwei Quaterne vorhanden gewesen sind, wie mir daraus hervorzugehen scheint, daß am Schluß des Registers (LM. p. 338) ausdrücklich von zwei Heften gesprochen wird.

Eine wesentliche Frage ist gleich hier zu erörtern, nämlich, ob in der Stammrolle sämtliche Wehrpflichtige des Sechstels, also nicht nur das gemeine Fußvolk, sondern auch die Reiter (bzw. die zur Gestellung von Pferden verpflichteten noch wehrpflichtigen Männer) und die Spezialtruppen enthalten waren. Zunächst sei der Registrierungs-

[22]) In dem ersten Quatern würden nach dieser Berechnung 601—626 Wehrpflichtige verzeichnet gewesen sein, d. h. etwa ebenso viel wie in dem vollständigen zweiten Heft, das 635 Namen aufführt.

[23]) Die vom Sechstel insgesamt gestellten 40 Schildträger lassen auf etwa 1200 Wehrpflichtige schließen. Dies zur Nachprobe.

Digitized by Google

brauch hinsichtlich der Reiterei geprüft, indem wir eine Stichprobe machen. Unsere Wahl trifft die erste, 26 Pferde starke Hauptmannschaft des Sechstels der Porta San Pancrazio (vgl. LM. IV 1 p. 291—294). Unsere Quelle führt neben einigen Ungenannten 31 Bürger mit Namen auf, die zur Stellung der bewußten 26 Streitrosse verpflichtet waren. 22 dieser Bürger finden wir in der Stammrolle des Sechstels verzeichnet (davon 11 beim Feldheere Erschienene und 11 Ausgebliebene) und 9 bleiben unerwähnt. Das Verschweigen der letzteren ist unauffällig, da sich, von anderem abgesehen, der Fall denken läßt, daß die mit der Pferdesteuer Bedachten noch nicht oder nicht mehr wehrpflichtig waren. Als Reiter auf den 26 Rossen sieht das Register 33 Männer oder, wenn wir berücksichtigen, daß hiervon fünf Ersatzleute sind, 28 Männer vor. Von den 33 Männern sind 31 mit vollem Namen genannt und zwei Namen sind verstümmelt. 19 dieser 31 Reiter werden in der Stammrolle des Sechstels erwähnt, und zwar 11 als Angehörige des Feldheeres (darunter 1 Bürger, der von der Reitpflicht entbunden worden) und 8 als Nichterschienene (darunter 4 Bürger, die von der Reitpflicht entbunden worden), hingegen fehlen in der Stammrolle 12 Namen, ein Ausfall, der sich zwanglos erklärt, nicht allein aus dem lückenhaften Zustande des Registers, sondern daneben aus dem Umstande, daß die Reiter bisweilen fremden Sechsteln entnommen wurden.[24])

Die letzten Erwägungen zeigen, daß die Reiterei von der uns erhaltenen großen Sechstelstammrolle keineswegs ausgeschlossen war, und hieraus folgt dann weiter, die Stammrolle müsse eine allgemeine gewesen sein. Das ergibt sich auch aus der Berücksichtigung der Spezialtruppen. Unter den 7 (bzw. 9) zu Carroccio-Rittern unseres Sechstels Auserwählten (vgl. LM. I 7, p. 8 f.) findet man 3 (bzw. 4), die in der — wie auch hier betont werden muß — unvollständigen Stammrolle gleichfalls figurieren. Der Sechstel stellte zur Garde des Carroccio des weiteren 20 Fußknechte, und von diesen Mannschaften sind 8—14[25]) in der Stammrolle namentlich bezeichnet. Schließlich entfallen auf die 40 Tartschenträger des Sechstels[26]) 21—22[27]) Namen des Registers

---

[24]) LM. IV 4, p. 300, werden z. B. zwei Leute des Domsechstels als Reiter in der vierten Hauptmannschaft des Pankratiussechstels genannt: Pierus f. Reddite pop. Scte Marie Maioris u. Rusticus f. Rinieri Bondelagoni pop. Scti Salvatoris.

[25]) In diesem Punkte ist keine volle Sicherheit zu erzielen, da die Namen nicht immer in beiden Verzeichnissen vollständig sind.

[26]) LM. I 11, p. 19—20.

[27]) S. Anm. 25.

Digitized by Google

LM. VI. Es sei in diesem Zusammenhange noch daran erinnert, daß die Register der Carrocciogarde und der pavesarii aus dem Februar sind, während die Stammrolle wahrscheinlich im Sommer angelegt wurde,[28]) sodaß durch in der Zwischenzeit eingetretene Todesfälle und andere Ursachen das Fortbleiben mancher Namen zu erklären sein wird.

Es dünkt mir ein zulässiger Schluß zu sein, gleich der Stammrolle des Pankratiussechstels habe auch die jedes anderen städtischen und ländlichen Bezirks sämtliche Wehrpflichtige verzeichnet enthalten.

Wir sind leider nur hinsichtlich des Pankratiusstadtteils in der glücklichen Lage, ein Mannschaftsregister zu besitzen, dessen Lücken sogar in den Einzelheiten annähernd ausgefüllt werden können. Der 7. Abschnitt des LM. enthält freilich im August angelegte Präsenzlisten der Porta San Piero und des Borgo, sie sind aber äußerst trümmerhaft: die eine enthält nur 16, die andere nur 11 Namen, und da zudem Angehörige verschiedener Gemeinden bunt durcheinander aufgeführt sind, so bietet sich uns keine Möglichkeit, auf einem Wege, der dem letztgegangenen gliche, aus den Bruchstücken das Ganze einer jeden der beiden Präsenzlisten wiederherzustellen. Der Gedanke, die wenigen LM. VII gebotenen abgerissenen Namen stellten das für den Felddienst bestimmte Gesamtaufgebot der beiden Sechstel dar, würde sich durch den Umstand empfehlen, daß die betreffenden Bürger auf einem Blatt verzeichnet waren, die des einen Sechstels auf der Vorder-, die des anderen auf der Rückseite. Diese Vermutung verbietet sich aber, wenn man erwägt, daß am 28. April (während des Frühjahrsfeldzuges) zwecks Aufnahme der Präsenzlisten für die Porta Scti Petri 4 und für den Borgo 3 Notare bestellt wurden.[29]) Da diese Beamten jedenfalls nicht zu dem Ende ernannt worden sind, etwa zwei Dutzend Bürger zu registrieren, und da andererseits im Sommer gewiß mit größerer Anspannung gerüstet worden ist als wenige Monate zuvor, so müssen die vor der entscheidenden Kampagne tätigen Musterherren mindestens in gleicher Anzahl wie im Frühjahr gearbeitet und mehrere Hundert Namen in die Listen eingetragen haben.

Eine bessere Aussicht öffnet sich uns dadurch, daß wir die Gesamtleistungen der einzelnen Stadtsechstel auf Grund gewisser Indizien

---

[28]) Das Register enthält keine Musterungsvermerke, die sich auf den Frühjahrsfeldzug im J. 1260 bezögen, wohl aber Notizen aus dem Juli, in welchem Monat denn auch vermutlich die Liste entstanden ist.

[29]) LM. I 131, p. 74.

Digitized by Google

untereinander in Vergleich stellen können. Soeben wurde der (31) Notare gedacht, die während des Kriegszuges gegen Siena am 28. April 1260 ernannt wurden ad scribendum representationes militum et peditum civitatis Florentie.[30]) Es möchte von vornherein einleuchtend scheinen, daß die Anzahl der für jeden Sechstel erwählten Beamten der durch die Listeneintragung der Bezirksmannschaften verursachten Arbeitslast einigermaßen entsprechen mußte, wenn nicht die einzelnen Notare zur Wahrnehmung der Geschäfte besonderer Waffengenossenschaften bestimmt wären. Zunächst war bei jedem Sechstel ein Beamter damit beauftragt, die Reiter (milites) seines Bezirks zu registrieren. Es darf aber daraus noch nicht gefolgert werden, die Sechstel seien an der Bildung der Reiterei gleichmäßig beteiligt gewesen. Eine solche Meinung ließe sich leicht widerlegen: es stellten nämlich die 6 Distrikte zur berittenen Carrocciogarde nicht die gleiche Anzahl von milites, sondern verschieden viele (LM. I 7 p. 7—9) und zwar, wie wohl angenommen werden darf, nach Maßgabe ihrer steuerlichen Leistungsfähigkeit. Und wenn auch diese nicht erheblich variierte, so hatten doch die Musterherren der milites, der eine etwas mehr, der andere etwas weniger zu tun.

Das Fußvolk war, wie aus LM. I 131 hervorgeht, eingeteilt in 20 Waffengenossenschaften (societates), die Fähnlein (vexilla) mit besonderen Abzeichen führten. Bekanntlich berichtet auch Villani (VI 39), das florentinische Stadtvolk sei in der Zeit des primo popolo in 20 Kompagnien organisiert gewesen, und er erzählt uns gleichfalls von den Fahnenbildern. Die Zahl der Kompagnien muß für feststehend gelten, hingegen ergibt eine Vergleichung der Namen, daß nur 12 der vom LM. aufgeführten Genossenschaften bei Villani wiederkehren. Die Hauptsache ist aber, daß in dem Verfahren, welches bei der Verteilung der Bannerschaften auf die Sechstel nach dem Zeugnis der beiden Quellen angewandt worden ist, die schwerwiegendsten Unterschiede bestehen, Unterschiede, die bislang allen Benutzern des LM. entgangen zu sein scheinen. Ich erlaube mir deswegen eine kleine Abschweifung, für die ich um Nachsicht bitte.

Ich gebe zunächst eine Uebersicht, aus der hervorgehen soll, welche in dem älteren Quellenzeugnis aufgeführten societates dem Florentiner Chronisten als alte Körperschaften bekannt waren:

---

[30]) LM. I 131, p. 73.

Digitized by Google

Fahnen und Abzeichen der 20 Kompanien		Die entsprechenden Kompanien gehörten zu den folgenden Sechsteln:	
nach LM. I, 131	nach Villani VI, 39 (Ed. Gher. Dragom. I p. 263)	nach LM. l. c.	nach Villani l. c.
vexillum societatis Spade		Oltrarno	
v. de Nichis	il campo azzurro iv'entro una piazza bianca con nicchi vermigli	Oltrarno	Oltrarno
v. de la Piacza		Oltrarno	
v. cum Ferczìis	il campo bianco con una ferza nera	Oltrarno	Oltrarno
v. cum Morsis		Oltrarno	
v. Scalarum	il campo vermiglio, e la scala bianca	Oltrarno	Oltrarno
v. Liste		Oltrarno Porta S. Pancrazio	
v. societatis Falcis		S. Piero Scheraggio	
v. Carri	il campo azzurro e uno carroccio giallo, ovvero a oro	S. Piero Scheraggio	S. Piero Scheraggio
v. de Rocchis		S. Piero Scheraggio	
v. Lilii		S. Piero Scheraggio	
v. Rose-Rote	a ruote accerchiate biauche e nere	S. Piero Scheraggio Porta S. Piero	Porta S. Piero
v. de Bufalo	il campo giallo con uno toro nero	S. Piero Scheraggio	S. Piero Scheraggio
v. Balzanum		S. Piero Scheraggio	
v. Aquile	il campo bianco e una agugiia nera	Borgo Porta del Duomo	Borgo
v. Vipere	il campo giallo e una vipera, ovvero serpe verde	Borgo	Borgo
v. Leonis	6 verschiedene Banner	Porta S. Pancrazio Porta del Duomo	Porta S. Pancrazio Porta del Duomo S. Piero Scheraggio
v. Peczegagliarde	pezza gagliarda, cioè a liste a traverso bianche e nere	Porta del Duomo	S. Piero Scheraggio
v. Clavium	il campo giallo con due chiavi rosse	Porta S. Piero	Porta S. Piero
v. Vai	il di sotto a vai e di sopra rosso	Porta S. Piero	Porta S. Piero

Zu den vorstehenden Aufstellungen bemerke ich, daß drei von Villani genannte Fähnlein im LM. nicht zu rekognoszieren sind, während

Digitized by Google

die in der Notarliste aufgeführte Löwengesellschaft bei dem Chronisten in sechs Banner gespalten erscheint. Es ist zwar offensichtlich, daß Villani ohne Fug und Recht die von ihm gegebene Organisation der Kompanien auf die Zeit des popolo vecchio bezog, es ist aber immerhin möglich, in dieser Organisation ein Werk späterer Zeit zu vermuten, das die alte im LM. überlieferte Ordnung ablöste. Ist in den Angaben des Chronisten ein Körnchen Wahrheit enthalten — und das ist keineswegs an sich ausgemacht —, so mußte die (erst quellenmäßig nachzuweisende) Abwandlung vor 1343, bis zu welchem Zeitpunkte die Sechsteleinteilung bestand, geschehen sein und sich in der Weise vollzogen haben, daß etliche alte societates in Fortfall kamen und durch neue ersetzt wurden, die eine und die andere sich spaltete oder umbildete und im allgemeinen bei der Verteilung auf die Sechstel Verschiebungen stattfanden.

Der interessanteste Zwiespalt zwischen dem LM. und Villani scheint mir darin zu liegen, daß sie sich das Verhältnis des Sechstels zu den Waffengenossenschaften ganz abweichend vorstellen. Es entfallen nämlich an Kompanien auf den Aufgebotssechstel:

	nach dem LM.	nach Villani VI, 39 (Ed. Gher. Dragom. Tom. I, p. 263)
Oltrarno	6 + 1 Bruchteil	4
S. Piero Scheraggio	6 + 1 „	4
Borgo	6 + 1 „	3
Porta S. Pancrazio	2 Bruchteile	3
Porta del Duomo	1 + 2 „	3
Porta S. Piero	2 + 1 Bruchteil	3
	20	20

Villani sind also die Kompagnien nichts weiter als Unterabteilungen des Sechstels, aus dem LM. geht aber hervor, daß die Grenzen der Waffengenossenschaften sich mit denen der Stadtquartiere kreuzten. Es sei mir verstattet, mit einem Wort auf die Konsequenz für die Heeres- und Verfassungsgeschichte aufmerksam zu machen. Man hat gemeint, in den Kompanien auf dem Schlachtfelde verwendbare Truppenverbände sehen zu dürfen.[31]) Das sind sie nicht gewesen. Von dem Umstande abgesehen, daß sie dem Capitano del popolo unterstanden,

[31]) P. Villari, I primi due secoli della storia di Firenze, I (Florenz 1893), p. 169, ist der irrtümlichen Ansicht, daß der Capitano del popolo bei inneren und äußeren Verwickelungen an der Spitze von 20 städtischen und 26 ländlichen Kompagnien auftrat. Nicht ganz so deutlich drückt sich aus G. Canestrini, Della milizia italiana dal secolo XIII al XVI, Archiv. stor. ital. XV (1851) p. XX u. XXIII.

Digitized by Google

während das Feldheer vom Podesta und den Kriegskapitanen geführt wurde, geht aus einer Verfügung vom 7. Mai 1260 (LM. I 152 p. 83) hervor, daß das Fußvolk von je drei Sechsteln zu einer Heeresabteilung zusammengefaßt und hierdurch das geschlossene Auftreten der Waffengenossenschaften unmöglich gemacht wurde.[32]) Zum wenigsten in der von uns besprochenen Zeit muß sich die Verwendung der Kompanien auf die Zwecke der polizeilichen Friedensbewahrung und der Aufrechterhaltung des Parteiregiments beschränkt haben.[33]) Wenn auswärtige Verwickelungen eintraten, so hatten die societates keine taktische sondern nur eine untergeordnete verwaltungstechnische Bedeutung.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu der Frage zurück, ob die Anzahl der für jeden Stadtsechstel bestellten Notare einen Rückschluß auf die Menge der Felddienstfuenden gestattet. Zunächst sei gesagt, daß nicht mechanisch auf jede Waffengesellschaft ein Notar gerechnet wurde, sondern die Rücksichtnahme auf die Zahl der zur Schlacht ausgerückten Bürger zu ersehen ist aus der Bestallung von mehreren Musterherren für eine Kompanie.[34]) Nun ist aber auch zu beachten, daß unter S. Piero Scheraggio Jacopus notarius f. Ubaldi als Musterherr bestellt wurde für das vexillum societatis Falcis populorum Sancte Cecilie, Sancti Romuli, Sancti Stephani, Sancte Marie sopra Porta et Sancti Michaelis in Orto. Von den genannten Gemeinden gehörte die Sancte Marie sopra Porta zum Borgo, die Sancti Michaelis in Orto zur Porta S. Piero, es wurden also von der Militärverwaltung mit Rücksicht auf die Kompanienordnung zwei populi S. Piero Scheraggio zugerechnet, die in der Zivilpraxis zwei anderen Sechsteln beizuzählen waren. Da

---

[32]) Die Mannschaften von Oltrarno, Borgo und Porta S. Pancrazio bildeten eine schiera; zur societas Aquile stellten aber Borgo und Porta del Duomo, zur societas Leonis die Porta S. Pancrazio und Porta del Duomo Kontingente. Vgl. übrigens G. Villani VI, 40.

[33]) Die gleiche Ansicht hat schon Hartwig, S. 302, vertreten, allerdings ohne einen Beweis zu liefern; zudem gibt Hartwig (wie auch Davidsf., G. v. F. II, I, S. 367) die falsche Meinung Villanis von der Verteilung der Kompanien auf die Sechstel wieder. — Die in Bologna gebildeten Waffengenossenschaften schmiegten sich in ihrer Organisation enger an die politischen Stadtbezirke an, als es hinsichtlich der Florentiner der Fall war. Wenn freilich A. Gaudenzi in seiner trefflichen Studie Gli statuti delle società delle armi del popolo di Bologna, Bull. dell' ist. stor. ital., 1889, meint, die societates Bolognas hätten nicht allein bei Unruhen, sondern auch im Kriege Verwendung gefunden, so muß gesagt werden, daß er einen durchschlagenden Beweis nicht beigebracht hat.

[34]) Besonders lehrreich ist die Ernennung von 2 Notaren der Porta S. Pancrazio für die Löwengenossenschaft, LM. p. 74.

Digitized by Google

nun ferner zwei zu Oltrano gehörige Gemeinden unter keiner auf diesen Sechstel entfallenden Waffengenossenschaft erwähnt werden und auch für den Borgo kein Notar der Apostel-Gemeinde ernannt ist, während bei den anderen Sechsteln die Handhabe fehlt, etwaige Unstimmigkeiten darzulegen, so müssen wir die Tatsache ans Licht stellen, daß die Stadtsechstel für Musterungszwecke sich einige Verschiebungen gefallen lassen mußten.[35]) Bei einer Verwendung der Notarzahlen zur Berechnung des zu Fuß fechtenden Feldheeres müßte man also dessen eingedenk bleiben, daß zwar das Endresultat annehmbar sein werde, die für die Sechstel gewonnenen Einzelposten hingegen unter dem Gesichtspunkte stattgehabter Grenzverschiebungen zu betrachten seien.

Sofern die Hypothese Billigung findet, daß im Hochsommer 1260 die einzelnen Stadtsechstel zwar den absoluten Leistungen nach stärker belastet werden mochten als im Frühjahr, hingegen ihre Stärkerelationen unverändert blieben, ist aus der Verknüpfung der LM. I 7 p. 7—9 (Verzeichnis der Carroccioritter) und I 131 p. 73—74 (Liste der Musterungsnotare) gemachten Angaben mit der von uns oben gewonnenen Zahl von 600 (bzw. 700) dem Pankratiusstadtdistrikt entnommenen Teilnehmern an der Heerfahrt nach Montalcino das im August ins Feld gestellte Gesamtaufgebot der Stadt Florenz zu ermitteln. Die entsprechenden Ziffern folgen nebeneinander. In der letzten Kolonne habe ich die wegen der Konkordanz ihrer Größenverhältnisse merkwürdigen Wertangaben des 1260—1266 zerstörten guelfischen Besitzes für jeden der Sechstel beigefügt.[36])

Sextus	Notare für das Fußvolk	Carroccioritter	Krieger zu Fuß	Reiter	Felddienststuende	lib.
Porte Scti Pancratii	3	7	440[87])	160[87])	600	8746
Ultrarni	7	10	1027	229	1256	16715
Scti Petri Scradii	7	9	1027	206	1233	16645
Burgi	2	8	293	183	476	7885
Porte Domus	3	7	440	160	600	6778
Porte Scti Petri	3	7	440	160	600	17900[88])
Summa	25	48	3667	1098	4765	
700 Felddienstttuenden (d. h. 540 Fußsoldaten u. 160 Reitern) des Pankratiusdistrikts würden entsprechen			4500	1098	5589	

[86]) Unsere Ausführungen über die Stammrolle des Pankratiussechstels leiden hierdurch keine Schmälerung, da dies Register eine Rücksicht auf die societates nicht

Anmerkungen 56, 57 und 58 am Fuße der Seite 139.

Digitized by Google

Ein etwas abweichendes Ergebnis wird erzielt, falls die Anzahl der von den einzelnen Stadtsechsteln gestellten Tartschenträger[39]) oder Carrocciofußknechte[40]) als ein Indizium für die Wehrkraft des Bezirks aufgefaßt wird. Dann läßt sich die folgende Berechnung anstellen, bei der wir nicht vergessen wollen, daß die die Richtschnur abgebenden Spezialtruppen nur Fußkämpfer waren und keine sichtbare Beziehung zu den in der Steuerpraxis begründeten Verhältnissen der Reiterei hatten.

Sextus	Pavesarii	Angehörige des Feldheeres	pedites Carroccii	Angehörige des Feldheeres
Porte Scti Pancratii	40	600	20	600
Ultrarni	60	900	30	900
Scti Petri Scradii	61	915	31	930
Burgi	40	600	20	600
Porte Domus	50	750	26	780
Porte Scti Petri	51	765	25	750
Summa	302	4530	152	4560

Die nicht sehr bedeutende Abweichung der letztgewonnenen Gesamtstreiterzahlen von der oben ermittelten scheint mir dafür zu bürgen, daß wir der Wahrheit nahe gekommen sind. Die Resultate 4530 und 4560 stützen das voraufgehende Ergebnis 4765. Für die Abweichungen in den Einzelheiten glaube ich einen Grund in dem Umstande zu finden, daß nicht selten der Pankratiussechstel mit dem Ultrarni, der des Scti Petri Scradii mit dem Borgo, der Dombezirk mit dem der Porta Scti Petri in engere Verbindung gebracht wird.[41]) Vermutlich kam es häufig

zu nehmen scheint und, auch wenn dies der Fall wäre, aus LM. I 131 keine Vergrößerung oder Verkleinerung gerade unseres Sechstels erhellt.

[38]) L. d. G., p. 286. Das Verlustverzeichnis scheint nicht nach topographischen Rücksichten, sondern nach Maßgabe der personalen Ortsangehörigkeit geordnet zu sein.

[37]) Die Stammrolle der Reiterei des städtischen Pankratiussechstels, LM. IV, p. 291—308, verzeichnet 183 cavallate. Bei 23 der Pflichtrosse ist ein n angemerkt, das ich als einen Hinweis auf die Nichtteilnahme am Feldzuge betrachte. Es bleiben also 160 für die Schlacht verfügbare Pferde. Zwar waren von den 160 Reitern etliche nicht dem Pankratiusdistrikt entnommen, doch ist anzunehmen, daß bei den anderen Sechsteln ein ähnliches Verfahren Platz griff, so daß annähernd mit einem Ausgleich der Verschiebungen zu rechnen ist. Von 600 Felddienstluenden des Pankratiussechstels kämpften also 160 zu Roß, 440 zu Fuß.

[39]) Diese Zahl ist auffallend hoch. Vielleicht war der Sechstel besonders reich, enthielt er doch eine sehr stattliche Zahl Gotteshäuser (Zahl der populi 15 + 1 Bruchteil).

[39]) LM. I 11, p. 17 ff.

[40]) LM. I 8, p. 10 ff.

[41]) LM. I 10, p. 16 u. I 11, p. 17: 3 Bandiferes Guastorum und 3 Gonfalonerii

Digitized by Google

vor, daß die Abteilungen von je zwei Sechsteln in einer feststehenden Kombination taktisch zusammengefaßt wurden,[42]) und wenn dieses hinsichtlich der Spezialtruppen geschah, dann zum wenigsten mochte es wünschenswert scheinen, daß die neugebildeten Haufen ungefähr gleich stark gemacht wurden, selbst wenn hierdurch eine Abweichung von der etwa durch die Wehrkraft der Sechstel bedingten Kontingentierung eintreten mußte. Einem solchen Erfordernis würden die nachstehenden Zahlen gerecht werden:

Sextus	pavesarii	pedites Carroccii
Porte Scti Pancratii	40	20
Ultrarni	60	30
	100	50
Scti Petri Scradii	61	31
Burgi	40	20
	101	51
Porte Domus	50	26
Porte Scti Petri	51	25
	101	51

Es bliebe die Gesamtsumme der Wehrpflichtigen in der Stadt Florenz zu berechnen. Zuvörderst ist zu betonen, daß die Gemeindeanzahl eines jeden Distrikts einen zwar nicht wertlosen, aber doch unzureichenden Anhaltspunkt für die gewünschte Ermittelung bietet. Die Feststellung der Durchschnittsbevölkerung einer städtischen Gemeinde nach Maßgabe der bei dem Pankratiussechstel bestehenden Verhältnisse bietet eben einen gewissen Spielraum für Fehler. In der hier gegebenen Tabelle sind zum Vergleich die Ziffern der Feldstärkeberechnung angefügt:

Sextus	Populi[43])	Wehrpflichtige	Angehörige des Feldheeres
Porte Scti Pancratii	8[44])	1250	600
Ultrarni	10	1560	1256
Scti Petri Scradii	$8^1/_2$	1326	1233
Burgi	$3^1/_2$[44])	546	476
Porte Domus	$9^1/_2$	1482	600
Porte Scti Petri	$15^1/_2$	2418	600
	55	8582	4765

Pavesariorum gewählt, jeder Beamter für zwei Sechstel, die in der genannten Anordnung vereinigt erscheinen. Vgl. noch LM. I 9, p. 15.

[42]) Bezeugt von G. Villani VI, 40 (Ed. Gher. Dragom. tom. I, S. 265).

[43]) Die Bruchteile sind jeweils als die Hälfte eines populus angesetzt.

[44]) Der pop. Scte Trinitatis ist aus bereits erörterten Gründen für die Zwecke der Stärkeberechnung am besten ganz dem Borgo zuzurechnen.

Digitized by Google

In den italienischen Kommunen des Mittelalters kommt es gewiß vor, daß von mehreren Stadtquartieren das eine und andere daheimbleibt, während die übrigen ausrücken. Die unterschiedliche Behandlung der Truppenteile erscheint bedingt durch die Bequemlichkeit der Disposition. Hingegen wäre es 1260 in Florenz offenbar ungerechtfertigt gewesen, von einem Sechstel (Porte Scti Petri) nur ein Viertel, von einem anderen aber (Burgi) annähernd sämtliche Waffenfähige für das Feldheer aufzubieten. Gewiß war an eine ziemlich gleichförmige Behandlung nicht zu denken, das hier vorliegende Mißverhältnis hätte aber keinerlei praktische Vorteile geboten und wäre deswegen als gar zu schreiend empfunden worden. Zum Glück haben wir unter bestimmtem Vorbehalt in den Sechstelkontingenten zur Tartschenträger-Truppe einen annähernden Ausdruck der verhältnismäßigen Leistungsfähigkeit der militärischen Bezirke gefunden. Jene Kontingente mögen uns auch hier zum Ziele leiten.[45]) Den Einzelposten werden wir allerdings nach den angestellten Erwägungen geringeres Vertrauen schenken als dem Ergebnis der Addition.

Sextus	Pavasarii	Wehrpflichtige	Angehörige des Feldheeres
Porte Scti Pancratii	40	1250	600
Ultrarni	60	1875	1256
Scti Petri Scradii	61	1907	1233
Burgi	40	1250	476
Porte Domus	50	1262	600
Porte Scti Petri	51	1594	600
Summa	302	9438	4765
1450 Wehrpflichtigen des Pankratiussechstels würden entsprechen		10948	5598

Also hätte es anno 1260 an 9438 (bzw. 10948) Wehrpflichtige in Florenz-Stadt gegeben. Erinnern wir uns übrigens des oben für den Pankratiussechstel festgestellten Verhältnisses von 1250 (bzw. 1450) Wehrpflichtigen zu 600 (bzw. 700) Teilnehmern am Feldzuge, so werden wir gestehen, daß die Zahl 9438 (bzw. 10948) nicht übel zu 4765 (bzw. 5598) paßt. Nach Maßgabe des genannten Verhältnisses würden die stadtflorentinischen Wehrpflichtigen nämlich auf 9927 (bzw. 11596) zu berechnen sein.

[45]) Es schadet nichts, daß die pavesarii Fußsoldaten sind, denn die für die milites bedeutungsvolle Wohlstandsfrage fällt bei der Wehrpflicht nicht ins Gewicht.

Digitized by Google

Hat es im Jahre der Montapertischlacht höchstens 10000 bis 11600 Männer (cives foretani) in waffenfähigem Alter, d. h. zwischen 15 und 70 Jahren[46]) in Florenz gegeben, so mag die bürgerliche Bevölkerung der Stadt 1260 wohl 30000—35000 Köpfe gezählt haben, da die erwachsenen Männer etwa ein Drittel der Gesamteinwohnerschaft ausgemacht haben dürften.[47]) Das ist eine, wie man gestehen muß, erstaunlich hohe Ziffer. Zum Vergleich eine statistische Feststellung aus Deutschland. Das reiche Nürnberg hatte um die Mitte des 15. Jahrhunderts eine Wohnbevölkerung von nur 20000 (genau 20186) Köpfen,[48]) und davon entfielen wieder auf die bürgerliche Bevölkerung lediglich 17500 (genau 17604). Unter Zugrundelegung dieses Verhältnisses (ich bin mir über das Mißliche eines solchen Verfahrens nicht im Unklaren) müßte für das Florenz des popolo vecchio sogar eine ortsansässige Einwohnerschaft von 34000—40000 Menschen (Bürger, Geistliche, Ordensleute, Juden (?),[49]) Beisassen u. s. w.) erschlossen werden. Und selbst diese Zahlen wären wohl ungenügend, falls wir annehmen dürften, daß im 13. Jahrhundert große Mengen von freien Landbewohnern und Hörigen in Florenz sich aufzuhalten pflegten und dabei in rechtlicher Beziehung, selbst wenn sie ansässig waren, dauernd für ortsfremd zu gelten hatten. Das ist allerdings nicht der Fall gewesen, das Bürgerrecht konnte von freien und halbfreien Landbewohnern nach gemessener Zeit erworben werden.[50])

Also steht auch der Annahme, Florenz habe 1260 nicht mehr als 34000—40000 Einwohner gezählt, keine erhebliche Schwierigkeit juridischer Art entgegen.[51]) Von der fluktuierenden Bevölkerung ist an dieser Stelle selbstverständlich nicht gesprochen worden.

[46]) LM. IX I, p. 370 u. 373. Vgl. die Vorschrift eines 1355 italienisch aufgezeichneten Statuts im Archiv. stor. ital. XV (1851), p. 26.

[47]) Die Seelenzahl würde nicht unerheblich höher anzunehmen sein, wenn Büchers Annahme, die weiblichen Personen hätten im Mittelalter ein erstaunliches Uebergewicht besessen, auch in unserem Falle zutreffen sollte. Vgl. jedoch Villani X, 194.

[48]) J. Jastrow, Die Volkszahl deutscher Städte zu Ende des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit, Berlin 1886, S. 13 u. S. 177—188.

[49]) Vgl. Davidsohn, G. v. F. I, 789 f.

[50]) P. Santini, Condizione personale degli abitanti del contado nel secolo XIII, Archiv. stor. ital., Ser. IV., tomo XVII, p. 180 und p. 183.

[51]) Drei Jahrhunderte später (1551) zählte die Arnostadt 60773 Einwohner (Repetti II, p. 275). Wenn P. Villari, I primi due secoli della storia di Firenze, I 304, bemerkt, Florenz habe im Mittelalter selten mehr als 100000 Einwohner

Digitized by Google

Feldtruppen und Wehrmacht der Grafschaft Florenz.

Bei dem Versuch, die militärischen Zahlenverhältnisse der Grafschaft Florenz zu bestimmen, sind wir auf eine äußerst schmale Basis angewiesen. Alles, was zur Verfügung steht, ist eine Präsenzliste des Petritor-Sechstels, angelegt in der Zeit vom 29. August bis zum 1. September. Wir finden in ihr 880[52]) Angehörige 10 verschiedener Kirchspiele verzeichnet. Es ist augenfällig, daß in dem Musterungsregister 15 (bzw. 16[53]) pivieri und der Anteil des Sechstels an dem Distrikt der Johannis-Taufkirche fehlen. Sollte — so kann man fragen — neben dem uns vollständig aufbewahrten Quatern,[54]) der die Liste enthält, ein zweiter existiert haben, der z. T. oder in vollem Umfange mit Namen aus den 15 oder 16 unberücksichtigten Kirchspielen angefüllt war? Oder ist ein Grund ersichtlich, der es verbot, die Wehrmacht des Sechstels in vollem Umfange für das Feldheer auszunutzen?

Zunächst muß festgestellt werden, daß die ausgefallenen ungeteilten Kirchspiele insgesamt an den Konfinien des florentinischen Staatsgebiets lagen. Davon kann sich jeder überzeugen, der Repetti zur Hand nimmt. Erschien das Territorium der Republik im Norden oder Osten irgendwie bedroht, so rechtfertigte sich dadurch das Zurücklassen eines bedeutenden Teiles der wehrpflichtigen Mannschaft. Es ist nun, wie bekannt, im Jahre 1259 im Mugello gegen die Ubaldini und Alberti gekämpft worden (vgl. Davidsf., G. v. F., II, 1 S. 484; Forsch. IV 139), und einige Jahre zuvor war es geschehen, daß die im Casentino begüterten Grafen Guidi[55]) mit der Stadt ernstlich die Waffen gekreuzt hatten (Davidsf., G. v. F., II, 1 S. 396). Es mußte gegen Ueberraschungen Vorsorge getroffen werden. Aus LM. I 63—65 (p. 48—52) wissen wir, wie umfassende Maßnahmen im Frühjahr 1260 unter Heranziehung des Dom- und Petrisechstels zum Schutze des Mugello getroffen wurden, Vorkehrungen, die den größten Teil der Wehrkraft der Landschaft in

gehabt, so steht meines Wissens noch der Beweis aus, daß es in dieser Zeit jemals die 100 000 erreichte. Villani (XI, 94) veranschlagt die Einwohnerschaft im Jahre 1338 auf 90 000, das ist aber eine unverbürgte Zahl. J. Beloch, Bulletin de l'institut International de statistique, tome III, 1888, p. 22, glaubt die Stadtbevölkerung im Jahre 1351 (3 Jahre nach der Pest) auf 50—60 000 schätzen zu dürfen. 1427 sei Florenz von 37 225; 1470 von 40 323; 1562 von 59 216 Menschen bewohnt gewesen.

[52]) Nicht 881, wie Hartwig S. 305 angibt.

[53]) Bei Einrechnung von Montereggi; s. oben.

[54]) Vgl. LM. Pref. p. XLI.

[55]) Die ghibellinischen Linien von Romena und Poppi; zu der letzteren gehörte der wohlbekannte Guido Novello, der 1260 abermals gegen Florenz im Felde stand.

Digitized by Google

Hat es im Jahre der Montapertischlacht höchstens 10000 bis 11600 Männer (cives foretani) in waffenfähigem Alter, d. h. zwischen 15 und 70 Jahren[46]) in Florenz gegeben, so mag die bürgerliche Bevölkerung der Stadt 1260 wohl 30000—35000 Köpfe gezählt haben, da die erwachsenen Männer etwa ein Drittel der Gesamteinwohnerschaft ausgemacht haben dürften.[47]) Das ist eine, wie man gestehen muß, erstaunlich hohe Ziffer. Zum Vergleich eine statistische Feststellung aus Deutschland. Das reiche Nürnberg hatte um die Mitte des 15. Jahrhunderts eine Wohnbevölkerung von nur 20000 (genau 20186) Köpfen,[48]) und davon entfielen wieder auf die bürgerliche Bevölkerung lediglich 17500 (genau 17604). Unter Zugrundelegung dieses Verhältnisses (ich bin mir über das Mißliche eines solchen Verfahrens nicht im Unklaren) müßte für das Florenz des popolo vecchio sogar eine ortsansässige Einwohnerschaft von 34000—40000 Menschen (Bürger, Geistliche, Ordensleute, Juden (?),[49]) Beisassen u. s. w.) erschlossen werden. Und selbst diese Zahlen wären wohl ungenügend, falls wir annehmen dürften, daß im 13. Jahrhundert große Mengen von freien Landbewohnern und Hörigen in Florenz sich aufzuhalten pflegten und dabei in rechtlicher Beziehung, selbst wenn sie ansässig waren, dauernd für ortsfremd zu gelten hatten. Das ist allerdings nicht der Fall gewesen, das Bürgerrecht konnte von freien und halbfreien Landbewohnern nach gemessener Zeit erworben werden.[50])

Also steht auch der Annahme, Florenz habe 1260 nicht mehr als 34000—40000 Einwohner gezählt, keine erhebliche Schwierigkeit juridischer Art entgegen.[51]) Von der fluktuierenden Bevölkerung ist an dieser Stelle selbstverständlich nicht gesprochen worden.

[46]) LM. IX 1, p. 370 u. 373. Vgl. die Vorschrift eines 1355 italienisch aufgezeichneten Statuts im Archiv. stor. ital. XV (1851), p. 26.

[47]) Die Seelenzahl würde nicht unerheblich höher anzunehmen sein, wenn Büchers Annahme, die weiblichen Personen hätten im Mittelalter ein erstaunliches Uebergewicht besessen, auch in unserem Falle zutreffen sollte. Vgl. jedoch Villani X, 194.

[48]) J. Jastrow, Die Volkszahl deutscher Städte zu Ende des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit, Berlin 1886, S. 13 u. S. 177—188.

[49]) Vgl. Davidsohn, G. v. F. I, 789 f.

[50]) P. Santini, Condizione personale degli abitanti del contado nel secolo XIII, Archiv. stor. ital., Ser. IV., tomo XVII, p. 180 und p. 183.

[51]) Drei Jahrhunderte später (1551) zählte die Arnostadt 60773 Einwohner (Repetti II, p. 275). Wenn P. Villari, I primi due secoli della storia di Firenze, I 304, bemerkt, Florenz habe im Mittelalter selten mehr als 100000 Einwohner

Digitized by Google

Feldtruppen und Wehrmacht der Grafschaft Florenz.

Bei dem Versuch, die militärischen Zahlenverhältnisse der Grafschaft Florenz zu bestimmen, sind wir auf eine äußerst schmale Basis angewiesen. Alles, was zur Verfügung steht, ist eine Präsenzliste des Petritor-Sechstels, angelegt in der Zeit vom 29. August bis zum 1. September. Wir finden in ihr 880[52]) Angehörige 10 verschiedener Kirchspiele verzeichnet. Es ist augenfällig, daß in dem Musterungsregister 15 (bzw. 16[53]) pivieri und der Anteil des Sechstels an dem Distrikt der Johannis-Taufkirche fehlen. Sollte — so kann man fragen — neben dem uns vollständig aufbewahrten Quatern,[54]) der die Liste enthält, ein zweiter existiert haben, der z. T. oder in vollem Umfange mit Namen aus den 15 oder 16 unberücksichtigten Kirchspielen angefüllt war? Oder ist ein Grund ersichtlich, der es verbot, die Wehrmacht des Sechstels in vollem Umfange für das Feldheer auszunutzen?

Zunächst muß festgestellt werden, daß die ausgefallenen ungeteilten Kirchspiele insgesamt an den Konfinien des florentinischen Staatsgebiets lagen. Davon kann sich jeder überzeugen, der Repetti zur Hand nimmt. Erschien das Territorium der Republik im Norden oder Osten irgendwie bedroht, so rechtfertigte sich dadurch das Zurücklassen eines bedeutenden Teiles der wehrpflichtigen Mannschaft. Es ist nun, wie bekannt, im Jahre 1259 im Mugello gegen die Ubaldini und Alberti gekämpft worden (vgl. Davidsf., G. v. F., II, 1 S. 484; Forsch. IV 139), und einige Jahre zuvor war es geschehen, daß die im Casentino begüterten Grafen Guidi[55]) mit der Stadt ernstlich die Waffen gekreuzt hatten (Davidsf., G. v. F., II, 1 S. 396). Es mußte gegen Ueberraschungen Vorsorge getroffen werden. Aus LM. I 63—65 (p. 48—52) wissen wir, wie umfassende Maßnahmen im Frühjahr 1260 unter Heranziehung des Dom- und Petrisechstels zum Schutze des Mugello getroffen wurden, Vorkehrungen, die den größten Teil der Wehrkraft der Landschaft in

gehabt, so steht meines Wissens noch der Beweis aus, daß es in dieser Zeit jemals die 100 000 erreichte. Villani (XI, 94) veranschlagt die Einwohnerschaft im Jahre 1338 auf 90 000, das ist aber eine unverbürgte Zahl. J. Beloch, Bulletin de l'institut International de statistique, tome III, 1888, p. 22, glaubt die Stadtbevölkerung im Jahre 1351 (3 Jahre nach der Pest) auf 50—60 000 schätzen zu dürfen. 1427 sei Florenz von 37 225; 1470 von 40 323; 1562 von 59 216 Menschen bewohnt gewesen.

[52]) Nicht 881, wie Hartwig S. 305 angibt.

[53]) Bei Einrechnung von Montereggi; s. oben.

[54]) Vgl. LM. Pref. p. XLI.

[55]) Die ghibellinischen Linien von Romena und Poppi; zu der letzteren gehörte der wohlbekannte Guido Novello, der 1260 abermals gegen Florenz im Felde stand.

Digitized by Google

Anspruch nahmen. Insbesondere ist dann an die einschlägigen Bestimmungen hinsichtlich Montefiesoles (LM. I 63 u. 65), Montereggis (LM. I 63 u. 65) und Montedicrocis (LM. I 63, vgl. aber auch I 99 u. VIII p. 367) zu erinnern. Auch der Umstand, daß im Hochsommer nur 25 Mann aus dem Aconekirchspiel ins Feld zogen, erhält lehrreiche Beleuchtung durch im Frühjahr gegebene Befehle (LM. I 63—65 und I 99—100). Zur Sicherung der Ostfront des Staates ist gleichfalls im April 1260 einiges geschehen, wie aus Bestimmungen hervorgeht, die die pievi von Sco und Gropina berühren (LM. I 110 p. 66—67; I 97 p. 63, aber auch I 66 p. 52—53). In Erwägung der im Frühjahr benötigten militärischen Vorkehrungen halte ich mich nicht für berechtigt, die in unserer Präsenzliste unerwähnt gebliebenen Taufkirchbezirke gleichwohl für beteiligt an dem Zuge nach Montalcino anzusehen. Ein Wort noch bezüglich des stadtflorentinischen Kirchspiels des heiligen Johannes, von dem Bruchteile zu den ländlichen Sechsteln Porte Domus und Porte Scti Petri gehörten. Vielleicht hat sich in diesem Punkte die administrative Einteilung nicht auf die militärische Listenführung erstreckt, und es ließe sich der Fall denken, die Wehrpflichtigen des genannten Kirchspiels seien insgesamt durch städtische Beamte aufgenommen und dem Stadtaufgebot zugerechnet worden. In dem mehrfach angezogenen Leheverzeichnis (p. 33) aus dem 14. Jahrhundert wird dann freilich eine Lega di S. Giovanni da Firenze, bestehend aus 28 popoli, erwähnt, und es ist immerhin möglich, daß aus irgendeinem Grunde der Anteil des ländlichen Petritorsechstels am Florentiner Johanneskirchspiel von der eigentlichen Aushebung verschont blieb und nur deswegen in unserer Präsenzliste fehlt.

Wie erwähnt, verzeichnet dieses Register 880 Namen. Es ist nun die Frage, ob in unsere Liste sämtliche in Betracht kommende Truppenkategorien mit einbezogen worden sind. Es fehlen uns die Mittel, eine schlagende Antwort aus der Quelle selbst herzuleiten, wie wir es etwa im Falle der Stadtsechstel getan haben. Da es aber von unserem ländlichen Bezirk heißt, es hätten sich die homines (nicht etwa die pedites oder milites) desselben zur Musterung gestellt (LM. p. 341), und da hinwiederum rücksichtlich der Wehrpflichtigen des Pankratiusstadtsechstels der gleiche Terminus homines gebraucht wird (LM. p. 338), so muß, denke ich, die ländliche Präsenzliste ohne Unterscheidung der Waffengattung angelegt worden sein. —

Wir stehen nunmehr auf leidlich festem Boden und können zur Berechnung der Truppenmenge schreiten, die vom ganzen florentinischen

Digitized by Google

contado im Auguſt 1260 für die Schlachtentſcheidung aufgebracht worden iſt. Es verbietet ſich hier, irgendwelchen Schluß aus der Zahl der auf die einzelnen Sechſtel entfallenden Kirchſpiele abzuleiten, ſchon deswegen, weil dieſe nicht insgeſamt zur Bildung des Feldheeres beitrugen.[56]) Hingegen können wir ein bereits angewandtes Verfahren wiederholen. Nach LM. I 151 p. 81 wurden am 6. Mai 1260 eine Reihe von Beamten ernannt ad faciendum assignari et presentari coram se homines comitatus Florentie in presenti exercitu. Es handelt ſich um Beamte ohne beſondere Titel, die wir kennzeichnend wie zuvor Muſterherren nennen wollen, und um Notare. Irgendwelche Beziehung dieſer Beamten zu ländlichen Diſtriktsverbänden (leghe) iſt nicht zu erkennen, überhaupt findet ſich im LM. nichts, was als Hinweis auf das Beſtehen derartiger Korporationen gedeutet werden könnte. Dem ausdrücklichen Zeugnis Villanis, der contado ſei damals nach Kirchſpielen und leghe organiſiert geweſen (Lib. VI cap. 39; Ed. Gher. Dragom. tom. I, p. 263), wird man ohne das Einſpringen von Eideshelfern keinen Glauben beimeſſen dürfen.

Die nachfolgend in der linken Doppelkolonne wiedergegebenen Zahlen dienen als Grundlage für die Berechnung der rechts ſtehenden Aushebungsergebniſſe, indem wir die Vorausſetzung machen, daß die letzte Reihe den beiden erſten proportional ſein müſſe. Es ſei auch bemerkt, daß Ortſchaften, die keinem Kirchſpiel der Florentiner Grafſchaft angehörten, aber nichtsdeſtoweniger in militäriſcher Beziehung dieſer beigerechnet wurden (vermutlich einſchließlich Montemurlos), als von der hier gegebenen Tabelle berückſichtigt zu gelten haben.

Contadoſechſtel	Muſterherren	Notare	Zum Feldheer Aufgebotene
Porte Scti Petri	8	4	880
Ultrarni	6	3	660
Scti Petri Scradii	6	3	660
Burgi	6	3	660
Porte Scti Pancratii	6	3	660
Porte Domus	2	2	220—440[57])
Summa	34	18	3740—3960

[56]) Das iſt bereits von Hartwig, S. 305, erkannt worden. Der genannte Hiſtoriker hat dann weiter keinen Rat gewußt und an jeder ſtatiſtiſchen Berechnung verzweifelt.

[57]) 220 od. 440, je nachdem man die Stärke der zum Felddienſt Ausgehobenen nach der Zahl der Muſterherren oder der der Notare berechnet. Die geringe Leiſtung des recht ausgedehnten ländlichen Domſechſels iſt nicht verwunderlich. Wir

Digitized by Google

Die Gesamtstärke der florentinischen Miliz in dem bei Montaperti fechtenden Guelfenheer stellt sich mithin, wie folgt:

Städtische Truppen	4765—5598	
Grafschaftstruppen	3740—3960	
Gesamtstärke	8505—9558	oder
rund	9000	Mann.

Ich mache bei dieser Ziffer selbstverständlich den Vorbehalt, daß es sich hier allerdings um Angehörige des Heeresverbandes handelt, damit aber noch nicht ausgemacht ist, daß die Leute insgesamt für Kombattanten zu gelten haben. Ein ansehnlicher Bruchteil entfällt gewiß auf Troßbuben,[58]) Reitknechte u. s. f., hingegen sei nicht verschwiegen, daß die im 3. Teil des LM. namhaft gemachten „Kaufleute" keinen integrierenden Bestandteil der Armee gebildet haben können. Eine Stichprobe belehrte mich, daß die im Proviantdienst verwandten mercatores in den Präsenzlisten für gewöhnlich nicht verzeichnet wurden.[59])

---

wissen, daß im Frühjahr der Mugello (LM. I 63) und das Marinatal a strata supra (LM. I 63; 80; 83—84) infolge der lokalen Erfordernisse und des Grenzschutzes für den Zug gegen Siena größtenteils nicht abkömmlich waren. Etwa 10 Ortschaften des Sechstels (hinsichtlich Puliccianos im Mugello s. LM. I 98) wurden allerdings in vollem Umfange und 8 z. T. zur Gestellung von Mannschaften für den Felddienst herangezogen. Es ist hier gleichfalls an das LM. I 84, p. 59 u. 60 gegebene kurze Verzeichnis von Ausgehobenen des Marinatales zu erinnern. Falls Montemurlo dem Domsechstel militärisch beigerechnet worden sein sollte, so wäre auch zu beachten, daß LM. I 87 von einer zahlenmäßig bestimmten, also limitierten Leistung Montemurlos anläßlich der Heerfahrt die Rede ist. Schließlich ist auch LM. I 76 einzusehen.

[58]) LM. IV 2, p. 376: Item, quod per viam salmerie cum somariis et bestiis non debeat ire nisi una persona tantum pro somario seu alia bestia, que sit sine lancea et balista et arcu.

[59]) LM. III, p. 264–267 werden unter 7 auch im 8. Teile des LM. berücksichtigten Gemeinden des Doccia-Kirchspiels 44 Kaufleute aufgeführt. Von diesen 44 Namen kehren nur 3 in der Präsenzliste wieder. Nun hat es mit zweien seine besondere Bewandtnis. LM. III, p. 267 erscheinen:

Albertus, Ridolfus, Ristorus } fratres filii Guidi Alberti pro uno.

Zwei sind LM. VIII, p. 366 nochmals verzeichnet, der fehlende Ristorus wird sich dem Proviantdienst vermutlich allein unterzogen haben. Der LM. III, p. 265, ferner genannte Bene filius Bernardi ist mit der gleichnamigen Person der Präsenzliste (p. 365) möglicherweise nicht identisch. — Uebrigens ist zu bemerken, daß die sehr zahlreichen mercatores nicht ausschließlich für Handeltreibende in strengem Verstande gelten können, sondern vermutlich viele Bauern u. s. f. eingeschlossen haben dürften.

Digitized by Google

Höchst wünschenswert wäre die ziffernmäßige Ermittelung der waffenpflichtigen Bevölkerung der Grafschaft Florenz. Hier bieten sich die größten Schwierigkeiten. Zunächst ist festzustellen, ob die einzelne für die Bildung des Feldheeres in Anspruch genommene Gemeinde ihre sämtlichen Wehrpflichtigen zum Kriegszuge wider Siena stellte. Das ist an und für sich höchst unwahrscheinlich. Wurden, wie wir gesehen haben, eine stattliche Anzahl von Kirchspielen in vollem Umfange lediglich für die Bedürfnisse der lokalen Verteidigung verwandt, so dürften diejenigen politischen Gemeinden, die überhaupt dem Guelfenheer ihre Kontingente stellten, schwerlich alle Männer von 15—70 Jahren den Feldzugsstrapazen ausgesetzt haben. Eine solche Maßnahme wäre in einem Staate von mäßigem Gebietsumfang unsinnig gewesen. Es muß entschieden zweckmäßiger erscheinen, die höheren Altersklassen für den Grenzschutz daheim zu behalten und für den Feldtruppenbedarf soviel Kirchspiele der Aushebung vollkräftiger Männer zu unterwerfen, als sich nötig erweisen sollte und nach Maßgabe der lokalen Interessen irgend möglich ist. Dieser Ueberlegung werden sich die Florentiner nicht verschlossen haben, und es ist wohl ausgemacht, daß die jüngeren Mannschaften der in der Präsenzliste des ländlichen Petritorsechstels unberücksichtigten Kirchspiele nicht allein wegen der im Rücken drohenden Gefahren der Aushebung zum Felddienst gänzlich entgingen, sondern auch deswegen, weil die militärische Oberleitung aus den näher gelegenen Kirchspielen ihren Bedarf an Jungmannschaft leidlich decken konnte. Irgendwelche Bedenken, die einzelne Gemeinde (populus) gegebenenfalls — etwa nach Maßgabe der Altersklassen — zu spalten, haben wohl kaum bestanden. Wenn die erhaltene Präsenzliste zwei Namen unter dem populus Scte Marie de Acone bringt (LM. p. 351) und die Libri del Mercato 4 Händler derselben Gemeinde erwähnen (LM. p. 253), so erscheint es ausgemacht, daß nicht alle Wehrpflichtigen des Bezirks die Waffen gegen Siena trugen.[60]) Das ist ja bereits dargelegt worden. Für leidlich felddienstüchtig lassen sich die Männer von 17—46 Jahren halten und nur diese Altersklassen (von Ausnahmen abgesehen) möchte ich auf dem Schlachtfelde von Montaperti vermuten: sie dürften etwa $^2/_3$ der Florentiner in waffenpflichtigem Alter ausgemacht haben.[61])

[60]) Ein anderes Beispiel: LM., p. 351, 4 Krieger und LM., p. 252, 8 Händler aus dem pop. plebis de Acone genannt.

[61]) Vgl. J. Beloch, Bevölk. d. griech.-röm. Welt, S. 42/43, und die für Deutschland zum 1. Dez. 1900 aufgemachte Berechnung der auf die Altersklassen entfallenden Bevölkerungs-Bruchteile (Statistik des Deutschen Reichs, Bd. 150).

Digitized by Google

Da 1260 wohl nicht die äußerste Kräfteanspannung stattgefunden hat und zudem vielleicht 7% an gänzlich Untauglichen in Abzug zu bringen sind,[62]) so können jedenfalls nicht mehr als 60 vom Hundert der Waffenpflichtigen aller in Anspruch genommenen Gemeinden bei dem Guelfenheer gewesen sein.

Neben den Altersklassen sind auch die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse in Rechnung zu stellen. Durch das florentinische Statut vom 11. März 1260 (LM. IX 1 p. 370), mittels dessen omnes et singuli, tam milites quam pedites civitatis comitatus et districtus Florentie zum Kriegsdienst im Felde aufgeboten wurden, werden die folgenden Befreiungen vom Felddienst verfügt: Exceptantur ab hiis qui essent positi ad custodiam captivorum et civitatis et castrorum et terrarum Communis Florentie, et qui pro servitio Communis Florentie remanerent et etiam exceptantur qui remanerent de licentia Potestatis et Capitaneorum exercitus et domini Capitanei et Anzianorum Populi Florentini. Es fällt in die Augen, daß von einem Ausschluß der Leibeigenen nicht die Rede ist. In der Tat bestanden keinerlei prinzipielle Bedenken gegen den Wehrdienst höriger Personen,[63]) und unter den pedites dürfen wir ebensowohl freie wie halbfreie Fußknechte verstehen.[64]) Der Waffendienst des hörigen Berufskriegertums, der masnadieri, versteht sich von selbst, nicht minder wie der der Feudalherren und ihrer Aftervasallen. Die erbuntertänigen Kriegsleute scheinen eine sehr zahlreiche Bevölkerungsschicht gebildet zu haben[65]) und mögen wohl das Hauptkontingent der Grafschaft zu den waffentragenden Feldtruppen gestellt haben. Die unabhängigen Landeigentümer, sowie die freien und halbfreien Hintersassen müssen wir uns gleichfalls als den Kriegslasten unterworfen vorstellen, jedoch ist vielleicht die Mutmaßung erlaubt, sie seien von geringerer Wehrtüchtigkeit gewesen und vorzüglich für die Hilfsdienste herangezogen, d. h. zum Lastentransport, zum Schanzen, zur Bedienung der Reisigen u. s. f. verwandt worden. Die Wehrpflicht dieser sozialen Kreise, wiewohl im Prinzip anscheinend gegeben, dürfte tatsächlich nur unvollkommen durchgeführt worden sein. Die Rechte der Grundherren auf

---

[62]) Vgl. Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich, 1907, S. 234: es wurden 1905 an gänzlich Untauglichen 6,8% gezählt.

[63]) P. Santini im Archiv. stor. ital., Ser. IV. tom. XVII, p. 184 meint, die Halbfreien seien seitens der Kommune hinsichtlich ihrer Rechte und Pflichten wie freie Grafschaftsbewohner behandelt worden.

[64]) Davidsohn, G. v. F. I, S. 687.

[65]) Davidsohn, G. v. F. I, S. 314.

Digitized by Google

die Geldeswert darstellenden Leistungen ihrer Hörigen waren nicht außer acht zu lassen. Das Wirtschaftsleben durfte nicht völlig stocken, der Landbau konnte gewiß die jungen Kräfte nicht völlig entbehren, und namentlich in den Erntemonaten werden viele Arbeiter unabkömmlich gewesen sein. Es läßt sich auch nachweisen, daß einige Rücksicht genommen worden ist. Ein Florentiner Statut bestimmt, daß für den Vater eines zu den Fahnen berufenen Arztes die Ländereien während der Abwesenheit seines Sohnes zu bearbeiten seien per homines ville in cuius territorio predicte terre existunt, si opus fuerit (Davidsohn, Forsch. IV 118).

Bei so bewandten Dingen erscheint die Annahme, es seien volle 60% der Waffenpflichtigen aus den speziellen Mobilisierungsbezirken zum Felddienste herangezogen worden, nicht statthaft. Da aber für die Grafschaft die Zahl der aus wirtschaftlichen Gründen vom Wehrdienst Entbundenen nicht mit Bestimmtheit zu ermitteln ist, so wollen wir in den folgenden Berechnungen von ihr absehen und uns auf die Feststellung eines Bevölkerungsminimums beschränken. Dann können wir auch in der nachstehenden Tabelle den Ansatz von 100 Waffenpflichtigen auf 60 Felddienstfuende zur Richtschnur nehmen. Zum Schluß wird man sich freilich in Erinnerung rufen, daß aus der Stadt Florenz noch nicht die Hälfte der in die Stammrolle eingetragenen Mannschaften dem Carroccio folgte und daß von den Daheimgebliebenen zu vermuten ist, sie seien teils nicht mehr in den besten Jahren oder untauglich, teils zum Besatzungsdienst bestimmt oder unabkömmlich gewesen. Und in Erwägung dieser Tatsache werden wir nicht leugnen können, daß mit großer Wahrscheinlichkeit unsere bevölkerungsstatistischen Schlußergebnisse um wenigstens 20% — wenn nicht um mehr — zu erhöhen sind, zumal die die Armee mit Lebensmitteln versorgenden Händler dem Bestande des Feldheeres im allgemeinen nicht zugezählt wurden und doch ein unbestimmter Bruchteil derselben jung und waffentüchtig gewesen sein mag.

Plebatus	Populi	Felddienstfuende nach LM. VIII.	Waffenpflichtige
de Remolo	10	138	230
de Fesulis	13	193	322
de Acone	3	25	42
de Miransù	5	68	113
Rignani	10	148	247
Montislori	2	48	80
Castiglionis Vallis Sieve	4	44	73
	47	664	1107

Digitized by Google

	47	664	1107
Villamagne	3	31	52
Scti Martini Lobako	2—3[66])	75	125
Doccie	7—8[67])	110	183
	59—61[68])	880	1467

Aus dieſer Aufſtellung erhellt, daß auf einen populus im Durchſchnitt etwa 25 Waffenpflichtige kamen. Um die geſamte Wehrkraft der genannten 10 Kirchſpiele zu errechnen, bedarf es nun eines Weiteren. Durch Vergleichung mit den auf die Verpflegung bezüglichen Regiſtern (LM. II u. III) iſt zu erſehen, daß mehrere zu den 10 pivieri gehörige popoli in der Präſenzliſte keinen Platz gefunden haben. Die nächſte Zahlenüberſicht berückſichtigt die Wehrpflichtigen ſämtlicher Gemeinden.

Plebatus	Populi	Wehrpflichtige
de Remolo	10 + 1[69])	255
de Fesulis	13 + 1[70])	347
de Acone	3 + 6[71])	192
de Miransù	5 + 1 (?)[72])	113 bzw. 138
Rignani	10	247
Montislori	2	80
Castiglionis Vallis Sieve	4	73
Villamagne	3	52
Scti Martini Lobako	2 bis 3 + 1[73])	150
Doccie	7 bis 8 + 2[74]) + 1 (?)[75])	233 bzw. 258
10 Kirchſpiele	59 bis 61 + 13 = 72 bis 74	1792

[66]) LM. VIII, p. 362, wird ein populus dicte plebis (i. e. Scti Martini Lobako) u. p. 363 ein populus Sancti Martini Lobaco dicti plebatus genannt. Es handelt ſich offenbar nur um eine Gemeinde. Nun ſteht Sancti Martini Lobaco, p. 363, in Naſur, Repetti II, 796 nennt aber als einen pop. des Kirchſpiels S. Miniato a Pagnolle (vgl. Repetti IV, 25).

[67]) LM. VIII 61, p. 367 werden die Krieger de populo Sancte Bride pro parte Communis de Montedicrocis aufgeführt. Nach Repetti III, 377 gehörte zu Monte di Croce S. Brigida a Colognole, eine Gemeinde, die dem Aconekirchſpiel beizurechnen iſt (LM. II 78, p. 171). In militäriſcher Beziehung werden wir wegen des auf Monte di Croce entfallenden Anteils den pop. Scte Bride immerhin unter dem Docciakirchſpiel mitberückſichtigen müſſen.

[68]) Hartwig, S. 305, zählt 62 Gemeinden.

[69]) LM. II 58, p. 157: pop. plebis ville de Montecapri.

[70]) LM. III 140, p. 236: pop. Sancte Marie de Vincilgiata.

[71]) LM. II 78, p. 171: sex populi Communis de Colognole (jedoch nur 5 mit Namen genannt); pop. Sancte Margarite de Acieraia; pop. Sancti Martini de

Digitized by Google

Eine Fehlerquelle mag darin liegen, daß der eine oder andere populus in den Verzeichnissen des LM. übergangen sein kann. Immerhin wird die auf das Kirchspiel entfallende Durchschnittszahl von rund 180 Wehrpflichtigen nicht sehr weit hinter der Wahrheit zurückbleiben.

Die militärische Leistungsfähigkeit der Grafschaftssechstel ist mit Hilfe der auf jeden Distrikt entfallenden Zahl von Gemeinden nicht zu ermitteln. Das LM. II mitgeteilte Register der im Sommer 1260 aufgelegten Getreidelieferungen bietet allerdings für den contado topographische Angaben, versagt aber bei den Sechsteln Scti Petri Scradii, Porte Domus und Porte Sancti Petri, insofern die Aufzählung der populi hier unvollständig ist und aus anderen Partien unserer Quelle entweder überhaupt nicht, bzw. ohne die erforderliche Sicherheit zu ergänzen ist.[76]) Für den ländlichen Pankratiussechstel fehlt sogar jegliche Auskunft. Uns bleibt nur ein Weg: Wir legen der Berechnung der Gesamtwehrkraft des Florentiner Grafschaftsgebiets die für das einzelne Kirchspiel des Petritorsechstels ausgemittelte Durchschnittszahl von 180 Wehrpflichtigen zugrunde. Es bietet sich uns nachstehendes Bild:

Grafschaftssechstel	Kirchspiele	Wehrpflichtige	Besitzverluste der Guelfen nach dem L. d. G.
Ultrarni	10 + 1[77])	1980	9018 lib.
Scti Petri Scradii	14 + 2[77])	2880	12060 „
Burgi	15 + 1[77]) [78])	2880	7890 „
Porte Scti Pancratii	6	1080	3765 „
Porte Domus	18 + 2[77])	3600	12593 „
Porte Scti Petri	25 + 2[77])	4860	12165 „
	96	17280	

Acone = pop. Sancti Martini de Petrorio (LM. III 182, p. 253). Das wären 7 Gemeinden, da aber der pop. Sancte Bride de Colognole (LM. II 78, p. 171) vermutlich in der Präsenzliste unter dem Docciakirchspiel wiederzufinden ist (s. oben), so seien nur 6 in Rechnung gestellt

[72]) LM. II 72, p. 167: pop. Sancte Crucis de Castiglionchio (= Sancte Marie de Castilionchis [?] LM. VIII 30, p. 353.)

[73]) LM. II 64, p. 161: pop. Sancti Donati de Collibrichole = LM. III 197, p. 260: Scti Donati in Collebride.

[74]) LM. II 77, p. 170; III 210 u. 211, p. 265: pop. Sancte Marie de Nuovole u. pop. Sancti Petri ad Corticelle.

[75]) LM. III 218, p. 268: pop. Sancti Stephani in Potena mit dem Zusatz plebatus predicti. Man könnte meinen, daß es sich um eine Gemeinde des gleichnamigen Kirchspiels handele, wenn nicht eine Verwechselung vorliegen könnte: Repetti II, 12, nennt nämlich S. Stefano a Pitella als Filialkirche von S. Andrea a Doccia.

[76]) Die einschlägigen Angaben Hartwigs, S. 305, sind m. E. teils schief, da sie vorbehaltlos gemacht werden, teils sind sie gänzlich falsch.

[77]) Sicherheitshalber sind die Anteile am Florentiner Johanneskirchspiele,

Digitized by Google

In der Zahl 17 280 sind die Wehrpflichtigen derjenigen Gemeinden nicht eingeschlossen, die zwar der florentinischen Staatshoheit unmittelbar unterworfen und vielleicht auch der Grafschaft zuzurechnen waren, jedoch zu keinem der bekannten Kirchspiele gehörten. In Ansehung dieses Ausfalles dürfte es am Platze sein, die Zahl der Wehrpflichtigen auf etwa 18 000 zu erhöhen, d. h. so zu rechnen, als hätten wir mit 100 statt mit 96 Kirchspielen zu tun. Dies dürfte genügen. Die Einwohnerschaft des florentinischen Landgebiets erhalten wir, indem die Zahl der Wehrpflichtigen mit drei multipliziert wird: also 54 000. Die nicht staatsangehörigen Bevölkerungselemente bleiben dabei außer Betracht, desgleichen die Geistlichen und Ordensleute. 54 000 ist aber, wie aus den früheren Darlegungen erhellt, eine Minimalzahl. Werden die aus wirtschaftlichen Gründen für den Felddienst Unabkömmlichen auf etwa ein Sechstel der Wehrpflichtigen veranschlagt, so steigt die Einwohnerschaft des florentinischen Landgebiets auf 64 800. Da die Hauptstadt von 34 000—40 000 Menschen bewohnt war, unter denen allerdings gut 3000—3750 (d. h. etwa $^3/_4$ der nichtbürgerlichen aber ortsansässigen Stadtbevölkerung)[79]) rechtlich als Contadoangehörige den Landbezirken beigezählt worden sein mögen, so ergeben sich als Gesamtbevölkerung der Republik Florenz im Jahre 1260: 95 800—101 050 Seelen. Sollte der für die Unabkömmlichen gemachte Zuschlag von 20% unzureichend sein, so würde sich allerdings die Summe um einige Tausende erhöhen. Wie wir sahen, fochten bei Montaperti etwa 9000 Florentiner. Demnach hätte sich der stolze Handelsstaat rühmen dürfen, rund 9% seiner Untertanen allein für die Schlachtentscheidung eingestellt zu haben. Diese Leistung erscheint so außerordentlich groß, daß ich geneigt bin zu glauben, die Zahl 100 000 bleibe nicht unerheblich hinter der Wahrheit zurück, immerhin wage ich

---

sowie die Bruchstücke der Sprengel von Panzano u. S. Donato in Poggio als volle pivieri gerechnet, auch Montereggi und Montemurlo berücksichtigt worden. Nur dann ergibt sich als Gesamtsumme der Kirchspiele die Zahl 96.

[78]) Hartwig, S. 305, erwähnt im ganzen 22 Pfarreien. Wie erklären sich diese und andere flagrante Abweichungen von den in der Ausgabe Paolis vorliegenden Angaben der Quelle? Gewiß aus dem der Benutzung große Schwierigkeiten bietenden Zustande der Handschrift. Hartwig schrieb seinen Aufsatz vor der Herausgabe des LM. und benutzte einen vermutlich ungenauen spoglio dei documenti, den A. Gherardi angefertigt hatte (Hartwig, S. 300, A. 1).

[79]) Nach Jastrow, Die Volkszahl deutscher Städte zu Ende des Mittelalters, S. 13, kamen in Nürnberg Mitte des 15. Jahrhunders auf 596 Geistliche und Juden 1986 Beisassen.

Digitized by Google

jedoch zu hoffen, daß die billig einzuräumende Fehlergrenze nicht überschritten worden ist.

Es konnte zweifelhaft scheinen, ob bei der Berechnung der florentinischen Wehrmacht alle die Gebiete zu berücksichtigen seien, die sich in irgendwelcher Abhängigkeit von der Arnostadt befanden. Ein derartiges Verfahren würde aber den Tatbestand verdunkelt haben, insofern bei einer Vergleichung der theoretisch möglichen und tatsächlich vollbrachten Aushebungsleistung alsdann nicht zu unterscheiden wäre zwischen den dem florentinischen Herrschaftsbereich unmittelbar eingefügten Gebieten und solchen, wo die Staatsgewalt nicht mit absoluter Macht durchgreifen konnte. Wir haben deswegen bei den aufgestellten Berechnungen diejenigen Territorien außer Betracht gelassen, von denen anzunehmen ist, daß der ihnen gelassene Rest von Autonomie zu selbständigen Regungen noch einigermaßen hinreichte. Es ist bezeichnend, daß die auf die Schlacht von Montaperti bezüglichen Quellenzeugnisse eine Reihe der dem florentinischen Willen unterworfenen Gemeinden unter den Bundesgenossen der Stadt aufmarschieren lassen, ohne ihrer Freiheitsminderung im gleichen Zusammenhange zu gedenken. Der der einzelnen abhängigen Kommune gegönnte Spielraum mußte sich nach ihrer inneren Kraft richten. Gegenüber Pistoja und Volterra war gewiß größere Behutsamkeit am Platz als im Verkehr mit S. Gimignano, Colle und Poggibonsi. In Ortschaften wie Montalcino, Castiglion Latroni und Campiglia d'Orcia können die von Florenz in Anspruch genommenen Hoheitsrechte schon wegen der bedeutenden Entfernung nur mit geringer Intensität geltend gemacht worden sein, und die im Frühjahr 1260 eroberten Kastelle Casole und Menzano waren ein noch ungesicherter Besitz, der für kriegerische Leistungen wenig in Betracht kam.

Einer späteren Erweiterung meiner Arbeit muß es vorbehalten bleiben, die zum Feldheer gestellten Kontingente der mit Florenz verbündeten Orte abzuschätzen. Daselbst werden auch die militärischen Leistungen der abhängigen Kommunen zweckmäßigerweise Erörterung finden.

Digitized by Google

Die französische Armee unter Ludwig dem Elften.

Von
Gustav Roloff.

Den wichtigsten Fortschritt auf dem Gebiete des Kriegswesens im 15. Jahrhundert bildet die Ausbildung der modernen Infanterie, oder, mit anderen Worten, die Annahme des taktischen Körpers durch das Fußvolk der verschiedenen Heere. Diese Größe dringt bekanntlich von der Schweiz aus allmählich in die großen europäischen Heere ein; hier früher, dort später, und stets sind es die unmittelbaren militärischen Aufgaben, die die Annahme des taktischen Körpers veranlassen. Wo die alten feudal organisierten Heere zur Lösung der Aufgaben nicht mehr ausreichen, setzt sich dieses, der mittelalterlichen Staatsverfassung fremde, Moment durch, sofern die Staatsleitung kräftig und einsichtig genug ist, es ins Leben zu rufen. Nicht etwa jede Heeresreform in dieser Zeit bedeutet die Einführung des taktischen Körpers. Das französische Heer z. B., das unter Karl dem Siebenten eine tiefgreifende Umgestaltung erfuhr, nahm ihn nicht an, weil es seine Aufgabe, die Ueberwindung der Engländer, auch ohne ihn lösen konnte, denn die Engländer kannten die moderne Infanterie ebensowenig wie die Franzosen.[1]) Ebenso stand es mit der burgundischen Armee; auch sie, die nur mit alten Feudalarmeen zu kämpfen hatte, war über die hergebrachten Formen nicht hinausgegangen. Als sie dann zum ersten Male mit einem im taktischen Körper fechtenden Heere zusammentraf, wurde sie geschlagen, und der Staat war nicht stark genug, die Niederlage zu überstehen.[2]) Auch der französischen Armee war es beschieden, die Ueberlegenheit des taktischen Körpers auf dem Schlachtfelde zu erfahren, aber der Staat wurde

[1]) Vgl. Roloff, die französische Armee unter Karl VII., Hist. Ztschft., Bd. 93.
[2]) Delbrück, Perser- und Burgunderkriege.

Digitized by Google

dadurch nicht erschüttert, sondern entnahm daraus den Antrieb, sich das Fehlende zu verschaffen.

Die Armee, die Ludwig der Elfte von seinem Vater übernahm, bestand aus drei verschiedenen Truppengattungen: den Ordonnanzkompagnien, den Freischützen und dem ritterlichen Vasallenaufgebot. Die Ordonnanzkompagnien bildeten eine stehende, jederzeit verwendbare Soldtruppe, verteilt auf eine große Anzahl Garnisonen; die beiden anderen waren Milizen, die im Kriege erst aufgeboten werden mußten. Jede Ordonnanzkompagnie stand unter einem vom König ernannten Kapitän; sie zerfiel in „Lanzen" — etwa hundert im Durchschnitt — die nach der Vorschrift je einen schwer bewaffneten Ritter, zwei berittene Schützen, drei berittene Diener und Nebenkämpfer umfassen sollten. Es gab also eine Mischung der verschiedenen Waffengattungen in den kleinsten Verbänden: das Charakteristikum der mittelalterlichen Armee. Die Freischützen waren, wie ihr Name sagt, eine zum Fernkampf bestimmte Truppe, bewaffnet mit Bogen oder Armbrust; was sie an Stoß- oder Hiebwaffen führten, bedeutete im Ernst nichts. Für die ritterlichen Vasallen war die Kriegsorganisation dieselbe wie für die Ordonnanzkompagnien. Die Aufgebotenen wurden mit ihren Nebenkämpfern in Lanzen und Kompagnien eingeteilt, die Kapitäne ernannte der König. Diese Organisation, errungen durch die steigende Königsmacht, fand noch lebhafte Opposition: nach Ludwigs Tode forderten die Stände, daß die aufgebotenen Aftervasallen ausschließlich unter Führung ihres unmittelbaren Lehensherren stehen und nicht von den königlichen Beamten nach Belieben eingeteilt werden sollten.[3]) Wie die Ritter sollten auch die Freischützen in Kompagnien unter königliche Kapitäne zusammengestellt werden. Aber für beide Milizen waren von der Organisation im Frieden nur dürftige Umrisse vorhanden. Es sollte zwar Buch geführt werden über die Zahl der wehrpflichtigen Vasallen und über ihre Ausrüstung, um ihre Einteilung im Kriege zu erleichtern, aber wir ersehen nicht, ob diese Vorschrift erfüllt worden ist. Für die Freischützen gab es schon im Frieden Kapitäne, die alljährlich Musterungen in ihren Bezirken abhalten sollten, aber wir kennen weder die Zahl der Kapitäne, noch wissen wir, ob die Musterung regelmäßig stattgefunden hat.

So große Fortschritte auch die Disziplinierung der Armee unter Karl dem Siebenten gemacht hatte, so stand ihre Zuverlässigkeit doch

[3]) Journal des états généraux 1484.

Digitized by Google

noch auf schwachen Füßen: der Gehorsam gegen den König war Führern und Mannschaften noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen, er hing vielmehr von den speziellen Beziehungen des Königs zu dem einzelnen Führer ab. Als Ludwig kurz nach Antritt seiner Regierung mit der Liga „des öffentlichen Wohls" in Konflikt geriet, fielen viele Angehörige der Ordonnanzkompagnien vom König ab, teils weil ihre Kapitäne der Politik des Königs widerstrebten, teils weil ihre Lehensherren dem Könige den Gehorsam versagten.[4]) Die militärische Subordination hatte also noch nicht das Gefühl der Zusammengehörigkeit von Vasallen und Lehensherren auflösen können. Noch weniger zuverlässig war das Vasallenaufgebot. Nur aus der Dauphiné, mit der ihn enge persönliche Bande verknüpften, erhielt Ludwig nachhaltige Unterstützung, die Vasallen aus den übrigen Landschaften folgten ihren speziellen Lehensherren oder gingen, wie der Picardische Adel, zum Hauptfeinde, dem Herzog von Burgund, über. Mit den Freischützen stand es nicht anders. Auch sie versagten sich in vielen Landesteilen, und die Treugebliebenen leisteten wenig, da ihre Ausbildung im Frieden überaus mangelhaft war. Populäre Pamphlete und Schmähgedichte verhöhnen mit der Uebertreibung der Satire ihre Furcht vor kriegerischen Strapazen und Gefahren, ihr bramarbasierendes Auftreten im Quartier und ihre Jagd nach Wein und Weibern:[5]) Vorwürfe, wie sie später auch den unkriegerischen deutschen Milizen zuteil wurden. Diese militärische Schwäche zwang den König zu dem nachteiligen Abkommen mit den großen Vasallen im Jahre 1465. Bezeichnend genug mußte der König sich hier verpflichten, mehreren unbotmäßigen großen Vasallen eine Anzahl Lanzen, die er bezahlte, zu unterstellen:[6]) hierdurch sollte die Bildung einer rein königlichen Kriegsmacht verhindert werden.

Es war Ludwigs Sorge nach dem Frieden, die Ordonnanzritter schärfer als bisher dem königlichen Kommando zu unterstellen. Die ihm aufgedrungenen Kapitäne hat er beseitigt oder gewonnen, wie er sich überhaupt von den Bedingungen des Friedens allmählich zu befreien verstanden hat. Sodann hat er die von seinem Vater erlassenen Vorschriften über Disziplin und Verwaltung erneuert und ausgebaut. Er begann mit der Sorge für den Effektivbestand der Armee:[7]) viermal jährlich sollten die Marschälle die Kompagnien mustern, um zu

---

[4]) Commines, Mémoires; Buch I. — Jean de Bueil, Le Jouvencel.

[5]) Spont, Revue des questions historiques, Bd. 61.

[6]) Commines, Mémoires.

[7]) Ordonnanz vom April 1467.

Digitized by Google

verhindern, daß die Kapitäne, wie es seit dem Aufkommen des Soldwesens gang und gäbe war, die Stärke ihrer Mannschaft übertrieben und den Sold für fingierte Kämpfer in ihre Tasche steckten. Mit der schärferen Kontrolle der Kapitäne verband sich Fürsorge für die Mannschaften: die königlichen Beamten zahlten fortan den Sold nicht mehr dem Kapitän für die Kompagnie, sondern jedem einzelnen Mann persönlich aus. Unterschleifen und Bedrückungen von seiten der Kapitäne wurde hierdurch vorgebeugt und ein engerer Zusammenhang zwischen dem König und den einzelnen Rittern hergestellt; die dem Könige gefährliche Selbständigkeit der Kapitäne wurde vermindert. Dasselbe Ziel, die Mannschaften dem Könige näher zu bringen, verfolgte die Bestimmung, die wegen hohen Alters dienstunfähigen Ritter in besondere Kompagnien (ordonnances de petite paye) zusammenzufassen und ihnen ein Ruhegehalt von einem Viertel ihres bisherigen Soldes zu gewähren. Hand in Hand hiermit gingen gesteigerte dienstliche Anforderungen. Bisher hatten die Kapitäne ihren Leuten freigebig Urlaub erteilt und die Schlagfertigkeit der Kompagnien dadurch geschwächt; jetzt durften sie im Frieden nur noch den fünften Teil der Mannschaft beurlauben und nicht länger als drei Monate. Die Durchführung dieser Verfügung lag dem König, wie leicht verständlich, besonders am Herzen. Deshalb ernannte er einige Jahre später (1470) einen besonderen Beamten, den chef de chambre, der den Kapitän in allen Obliegenheiten zu unterstützen, gewissermaßen zu beaufsichtigen hatte, denn ohne seine Bescheinigung durfte kein Angehöriger der Ordonnanzkompagnien seine Garnison verlassen. Daß gleichzeitig die Strafen gegen Desertion und Dienstentziehung erneuert und verschärft wurden, ist selbstverständlich.

Wie die den Soldheeren innewohnende geringe Disziplin sich dem Könige gegenüber in Unbotmäßigkeit äußerte, so der Bevölkerung gegenüber in allerlei Bedrückungen. Die geringere Urlaubserteilung wirkte diesem Uebel ebenfalls entgegen, für das Garnisonleben schrieb Ludwig nach dem Muster seines Vaters genau vor, welche Räumlichkeiten — Logis, Stall, Schuppen — eine Lanze beanspruchen konnte; kein Eigentümer war verpflichtet, länger als sechs Monate Quartier zu geben, und nach Ablauf dieser Frist mußte die Behörde auf sein Verlangen für ein neues Unterkommen sorgen. Alles, was von der Bevölkerung gefordert wurde, sollte bei Strafe der Kassation bar bezahlt werden (1467), und drei Jahre später wurde angeordnet, den Rittern ihren Sold nicht eher auszuzahlen, ehe sie nicht den Nachweis erbracht hätten, daß ihre sämtlichen Schulden bezahlt seien. Es waren Bestimmungen, die so

Digitized by Google

wenig wie die älteren wörtlich ausgeführt worden sind, wie ihre häufigen Wiederholungen zeigen, aber es ist charakteristisch, daß der König den Kriegsleuten überhaupt solche Zumutungen stellen konnte, und daß die Anforderungen stetig steigen. Die Tendenz der Steigerung der Disziplin darf man auch wohl aus den Neuerungen im militärischen Gerichtswesen herauslesen. Bisher wurden alle Klagen der Bevölkerung gegen die Ordonnanzmannschaften von den lokalen gerichtlichen Behörden untersucht und entschieden, seit 1470 aber hatten die Gerichtsbehörden nur die Untersuchung zu führen; Recht zu sprechen über alle Vergehen der Kriegsleute hatten die Marschälle, Kapitäne und Chefs de Chambre, die bei den Musterungen die Klagen entgegennahmen oder zu besonderen Gerichtssitzungen zusammentraten. So wirkten Militär- und Zivilbehörden zusammen; um die Uebeltäter besser verfolgen zu können, hatten die Kapitäne und ihre Gehilfen den Gerichtsbehörden ihres Bezirks eine Liste ihrer Kompagnieangehörigen einzureichen.

Die allgemeine Organisation seiner Ordonnanzritter hat somit Ludwig kaum geändert, größere Umformungen waren dagegen bei den Freischützen erforderlich. Frankreich wurde in vier Teile zerlegt; in jedem sollten 4000 Freischützen aufgestellt werden. Je ein Generalkapitän stand an der Spitze eines solchen Viertels; unter ihm dienten sieben Kapitäne, die je eine Kompagnie von 500 Schützen führten, eine Kompagnie stand unter speziellem Befehl des Generalkapitäns. Bisher hatte man die Zahl der Freischützen nicht gekannt: jetzt sollten die Generalkapitäne ihr Gebiet bereisen, die Zahl feststellen, an vier Hauptorten des Bezirks Musterungen über je 1000 Mann abhalten und eine genaue Liste dem Kanzler einreichen. Ein Vertreter des Generalkapitäns erhielt den besonderen Auftrag, darüber zu wachen, daß die eingeschriebenen Schützen sich dem Dienst nicht entzögen, und endlich gab der König jedem der vier einen berittenen Adjutanten zur Beförderung seiner Befehle, „um größeren Gehorsam zu finden".[8]) Selbstverständlich waren hier analoge disziplinare Uebelstände wie bei den Rittern zu bekämpfen, insbesondere wurde die Verpflichtung der Gemeinden, den Schützen die Ausrüstung zu liefern, zu allerlei Erpressungen und Betrügereien benutzt. Dem steuerte die Vorschrift (1474), daß außer bei der Neuaufnahme eines Schützen nur in bestimmten Zwischenräumen neue Waffen und sonstige Utensilien zum Ersatz der schadhaft gewordenen gefordert werden dürften. Um die Waffen besser zu schonen, wurden sie nicht den Freischützen

[8]) Ordonnanz über die Freischützen 1469.

Digitized by Google

ausgeliefert, sondern „an einem sicheren Orte“ durch die Gemeinde aufbewahrt und anscheinend nur zu den Uebungen herausgegeben.

Man sieht, es waren weitverzweigte Aufgaben, die sich die französische Heeresverwaltung gestellt hatte. Die Führung der Listen, die Beurlaubungen, die Soldzahlungen und Pensionierungen, die Verhandlungen mit den Zivilbehörden über die Lieferungen und Beschwerden gegen die Kriegsleute, das Gerichtsverfahren, alles das erforderte einen Stab von regelmäßigen Beamten. Wie in dieser Zeit die Hierarchie der Zivilbeamten vermehrt und besser durchgebildet wird, so auch die der militärischen: wir kennen ja schon die Chargen der Marschälle, Generalkapitäne, Kapitäne und Chefs de Chambre; jede dieser Chargen außer dem Chef de Chambre hatte einen ständigen Vertreter (lieutenant), und sämtliche hatten wiederum spezielle Unterbeamte (commis) in ihrem Dienst. Daß diese Vermehrung und Spezialisierung der Verwaltung den König zu stärkeren finanziellen Anforderungen an die Nation zwangen und neue politische Probleme schufen, liegt auf der Hand.

Was Ludwig sonst an militärischen Leistungen beanspruchte, können wir hier kurz übergehen, da es für den Krieg faktisch nichts bedeutet und nichts sich daraus entwickelt hat. Die Verpflichtung der Bürger, zur Verteidigung der Städte mitzuwirken, blieb bestehen, wir lesen auch von Musterungen der Waffenfähigen in einzelnen Distrikten,[9]) aber im Felde sind diese Scharen nicht erprobt worden. Nicht das Gesamtaufgebot, sondern nur die Freischützen haben an den Feldzügen teilgenommen.

Lange Zeit wurde diese Armee nicht auf eine ernstliche Probe gestellt. Die Kämpfe mit Karl dem Kühnen und den übrigen inneren Gegnern führten zu keinen großen Schlachten; Anforderungen und Leistungen blieben ungefähr auf dem bisherigen Niveau. Nur die Disziplin muß doch bedeutend höher als zur Zeit Karls des VII. gestanden haben. Klagen der Bevölkerung über Bedrückungen durch die Krieger fehlen zwar nicht, aber solche Massen zuchtlosen Gesindels, wie im Heere Karls, waren nicht mehr vorhanden. Ein Gegner neuer Art, trat Ludwig erst in dem Habsburger Maximilian im Kampf um die burgundische Erbschaft gegenüber. Hier erlitt der König von Frankreich beim ersten großen Zusammenstoß die Niederlage bei Guinegate (7. Aug. 1479), die sich aus den Eigenschaften der beiden Heere erklärt. Die

[9]) z. B. von Paris. Jean de Troie.

Digitized by Google

Hauptmasse der französischen Ordonnanzritter warf die ihr gegenüberstehenden burgundischen Reiter und verfolgte sie, ohne sich um das Schicksal der übrigen Armee zu kümmern; unterdessen wurden die Freischützen mit dem Rest der französischen Ritter von der feindlichen Infanterie geschlagen. Das habsburgische Fußvolk war bewaffnet mit Spießen und ähnlichen Waffen für das Handgemenge und focht nach Schweizer Art im taktischen Körper (im Viereck); es wies durch seine feste Ordnung alle Angriffe der französischen Ritter und Schützen ab und trieb sie schließlich in energischer Offensive zurück.[10])

Die Schlacht zeigte Ludwig, daß seiner Armee noch zweierlei fehlte. Zunächst eine ausreichende Gefechtsdisziplin seiner Ordonnanzreiter. Denn wenn der französische Oberbefehlshaber seine siegreichen Ritter in der Hand behielt, so konnte er die feindlichen Infanteriehaufen auf allen Seiten angreifen, dauernd zum Stehen bringen und durch seine zahlreichen Schützen zusammenschießen lassen. Der wilde Kampfeseifer der Ritter, die einem einheitlichen Kommando nicht zu gehorchen gelernt hatten,[11]) hat diese Ausnutzung des ersten Erfolges verhindert. Sogleich hat der König hier die bessernde Hand angelegt: er hat den Rittern verboten, auf eigne Faust zur Gewinnung von Lösegeld Gefangene zu machen, um Ein Moment des Auseinanderstrebens zu beseitigen,[12]) aber diese Bemühungen haben nichts gefruchtet. Die taktische Selbständigkeit hing zu eng mit der Natur des ritterlichen Kämpfers zusammen, als daß sie sich kurzer Hand hätte abschaffen lassen. Erst nach fast einem Jahrhundert, als die soziale Zusammensetzung der Reitertruppe sich geändert hatte, gelang es, sie zum taktischen Körper zusammenzufassen.

Besser gelang es dem Unermüdlichen, den zweiten Schaden seiner Armee zu heilen: den Mangel einer auf den Nahkampf berechneten, im taktischen Körper fechtenden Infanterie. Sobald Ludwig erkannt hatte, daß die Freischützen-Schwärme ohnmächtig am burgundischen Pikenwall zerstoben waren, stand es ihm fest, sich diese Waffe zu verschaffen. Freilich brauchte es Mühe und vor allem Zeit, um die Franzosen die ganz ungewohnte Fechtart zu lehren, wie man an den deutschen Fürsten sah, die sich zum Teil seit einem halben Jahrhundert vergeblich bemühten, eine den Schweizern gewachsene Infanterie zu bilden. Ludwig war daher darauf bedacht, die Quelle der neuen Kriegskunst selbst nach Frankreich zu leiten: er beschloß, größere Massen Schweizer seinem

[10]) Richert, die Schlacht bei Guinegate. Berlin 1907.

[11]) Vgl. meinen oben angeführten Aufsatz.

[12]) Ludwig an den Seneschall der Normandie 5. Sept. 147?.

Digitized by Google

Heere einzuverleiben. Aehnliche Versuche waren schon früher gemacht worden. Bereits sein Vater hatte die Schweiz aufgefordert, ihm Mannschaften zur Verfügung zu stellen, aber die Eidgenossenschaft war nicht darauf eingegangen, und Karl hatte die Idee bald fallen lassen, weil er auch ohne Schweizer den Engländern überlegen wurde. Kleine Schweizerbanden hatten zwar mehrfach französischen Sold genommen, aber ihre Bedeutung war zu gering, um organisatorisch oder taktisch vorbildlich zu wirken. Ludwig nahm diese Bestrebungen wieder auf und erhielt in der Tat das Versprechen, daß die Schweiz ihn im Bedarfsfalle mit 6000 Mann unterstützen werde (1474). Indessen der König hat anscheinend diesem Vertrag nicht genügend Wert beigelegt. Ohne Zweifel hat er, wie die meisten seiner französischen Zeitgenossen befangen in den Traditionen des englischen Krieges, den Wert einer geschlossenen Infanterie mit Langspieß und Hellebarde nicht erkannt. Wie aus Jean de Bueil hervorgeht, war nicht diese zur Offensive wie Defensive gleich fähige Infanterie das Ideal, sondern die Bogner der Engländer, die, hinter Verschanzungen stehend, ein Defensivgefecht führten. So geschah es, daß Ludwig ohne die Schweizer Hilfstruppe in den Krieg gegen Max zog. Jetzt machte er die Versäumnis sogleich gut. Er erlangte, daß die Eidgenossenschaft ihm die versprochenen 6000 Mann zuschickte, und nahm außerdem noch ebensoviel Freiwillige — „Selbsgelofne" sagt Anshelm — in Dienst. Die vertragsmäßig gestellten Mannschaften sind bald wieder heimgekehrt, weil die Feindseligkeiten schon im Jahre nach Guinegate wieder eingestellt wurden, und so haben sie für die französische Armee wenig bedeutet. Dagegen sind jene Reisläufer die Lehrmeister des französischen Fußvolks geworden.[13]) Nach ihrem Muster stellte Ludwig mehrere Tausend Franzosen im Viereck zusammen und bewaffnete sie mit Piken und ähnlichen Nahwaffen, die er durch die Handwerker der größeren Städte anfertigen ließ.[14]) Seine Tatkraft erzielte bald große Erfolge: noch nicht zwei Jahre nach der Schlacht bei Guinegate vereinigte er in einem Lager an der unteren Seine (Juni 1481) an 10 000 Mann dieses französischen Fußvolks, 6000 Schweizer, 1500 Lanzen und zahlreiche Artillerie. Einen Monat blieben diese Massen unter den Waffen. Die Führer erhielten hierdurch Gelegenheit, sich in der Führung einer Armee aus so verschiedenen

[13]) Mülinen, Geschichte der Schweizer Söldner bis 1497. Bern 1887.

[14]) Vgl. Spont, Rev. des quest. hist. 61; Jean de Troie, Commines. — Spont bringt manche gute archivalische Notiz, aber er kennt den taktischen Körper nicht und überschätzt die Bedeutung der Artillerie.

Digitized by Google

Waffengattungen zu üben, und Ludwig konnte die Fortschritte kontrollieren und einen Ueberblick gewinnen, was die vergrößerte Armee an Kosten und Verpflegung erforderte. Mit der Aufhebung des Lagers wurden die neuen Truppen nicht etwa in die Heimat entlassen, sondern wie die Ordonnanzkompagnien in Garnisonen an der Grenze verteilt: so erhielt das stehende französische Heer endlich eine Infanterie. An ihre Kadres konnten sich im Kriegsfalle neugeworbene Mannschaften anschließen, und zwar brauchte man da nicht die Aufnahme ganz Ungeübter zu scheuen. Denn in dem großen Haufen der gedienten Mannschaften konnten Neulinge leicht von den Aelteren die primitiven Bewegungen, die ein solches Riesenviereck machte, lernen, und die Handhabung der Waffen war vollends einfach.

Mit dieser Neuerung waren die Freischützen überflüssig geworden. Schon unmittelbar nach Guinegate hatte Ludwig viele ihrer Kompagnien aufgelöst,[15]) da er die Minderwertigkeit ihrer Ausbildung und Taktik erkannt hatte; in einigen Landesteilen, wie in der Normandie, hat er sie zwar beibehalten, aber eine Rolle im Heere wies er ihnen nicht mehr zu. Die kriegerischen Elemente unter ihnen werden in die neue Infanterie eingetreten, die meisten zu ihren bürgerlichen Geschäften zurückgekehrt sein.

Seit der Einrichtung der neuen Infanterie stand die französische Armee auf der Höhe der Zeit. Das französische Königtum hatte später als seine Rivalen, die habsburgischen und spanischen Herrscher, sich die Fortschritte der Kriegskunst angeeignet, und diese durch die französische Geschichte des 15. Jahrhunderts zu erklärende Langsamkeit hat dem großen Kampf des 16. Jahrhunderts seinen Charakter aufgedrückt. Im deutschen wie im spanischen Heere ist die nationale Infanterie zahlreicher als im französischen, da beide Nationen sich schon länger diesen Dienstzweig zu eigen gemacht haben; den Franzosen sind die Dienste fremden Fußvolks, Deutscher wie Schweizer, noch lange unentbehrlich gewesen. Die späte Ausbildung der Infanterie und das lange Ueberwiegen des Rittertums in Frankreich prägt sich auch in der obersten Führung aus: die französische Strategie trägt mehr als die der andern die Züge des ritterlichen Krieges, berechnet auf kurze Feldzüge mit energischem Angriff ohne kunstreiche Manöver; Feldherren wie Pescara und Frundsberg hat es in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Frankreich nicht gegeben. Französische Nationalhelden sind nicht Generale und Landsknechtsbildner, sondern Ritter wie König Franz und Bayard.

[15]) Jean de Troie und Korrespondenz Ludwigs.

Digitized by Google

Zur Geschichte des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche in der Mark Brandenburg während des Mittelalters und der Reformationszeit.

Von

Wilhelm von Sommerfeld.

Bedeutungsvoll für die Beziehungen zwischen den brandenburgischen Herrschern und der Kirche in ihrem Lande ist gleich im Beginn der märkischen Geschichte der Umstand geworden, daß diese Gebiete unter dem tatkräftigen und unentbehrlichen Beistande der askanischen Markgrafen christianisiert worden sind, eben um die Zeit, da diese zur Stellung nahezu unabhängiger Landesherren emporstiegen. Auf Grund dieser ihrer Territorialhoheit, die de facto schon im 13. Jahrhundert bestand, haben sie, wie neuerdings v. Brünneck nachgewiesen hat,[1]) das Patronatsrecht, das nach kanonischer Satzung dem Stifter einer Kirche über diese zustand, im ganzen Bereiche der Mark für sich in Anspruch genommen. Motiviert wurde diese Forderung wahrscheinlich damit, daß der Landbesitz, mit welchem die märkischen Pfarrkirchen regelmäßig ausgestattet wurden, dem prinzipiell dem Reiche gehörigen, nunmehr aber nahezu als askanischer Hausbesitz aufgefaßten Markgebiete entstammte und nur vom Markgrafen oder doch unter seiner Sanktion hergegeben werden konnte. Vielleicht ist sogar, eben im Zusammenhang hiermit, zur Gründung jeder Kirche die markgräfliche Erlaubnis nötig gewesen, die den bisher heidnischen Wenden gegenüber in der Regel die Form eines Befehls angenommen haben dürfte, wofür das Ordensland Preu-

[1]) W. von Brünneck, Beiträge zur Geschichte des Kirchenrechts in den deutschen Kolonisationslanden, Heft II: Zur Geschichte des märkischen Provinzialkirchenrechts (Berlin 1904). In seiner Polemik gegen Riedel und Wohlbrück kann ich bisweilen v. B.'s Ansicht nicht folgen.

Digitized by Google

ßen Analogien bietet.[2]) Das schließt natürlich die kanonisch unerläßliche Mitwirkung der geistlichen Obrigkeit (des Diözesanbischofs) nicht aus, sogar die Initiative mag im Einzelfalle meist von ihr ausgegangen sein, aber wenigstens den Wenden gegenüber kam es anfangs doch in erster Linie auf eine Instanz an, die den Kirchenbau nötigenfalls auch mit Gewalt erzwingen konnte, und dazu war eben nur der Markgraf, nicht der Bischof imstande.

Das Patronat war hervorgegangen aus dem Eigentumsrecht, das sich vordem, in den germanischen Reichen des früheren Mittelalters, die Gründer der Kirchen über ihre Schöpfung zugesprochen hatten.[3]) Es bedeutete eine erhebliche Abschwächung dieses Rechtes, die allerdings in der Wirklichkeit noch jetzt nicht so weit ging, als die kirchliche Anschauung und Ausdrucksweise es verlangte. Nach kanonischem Rechte besaß der Patron über die Kirche und ihre Ausstattung keine weitere Befugnis, als daß er eine „geeignete Persönlichkeit" (personam idoneam) der geistlichen Obrigkeit als Pfarrer präsentieren durfte und neben dem letzteren die Aufsicht über das Kirchenvermögen führte, dessen Verwaltung in den Händen einiger aus der Mitte der Gemeinde bestellter[4]) „Gotteshausleute" oder Kirchenvorsteher (provisores ecclesiae) lag. Der kirchlichen Oberbehörde verblieb hiernach die Prüfung des Präsentierten auf seine Eignung zum Amte hin, auch konnte nur sie ihm die cura animarum, gewissermaßen den inneren Gehalt des Pfarramtes, verleihen. Tatsächlich aber dürfte der Fall, daß der Kandidat des Patrons infolge des Einspruchs der geistlichen Obrigkeit die Pfarre nicht erhalten hätte, sich in den mittelalterlichen Quellen der Mark kaum nachweisen lassen, dagegen fehlt es nicht an Hindeutungen darauf, daß er bisweilen ohne jede Mitwirkung der Oberbehörde ins Amt gelangte.[5]) Schon der Ausdruck „Verleiher der Kirche" (collator ecclesiae), mit dem seit dem späteren Mittelalter die Patrone ganz allgemein bezeichnet wurden, scheint

---

[2]) von Brünneck, Beiträge I: Zur Geschichte des Kirchenpatronats in Ost- und Westpreußen (1902), S. 3 f.

[3]) Vgl. den Artikel „Patronat" in Herzogs Realencyclopädie für protestantische Theologie 3. A. hrsg. v. Hauck Bd. 15, von U. Stutz.

[4]) Auf dem Lande wurden sie anscheinend vom Kirchenpatron bestellt, cf. H. Gg. Schmidt: Die evangelische Kirche der Altmark (Halle 1908) S. 20 f; in den Städten hatte wenigstens bisweilen die Gemeinde ein Mitbestellungsrecht, cf. die Frankfurter Urkunde von 1425 in Riedels Cod. Dipl. Brandenburg. A. 23, S. 177.

[5]) Riedel A. 8. 327 (Bistum Brandenburg 1380) und A. 3, 222, 254 (Bistum Havelberg 1460—87).

Digitized by Google

zu bezeugen, daß als entscheidende Instanz für die Besetzung der Pfarre sie und nicht die geistliche Obrigkeit betrachtet wurden. Ueberdies ließen sie trotz des Widerspruchs der Kirche wenigstens bis ins 13. Jahrhundert hinein es sich nicht nehmen, nach dem Tode des Pfarrers den Nachlaß desselben, unter Umständen wohl auch die Pfarreinkünfte während des Sterbejahres, an sich zu ziehen; auch das Aufsichts- und Mitbestimmungsrecht über die Verwaltung des Kirchenvermögens scheint bisweilen von ihnen zu ihrem eigenen Nutzen mißbraucht worden zu sein.

War somit das Patronatsrecht mit nicht unerheblichen materiellen Vorteilen für seinen Inhaber verbunden, besonders dadurch, daß es diesen instandsetzte, ihm nahestehende Kleriker mit einer meist ausreichend, mitunter sogar hoch dotierten Pfarrstelle zu versorgen, so ist ihm auch das Schicksal aller nutzbringenden Rechte, die sich ursprünglich in der Hand des Markgrafen befanden, nicht erspart geblieben, es wurde in wachsendem Umfange von ihm an Privatpersonen und Korporationen veräußert. Anfangs, im 12. und in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, waren die Empfänger wohl ausschließlich geistliche Grundherrschaften (Klöster, Domkapitel), seit ca. 1270 aber, als gerichtliche und militärische Hoheitsrechte zuerst vereinzelt, dann immer häufiger, auch an markgräfliche Vasallen und Städte übergingen, geschah das Gleiche mit dem Kirchenpatronate. Zwar die sehr unvollständigen Angaben des märkischen Landbuches von 1375, die unter den etwa 85 Fällen, in denen sie überhaupt des ius patronatus Erwähnung tun, rund 60 Mal, fast immer in Dörfern, Mitglieder der Ritterschaft als Inhaber bezeichnen, dagegen nur 8 Mal geistliche Grundherrn und nur 17 Mal den Markgrafen selbst,[6]) bieten, wie urkundliche Nachrichten des 14. Jahrhunderts zeigen, einen irreführenden, der Gesamtlage nicht entsprechenden Ausschnitt dar, der die Zahl der markgräflichen, auch der geistlichen Patronate im Verhältnis zu derjenigen der ritterschaftlichen viel zu gering erscheinen und die der städtischen, die damals freilich noch unbedeutend war, ganz verschwinden läßt. Aus dem Mittelalter besitzen wir umfassendere statistische Mitteilungen über diesen Gegenstand sonst nicht, aber zu Beginn der Neuzeit, unmittelbar vor der Durchführung der Reformation, erhalten wir solche in den Berichten der märkischen Kirchenvisitatoren,[7]) und hier zeigt sich, soweit eine Kontrolle möglich ist, sehr weitgehende Uebereinstimmung in der Besitzverteilung einerseits

[6]) Kaiser Karls IV. Landbuch der Mark Brandenburg (ed. Fidicin, Berlin 1856, 4°) passim.

[7]) Teilweise publiziert in Riedels Codex, passim (cf. das chronologische

Digitized by Google

der Patronats-, andrerseits der weltlichen Lokalobrigkeitsrechte. Gleichwie die Zinsen, Pächte, Dienste, die Polizei und Gerichtsbarkeit, steht auch das Kirchenpatronat in der Mehrzahl aller märkischen Dörfer jetzt der Ritterschaft zu, im übrigen teils dem Kurfürsten, diesem zumeist noch in den Städten, teils den geistlichen Grundherrschaften, teils endlich, immer noch in geringerer Anzahl, den Stadtmagistraten oder auch den Städten schlechthin.

Schon während des Mittelalters erscheint also in der Mark die Besetzung der Pfarrstellen, in gewissem Maße auch die Verwaltung des pfarrkirchlichen Vermögens, wesentlich abhängig vom Belieben der weltlichen Gewalt. Und Träger dieser Gewalt ist den einzelnen Kirchen gegenüber in der Regel dieselbe Person, die im Umfang der Parochie, oder da, wo mehrere Gemeinden zu ein und derselben Kirche gehörten, mindestens im Pfarrdorfe selbst, auch die weltlichen Hoheitsrechte ganz oder größerenteils inne hat: anfangs der Markgraf, später überwiegend Mitglieder höherer Gesellschaftsschichten, vor allem des Adels. Die niedere Bevölkerung dagegen hat auf dem Lande, wo sie politisch von jeher, wirtschaftlich und privatrechtlich teils ebenfalls von Anfang an, teils seit dem späteren Mittelalter und der beginnenden Neuzeit unselbständig war, auch in kirchlicher Hinsicht eigne Rechte nicht oder kaum besessen, während sie in den Städten, wo ihr im späteren Mittelalter hier und da ein bescheidenes Mitbestimmungsrecht am städtischen Haushalte zuwuchs, mitunter auf die Verwaltung auch des kirchlichen Vermögens einen immerhin nur beschränkten Einfluß gewonnen hat. Der kürzlich von Hintze betonte[8]) enge Zusammenhang zwischen der kirchlichen und der politisch-sozialen Entwicklung, die Abhängigkeit der ersteren von der letzteren, tritt hier aufs deutlichste in die Erscheinung.

Man würde wünschen zu erfahren, welchen Einfluß im großen Ganzen die Vokationsrechte der Patrone auf das sittliche und geistige Niveau des märkischen Klerus und auf seine Tüchtigkeit im Amt ausgeübt haben. Daß sie nicht selten in unkirchlichem Sinne gehandhabt wurden und an der zunehmenden Verweltlichung des Pfarrklerus im späteren Mittelalter, die in der Mark nicht geringer war als anderorten, reichlichen Anteil gehabt haben, ist nicht zu bezweifeln. Aber eine bestimmte Antwort auf jene Frage läßt sich schwer geben, da die

---

Register für die Jahre 1540—1542), die altmärkischen für sich besonders von J. Müller und A. Parisius (Magdeburg 1889, 1891).

[8]) O. Hintze, Die Epochen des evangelischen Kirchenregiments in Preußen. (Histor. Zeitschr., 3. Folge, Bd. I, München 1906).

Digitized by Google

Quellen hierüber zu wenig mitteilen und da auch ein adäquates Vergleichungsobjekt, ein im übrigen unter ähnlichen Bedingungen wie die Mark stehendes Territorium, in welchem den weltlichen Gewalten keine Patronatsrechte zustanden, uns nicht gegeben ist. Und das wenigstens ließe sich nicht sagen, daß der märkische Ordensklerus, dessen Mitglieder zumeist ja ohne Mitwirkung von Laiengewalten aufgenommen und später eventuell zu höheren Würden befördert wurden, sich seinen kirchlichen Aufgaben in höherem Maße gewachsen gezeigt hätte, als die Weltgeistlichkeit. Für das spätere Mittelalter möchte man fast das Umgekehrte behaupten, doch ist dabei zu berücksichtigen, daß grade diejenigen Ideale, die vordem zur Gründung der geistlichen Orden geführt hatten und ihren inneren Lebenskern ausmachten, dieser jüngeren Zeit in besonders starkem Maße verblaßt waren, von ihr kaum noch ganz verstanden wurden.

Zu einer Einwirkung auf die Auswahl der höchsten in der Mark amtierenden Geistlichen, der Bischöfe von Brandenburg, Havelberg, Lebus, von Halberstadt, Verden, Kammin, Meißen, bot das Patronatsrecht keine Handhabe. Aber wenigstens auf die Ernennung der drei Erstgenannten, deren Sprengel ganz oder größtenteils in märkisches Gebiet fiel, deren Kathedralen, wie auch nahezu ihr gesamter Stiftsbesitz, rings vom markgräflichen Territorium umschlossen waren und die teils aus diesen Gründen allmählich in politische Abhängigkeit vom Markgrafen gelangten, teils (wie es für Lebus zutraf) von Anfang an landsässig waren, haben die brandenburger Landesherren im ausgehenden Mittelalter entscheidenden Einfluß gewonnen. Es geschah das unter der Mitwirkung der Päpste selber, die seit den Tagen des großen Kirchenschismas und der Reformkonzilien von Konstanz und Basel bei den weltlichen Fürsten Beistand suchten gegen ihre Rivalen auf dem Stuhle Petri und gegen die den päpstlichen Supremat gefährdenden Theorien und Beschlüsse der Konzilsväter. Dem Kurfürsten Friedrich II. hat Papst Nicolaus V. im Jahre 1447 ausdrücklich das Recht zugestanden, für die Hochstifter Brandenburg, Havelberg und Lebus bei vorfallender Vakanz Kandidaten zu nominieren, die er, der Papst, dann bestätigen werde.[9]) Obwohl dies Privileg nur für Friedrichs Lebenszeit Gültigkeit haben sollte, haben doch auch seine Nachfolger, gestützt auf ihre politische Machtstellung, die Besetzung der drei Hochstifter entscheidend beeinflußt, so daß beim Anbruch des Reformationszeitalters auch diese höchsten märkischen

---

[9]) Vgl. B. Hennig, Die Kirchenpolitik der älteren Hohenzollern in der Mark Brandenburg. Leipzig 1906.

Digitized by Google

Kirchenämter sich, wie man wohl sagen kann, in der Dispositionsgewalt des Kurfürsten befanden.

In alledem lag noch nicht eine direkte und gewollte Einmischung der Landesherren in das eigentliche Kirchenregiment. Dieses ist bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts, ja mit nur unerheblichen Einschränkungen bis zur Reformation, den geistlichen Behörden verblieben, in erster Linie den Bischöfen und ihren Generalvikaren und Offizialen. Hierher gehörten die Einweihung der Kirchen, Kapellen, Altäre, die Erteilung der kirchlichen Weihen an Kleriker, der Seelsorge an Pfarrgeistliche und Kapläne, die Handhabung der Kirchendisziplin, die Jurisdiktion im geistlichen Gericht. Ebenso erließ nur die kirchliche Obrigkeit normative Bestimmungen über die Glaubenslehre, den Kultus, die Abgaben des niederen Klerus an seine Oberen, über Tracht und äußeres Verhalten der Geistlichen in und außer ihrer Amtstätigkeit, über die kirchlichen Feiertage, über die Zahl der geistlichen Lehen, die ein Kleriker in seiner Hand vereinigen durfte u. s. w. Auf all diese Dinge haben die Markgrafen keinen Einfluß zu erlangen versucht, wofern durch sie nicht ihre eignen Befugnisse und die Rechtsordnung des Landes Schaden erlitten, wie durch die Einmischung des geistlichen Gerichtes in rein weltliche Streitfragen seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Aber auch in solchen Fällen beschränkten sie sich auf die Zurückweisung der kirchlichen Uebergriffe, ohne ihrerseits etwa, von ganz vereinzelten Ausnahmen unter besonderen Umständen abgesehen, Jurisdiktionsbefugnisse in kirchlichen Dingen und gegen Geistliche zu beanspruchen.

An Anregungen und Veranlassungen hierzu hätte es ihnen schon im 14. Jahrhundert kaum gefehlt. Schon damals hat der kühnste Publizist des späteren Mittelalters, Marsilius von Padua, in seinem Defensor pacis die Unterordnung der geistlichen unter die weltliche Gewalt, die Einordnung der Kirche in den Staat verlangt. Marsilius gehörte bekanntlich zu den literarischen Vorkämpfern Kaiser Ludwigs von Baiern in dessen schwerem Konflikte mit der Kurie, die auch die Söhne des Kaisers, die Brandenburger Markgrafen Ludwig den Aelteren und Ludwig den Römer, aufs heftigste befehdete; ganz überraschend wäre es daher nicht, wenn dieselben versucht hätten, seine Forderung auf märkischem Boden in die Tat umzusetzen. Aber daran scheint man, trotz der sehr entschiedenen Kampfesmaßregeln, die zeitweilig gegen die klerikalen Gegner der Markgrafen zur Anwendung gelangten, im Ernst doch nicht gedacht zu haben. Wir dürfen wohl sagen, daß jene Ideen ihrer Zeit allzusehr vorauseilten, zu stark im Widerspruch standen zu den An-

Digitized by Google

schauungen, die damals auch in Laienkreisen noch allgemein herrschten, als daß ihre baldige Verwirklichung möglich gewesen wäre. Aber freilich erscheinen sie als Ankündigung eines neuen (doch nur zu weit älteren Zuständen und Theorien zurücklenkenden) Zeitgeistes, der von da an zuerst in der juristisch-theologischen Literatur, dann in den großen populären Bewegungen, die an die Namen von Wycliffe und Hus anknüpfen, mit zunehmender Stärke Leben gewann. Seit dem zweiten Drittel des 15. Jahrhunderts trug sogar die Kurie selbst, wie u. a. das vorerwähnte Privileg Nicolaus V. zeigt, zur Erhöhung der weltlichen über die geistlichen Machthaber in den einzelnen Staatsgebieten bei, allerdings nicht in der Absicht, damit eine Einmischung der ersteren in kirchliche Dinge über ganz bestimmte Einzelfragen hinaus zu befördern. Weder sie noch ihre konziliaren Gegner wünschten eine umfassende und dauernde Teilnahme der Laienfürsten am Kirchenregiment. Aber diese Konsequenz rückte immer näher, je klarer auf der einen Seite das Unvermögen der Kirche hervortrat, die offenkundigen Schäden ihres inneren und äußeren Organismus von sich selbst aus zu heilen, und je mehr auf der andern Seite die Reaktion gegen die fried- und gesetzlosen Zustände, die solange in weiten Gebieten Europas und besonders in Deutschland geherrscht hatten, je mehr überhaupt die ganze politische und wirtschaftlichsoziale Entwicklung seit dem ausgehenden Mittelalter dahin drängte, innerhalb der einzelnen Staaten und Territorien die Zentralgewalt zu kräftigen und durch sie das gesamte öffentliche Leben in geregelte Bahnen zu leiten.

Träger dieser letztgedachten Zeitströmung waren begreiflicherweise in erster Linie die Landesherren selber mit ihren juristisch geschulten Räten und Beamten, und dementsprechend sind sie es auch gewesen, die aus ihr den größten Gewinn gezogen haben. In der Mark, wo ihr Einfluß seit den Tagen des ersten Hohenzollernfürsten deutlich zu erkennen ist, hat sie in kaum geringerem Maße als die persönliche Tüchtigkeit und Herrschergabe eines Friedrich I., Friedrich II., Albrecht Achill und — in inneren Regierungsangelegenheiten — eines Joachim I. dazu beigetragen, die Machtstellung des Landesherrn so zu erhöhen, daß beim Regierungsantritt Joachims II. und Johanns von Küstrin i. J. 1535 sein Wille in den meisten allgemeinen Landesangelegenheiten als ausschlaggebend erscheint und weit über spezifisch politische Fragen hinaus in das Leben und Treiben der Untertanen eingreift.

Aber gerade auf kirchlichem Gebiete, wo die alte Ordnung der Dinge bis zum Auftreten Luthers in dem bewundernswerten Organis-

Digitized by Google

mus der römischen Kirche noch immer einen starken Rückhalt fand, tritt die Zunahme der fürstlichen Macht, die Erweiterung ihres Wirkungskreises vor 1535 doch verhältnismäßig wenig hervor. Wenn in der neuesten historischen Literatur die Neigung sich geltend macht, die Anfänge des landesherrlichen Kirchenregiments bereits in das 15. Jahrhundert zu verlegen und dabei namentlich auf Brandenburg hinzuweisen, so scheint mir damit doch die kirchenpolitische Tätigkeit der damaligen Hohenzollern in ihrem Umfange überschätzt, in ihren Beweggründen und Zielen nicht ganz zutreffend beurteilt zu werden. Wohl hat Kurfürst Friedrich II. den Wilsnacker Hostienkultus gegen den Erzbischof von Magdeburg in Schutz genommen und einen ihm nahestehenden Geistlichen veranlaßt, ihn auch literarisch zu verteidigen, aber dies geschah in erster Linie aus weltlichen, finanziellen und namentlich politischen Rücksichten, zur Abwehr einer Einmischung des Erzbischofs in märkische Kirchenangelegenheiten.[10]) Wenn ferner Friedrich Interesse zeigt für die Verbesserung der geistlichen Orden, wenn sein zweiter Nachfolger Johann einem Ordensvisitator auf dessen Bitte bei der Reform eines altmärkischen Klosters den Beistand des weltlichen Arms gegen die widerstrebenden Klosterinsassen leiht, so geht dies kaum hinaus über die Anschauungs- und Handlungsweise der Fürsten früherer Zeiten, die von jeher sich als verpflichtet betrachtet hatten, der christlichen Kirche, wie gegen Ungläubige und Ketzer, so auch gegen hartnäckige Verächter kirchlicher Straffentenzen Unterstützung zu leisten und christlichen Glauben, christliche Zucht und Sitte zu mehren und zu fördern. Aehnlich liegt der Fall, wenn Friedrich II. auf einem Landtage, vielleicht infolge von Beschwerden des Prälatenstandes, seinen Untertanen die Beobachtung der kirchlichen Feiertage einschärft und insbesondere die Stände ermahnt, bei ihren Hintersassen am Sonntag keine Feldarbeiten zu dulden:[11]) auch hier handelt er, aufgefordert oder nicht, doch nur als Vollstrecker kirchlicher Ordnungen, als Hüter christlicher Sitte. Andere Maßnahmen aber von größerer Bedeutung und namentlich solche, in denen eine selbständige Regelung kirchlicher Angelegenheiten sich kundgäbe, dürften sich im Bereiche der fürstlichen Kirchenpolitik vor der Reformation schwerlich auf märkischem Boden nachweisen lassen, und soviel ich sehe, gilt das Nämliche mit nur geringen Einschränkungen doch auch von den übrigen deutschen Territorien.

Es bedurfte eines besonderen Anstoßes, eines bisher noch nicht vernommenen oder wenigstens nicht beachteten, die Gemüter mit neuen

[10]) Cf. Forschungen z. brand. u. preuß. Gsch. XIX. 2. S. 73 ff. (Hennig).
[11]) G. W. v. Raumer: Cod. Continuatus Brandenburg. I 239 (a 1457).

Digitized by Google

Vorstellungen und Entschlüssen füllenden Gedankens, um dem Glauben an die ausschließliche Berechtigung der geistlichen Gewalt, auch in äußeren Dingen die Kirche zu leiten, bei der Laienbevölkerung, Fürsten wie Untertanen, ein Ende zu machen und damit die Bahn zu brechen für ein staatliches Kirchenregiment.

Diesen Gedanken hat zuerst Luther ausgesprochen, vor allem in seiner Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation". Nachdrücklich hat er der geistlichen Gewalt das Recht bestritten, mit anderen als geistigen Mitteln zu wirken, und die weltliche Obrigkeit aufgefordert, zur Abstellung der von der Kirche ausgehenden Mißstände mitzuwirken.[12])

So weit ging auch Luther anfangs noch nicht, daß er den Laienfürsten die äußere Leitung der Kirche in der Weise, wie sie später dieselbe übernommen haben, zuerkannt hätte. Im Grunde seines Herzens schwebte ihm, wie einzelne seiner Aeußerungen zeigen, zeitweilig das Ideal einer Kirche vor, in welcher freier Gehorsam gegen die göttlichen Gebote und ebenso freiwillige, werktätige Liebe gegen die Glaubensgenossen äußeren Zwang überhaupt entbehrlich mache. Aber dieses Ideal, man möchte fast sagen, dieses chiliastische Traumbild ließ sich nicht verwirklichen. Die überall und mit zunehmender Stärke erschallende Klage, daß dort, wo die katholischen Kirchenbehörden beseitigt worden waren oder ihre Autorität verloren hatten, Zucht und Sitte im Volke schwinde, die kirchlichen Abgaben ausblieben, Pfarrgut und Kirchenvermögen von Patronen und Gemeinden in Beschlag genommen würden, zwischen diesen und den lutherischen Geistlichen und Prädikanten Mißhelligkeiten entständen, erwiesen nur allzu deutlich, daß auch unter der Herrschaft der gereinigten Lehre äußere Zwangsmittel nicht zu entbehren seien, in kirchlichen Dingen so wenig als in weltlichen. War dies aber der Fall, und konnte Luther nach seiner innersten Ueberzeugung nicht daran denken, diese Mittel in geistliche Hände zu legen, so blieb eine Wahl ihm kaum übrig. Zu einer Organisation, in der etwa die Gemeinden im Verein mit Pfarrern und Patronen ihre kirchlichen Angelegenheiten selbständig geregelt hätten, fehlten, wie Hintze hervorgehoben hat, insbesondere auf dem Lande in Kursachsen wie in den meisten übrigen Teilen von Ostdeutschland alle Voraussetzungen; den unentbehrlichen Stützpunkt für

[12]) Zum Folgenden vgl.: Ludw. (Aem.) Richter, Gesch. der evang. Kirchenverfassung in Deutschland (Leipzig 1857); A. Rieker, Die rechtliche Stellung der evangelischen Kirche Deutschlands (Leipzig) 1893; P. Drews, Entsprach das Staatskirchentum dem Ideale Luthers? Ergänzungsheft zum 18. Jahrg. (1908) d. Zeitschr. f. Theologie u. Kirche.

Digitized by Google

die neu zu bildende kirchliche Verfassung konnte nur die schon vorhandene politischsoziale bieten; das bedeutete bei der damaligen Lage der Dinge, daß die erstere unter den Schutz und die Aufsicht der territorialen Gewalten gestellt werden mußte. So sahen die Wittenberger Reformatoren sich gern oder ungern dahin gedrängt, der „christlichen Obrigkeit", in oberster Instanz den Landesfürsten, die Leitung des protestantischen Kirchenwesens anzutragen, soweit hierzu äußerer Zwang notwendig war. Daß diese Auskunft nicht durchaus unbedenklich sei, daß die in die Hände des Staates gelegte Macht über die Kirche für diese unter Umständen auch nachteilig werden könne, ist schon Luther zum Bewußtsein gekommen; sein „Ideal" hat er in dem landesherrlichen Kirchenregiment schwerlich je erblickt. Aber den praktischen Forderungen der Zeit entsprach dasselbe namentlich im Osten Deutschlands doch wohl besser als ein anderes etwa in Betracht kommendes System, wie es hier denn auch überall ohne Schwierigkeit ins Leben trat. Dies geschah in der Regel derart, daß der Fürst zunächst durch Visitatoren, meist Theologen und Juristen nebeneinander, die kirchlichen Verhältnisse des Landes untersuchen, insbesondere die Ausstattung und das Vermögen der einzelnen Kirchen genau feststellen ließ, sodann eine als Norm für die künftige innere und äußere Ausgestaltung des Kirchenwesens dienende, von Theologen ausgearbeitete Kirchenordnung erließ und schließlich eine bleibende, wieder aus Theologen und Juristen zugleich bestehende kirchliche Oberbehörde (Konsistorium) einsetzte, die mit ähnlichen Kompetenzen, wie sie vordem die Bischöfe und ihre Vikare und Offizialen besessen hatten, jedoch im Namen des Landesherrn und ihm verantwortlich, die laufenden Geschäfte des Kirchenregimentes erledigte.

Auch bei dieser Gestaltung der Dinge war die Möglichkeit, daß die Theologen einen sehr wesentlichen, ja den sachlich entscheidenden Einfluß auf die kirchliche Entwicklung erlangten, keineswegs ausgeschlossen, sei es, daß der Fürst sich ganz ihrer Leitung anvertraute, sei es, daß er, ohne sich persönlich einzumischen, die Ausübung seiner Rechte ihnen allein überließ. Andrerseits konnten unter Umständen auch die Landstände, deren Macht im 16. Jahrhundert bekanntlich ihren Höhepunkt erlangte, den Landesherrn nötigen, ihnen weitgehende Teilnahme am Kirchenregimente zu gestatten. Beide Möglichkeiten haben sich in einzelnen deutschen Territorien zeitweilig und bis zu gewissen Grenzen realisiert, nicht aber in der Mark Brandenburg.

In dem Gange, den hier die kirchliche Umwälzung innerlich wie äußerlich genommen hat, glaubt man mit besonderer Deutlichkeit einen

Digitized by Google

Zug des nordostdeutschen Volkscharakters zu erkennen, der auch auf andern Lebensgebieten und zu andern Zeiten in der Geschichte des deutschen Ostens Bedeutung erlangt hat: die nüchtern-realistische Denkweise, die für rein ideale Fragen sich nur schwer begeistert, und die besondere Eignung für scharf ausgeprägte Herrschaftsverhältnisse; diese vielleicht überwiegend ein Erbteil der slavischen Stammesbevölkerung, jene gemahnend an die niedersächsischen und niederrheinischen Einwanderer des 12. und 13. Jahrhunderts, aber ohne Zweifel mitbedingt durch das Klima des Landes. Eine tiefere religiöse Erregung tritt selbst im Reformationszeitalter auf dem Boden der Mark fast nur in den Städten hervor, wo die akademisch gebildeten und die erwerbstätigen Kreise teils durch den Besuch der Universität Wittenberg, teils durch Reisen und Wanderungen in Kursachsen und anderen entschieden protestantischen Ländern persönliche Fühlung mit den Zentralstätten der Reformation gewonnen hatten. Der Adel zeigt sich der neuen Lehre zwar zugetan, läßt aber eine wärmere Teilnahme nur vereinzelt erkennen; über die niedere Landbevölkerung erfahren wir unmittelbar nur wenig, aber die Schilderung, die zu Anfang des 16. Jahrhunderts der Abt Tritheim von dem Kulturniveau des märkischen Volkes gibt, und die Vorstellungen, die sich hierüber aus anderen zerstreuten Mitteilungen dieser und späterer Zeiten ergeben, scheinen die Vermutung zu rechtfertigen, daß sie zum erheblichen Teile der sittlich-religiösen Bedeutung der damaligen Ereignisse nur geringes Verständnis entgegengebracht und die von oben her gegebenen Weisungen einfach befolgt hat, ohne innerlich zu ihnen Stellung zu nehmen.

Auf der andern Seite war Johann von Küstrin mit Entschiedenheit der neuen Lehre zugetan und ein energisch durchgreifender Fürst, während Joachim II. mit vielseitiger Begabung und bedeutendem Geschick in der Behandlung dynastischpolitischer Angelegenheiten lebhaftes Interesse für theologische Fragen und eine hohe Vorstellung von seinen Kenntnissen und Fähigkeiten auf diesem Gebiete verband. Aus dem lutherischen Glaubenssystem hatte er sich den Artikel von der Rechtfertigung durchaus zu eigen gemacht, stand im übrigen aber der katholischen Kirche nicht so schroff gegenüber wie sein Bruder, wünschte namentlich die Beibehaltung der alten Kultusformen, teils aus persönlichem, künstlerischem Gefallen an ihnen, teils in der wohl zutreffenden Meinung, daß die Masse der Bevölkerung auch jetzt noch durch sie religiös angeregt werde.

Aus dem Zusammentreffen dieser verschiedenen Umstände erklärt

Digitized by Google

es sich, wenn die märkischen Landesherren, die bis zur Reformation auf innerkirchliche Angelegenheiten keinen nennenswerten Einfluß ausgeübt oder auch nur erstrebt hatten, hinfort geradezu als Herren der Kirche ihres Landes erscheinen. Der hiergegen in kirchenhistorischen Schriften oft[13]) erhobene Einwand, daß in der christlichen Kirche nur Christus selbst Herr sein könne, das landesherrliche Kirchenregiment dagegen als Dienst an der Kirche aufzufassen sei, verwechselt, wie in anderem Zusammenhange schon Rieker bemerkt hat, ethische und juristische Gesichtspunkte: von ersteren aus galt auch die weltliche Regierung als Dienst gegen Gott und als Amtspflicht, während umgekehrt nach den in der Mark herrschenden Rechtsnormen, seit dem Augsburger Religionsfrieden auch nach formalem Reichsrechte der Brandenburger Landesfürst für seine kirchenregimentliche Tätigkeit keinem Menschen Rechenschaft schuldete und dementsprechend auch gehandelt hat.

Es genügt, hier die Tatsachen reden zu lassen. In der Neumark, wo Johann von Küstrin herrschte, ward die Kirchenreform schon bald nach seinem Regierungsantritt und durchgreifend ins Leben geführt, in der Mittel- und Altmark, den Gebieten Joachims II., erst nach Verlauf von 4 Jahren und namentlich in Kultussachen nur sehr unvollständig. Wie schon hierin nicht etwa die Stimmung der Bevölkerung, die im Westen der Oder keinesfalls der Reformation weniger zugetan war als im Osten, sondern nur die persönliche Anschauung der Fürsten zur Geltung gelangt, so auch in den weiteren Maßnahmen, die an dieser Stelle nur im Hinblick auf Joachim und sein Gebiet kurz skizziert werden sollen. Die von ihm erlassene märkische Kirchenordnung von 1540, zu der er die Vorrede „mit eigener Faust" geschrieben hat, folgt in der Rechtfertigungslehre dem lutherischen Bekenntnis, entfernt sich aber in anderen Stücken so wenig vom katholischen Standpunkt, daß Kaiser Karl V. keinen Anstand nahm, sie zu bestätigen. Hierauf legte der Kurfürst großes Gewicht, wie er denn auch sonst auf seine Art das Kirchenregiment zu führen, politischen Rücksichten wesentlichen Einfluß einräumte. Hauptsächlich dieser seiner Haltung ist es zuzuschreiben, daß das Interim zustande kam und in der Mark, sehr gegen den Willen der dortigen Geistlichen und weiter Volkskreise, zur Einführung gelangte. Bekannt und sehr charakteristisch sind die Worte, mit denen der Kurfürst den Widerspruch der brandenburgischen Geistlichkeit gegen seine Kirchenpolitik abwies: „Ich muß es dennoch so machen gegen die Kaiser-

[13]) U. a. in der sonst vortrefflichen Schrift von H. v. Mühler, Geschichte der evangelischen Kirchenverfassung in der Mark Brandenburg (Weimar 1846).

Digitized by Google

liche Majestät, daß meine Lande und Leute nicht verderbet und verstöret werden . . . So wenig ich an die Römische Kirche will gebunden sein, so wenig will ich auch an die Wittenbergische Kirche gebunden sein, denn . . . meine Kirche allhier zu Berlin und Cöln ist eben eine solche rechte christliche Kirche, wie der Wittenberger Kirche." Mit gleicher Entschiedenheit und nicht minder charakteristischer Begründung hat er später auch gegenüber landständischen Ansprüchen auf Teilnahme am Kirchenregiment betont, daß „Uns als dem Landesfürsten aus fürstlicher Obrigkeit, Hoheit und wegen unsers tragenden Amts gebühret und zustehet, rebus sic stantibus nicht allein in weltlichen, sondern auch in geistlichen Sachen Recht und Gerechtigkeit männiglichen in unserm Churfürstentum und Landen mitzuteilen, auch geistliche Ordnungen, dadurch Zucht und Ehrbarkeit erhalten, aufzurichten, und derwegen nicht verbunden sein, unsrer Landschaft Bewilligung darinne zu requirieren und zu erfordern, vornehmlich da dasselbe allwegs bei den Bischöfen und ihren Offizialen allein gestanden, in geistlichen Sachen und Händeln . . . zu prozediren, und dann dieselbige geistliche Expedition — jetzt an uns kommen."[14]) Die hier gegebene besondere Motivierung des ausschließlichen, von ständischem Konsens unabhängigen Jurisdiktions- und Verordnungsrechtes des Landesherrn in geistlichen Dingen mit der Sukzession des letzteren in die bischöfliche Gerichtshoheit hat vermutlich ihren Grund in der älteren Zusage Joachims II. an seine Stände, keine Sache, daran der Lande Gedeih und Verderb gelegen, ohne ständischen Rat zu beschließen und vorzunehmen, eine Zusage, deren Anwendbarkeit auf das Kirchenregiment der Kurfürst nicht zugeben wollte. Wenn er es vermocht hat, diesen Standpunkt tatsächlich zur Geltung zu bringen, so hat hierzu jedoch ohne Zweifel in weit höherem Maße als jene theoretische Begründung der praktische, für die ostdeutsche Reformationsgeschichte überhaupt hochwichtige Umstand beigetragen, daß dem Landesherrn, in Brandenburg wie anderswo, aus der Uebernahme des Kirchenregiments keine neuen Ausgaben erwuchsen, zu deren Aufbringung ständische Beihilfe erforderlich gewesen wäre. Im Gegenteil sind ihm, wie bekannt, aus der Säkularisation älteren Kirchengutes damals bedeutende und wertvolle Besitzungen zugefallen,[15]) ohne daß hierdurch die Pfarr-

[14]) v. Mühler, S. 67 f, aus der Vorrede zu der Konsistorial- und Visitationsordnung von 1561, die allerdings nicht publiziert wurde.

[15]) Eine erschöpfende monographische Untersuchung über den Umfang dieser Besitzungen, die an sich sehr wünschenswert wäre, existiert bisher allerdings nicht. Daß er aber keineswegs so unbedeutend war, wie Riedner, die Ausgaben des

Digitized by Google

kirchen, vielleicht von vereinzelten Ausnahmen abgesehen, in ihrer bisherigen Ausstattung und ihrem sonstigen Vermögen hätten geschmälert zu werden brauchen.

Bei alledem kann von einer despotischen, zu dem Rechtsbewußtsein der Zeit in Widerspruch stehenden Handhabung der Rechte, die Joachim II. über die Kirche seines Landes in Anspruch nahm, doch keine Rede sein; die Vorzüge und die Schwächen seiner Veranlagung wirkten dem in gleichem Maße entgegen. Trotz seiner hohen Vorstellung von seinen Herrscherrechten und -aufgaben, der er, wie wir sahen, gelegentlich sehr entschiedene Worte zu leihen mußte, war er im ganzen eine wohlwollende, rigorosen Maßregeln abgeneigte Natur und andrerseits kein regelmäßiger Arbeiter, kein Regent, der die Durchführung seiner Befehle persönlich und mit Nachdruck verfolgt hätte, wie das sein Bruder Johann tat. Auch auf kirchlichem Gebiete zeigt seine Regierung sich in der Praxis nicht selten nachgiebiger als in der Theorie; auf die tatsächliche Durchführung des Interims z. B. wurde wenig gehalten.[16]) Bisweilen ließ der Kurfürst sogar zu, daß ihm zustehende kirchliche Rechte von Privatpersonen oder Korporationen usurpiert wurden. So sind wiederholt in jenen Tagen bisher landesherrliche Patronatsrechte über städtische Kirchen stillschweigend in Magistratsbesitz übergegangen,[17]) in anderen Fällen hat Joachim selber diese oder jene Stadt damit bewidmet. Auch der Adel vermochte seine Patronatsrechte nicht nur zu erhalten, sondern auch sachlich zu erweitern, freilich nicht immer zum Vorteil der kirchlichen Interessen; u. a. ist anscheinend in dieser Zeit die Uebung aufgekommen, daß der Patron den von ihm berufenen Pfarrer unter Umständen auch wieder seiner Stelle entsetzte,[18]) wäh-

---

preußischen Staates für die evangel. Landeskirche der älteren Provinzen (Kirchenrechtl. Abhandlungen, hrsgeg. von U. Stutz, Hft. 13/14, Straßbg. 1904) S. 73 ff. annimmt, erkennt man schon jetzt aus den einschlägigen Angaben der vorhandenen Literatur, u. a. in den Einleitungen des Riedelschen Cod. Dipl. Brand. (z. B. A 4, 439 ff.), in J. Heidemanns Reformationsgeschichte der Mark Brandenburg (Berlin 1889) S. 186 f 2c., bei v. Mühler S. 99 usw.

[16]) Heidemann, S. 291 f.

[17]) v. Brünneck, Beiträge II. S. 32 ff.

[18]) Nach Joachims II. Tode bestätigte ihnen die Visitations- und Konsistorialordnung diese Befugnis als eine „hergebrachte" Uebung. Mylius Corpus Constit. Marchicarum, Bd. I, Abt. I, Sp. 289. Zu berücksichtigen ist freilich, daß die damalige Pfarrgeistlichkeit, wie dieselbe Ordnung (l. c. Sp. 277) und ältere Nachrichten klagen, mehrfach aus sehr wenig geeigneten Elementen bestand.

Digitized by Google

rend in katholischer Zeit die Pfarrer ihr Amt lebenslänglich innegehabt hatten.

Im ganzen wird man sagen dürfen, daß in der Mark, und nicht nur hier, das landesherrliche Kirchenregiment im tiefsten Grunde sich aufbaute auf die psychologische Veranlagung der Bevölkerung, daß es seine Vorbereitung gefunden hat in der kirchlichen, kaum weniger auch in der politischen und sozialen Geschichte des märkischen Mittelalters, und schließlich auf Grund dieser Vorbedingungen ins Leben getreten ist, unter der Einwirkung der lutherischen Lehren vom Berufe der geistlichen und der weltlichen Gewalt. Eine vollkommene Einrichtung ist es von vornherein nicht gewesen, und in späteren Perioden hat es zeitweilig sehr drückende Mißstände hervorgebracht, aber immer bleibt die Frage offen, ob ein anderes System geringere Nachteile gezeitigt hätte. Jedenfalls spricht für seine innere Berechtigung der lange Zeitraum, in dem es sich vorbereitet hat, der ebenso lange, in dem es bis heute in Geltung steht: „Die Jahrhunderte irren sich nicht."

Digitized by Google

Digitized by Google

Neuere Geſchichte

Digitized by Google

Digitized by Google

Ein fürstlicher Kapitalist im sechzehnten Jahrhundert.

Von
Ludwig Mollwo.

Eine wichtige Aufgabe des deutschen Fürstentums, das seit dem Ausgange des Mittelalters im zerfallenden Reiche in immer weiterem Umfange die obrigkeitliche Gewalt für sich in Anspruch nahm und auszuüben verstand, und das, freilich in sehr verkleinertem Maßstabe und unter dementsprechend größeren Hemmungen, langsam die Entwicklung zum modernen Staatswesen nachzumachen strebte, wie solche anderswo in Europa schon weiter ausgebildet waren, war die Regelung der Finanzwirtschaft in seinen Bezirken. Die vordringende Geldwirtschaft, Söldnerwesen und Beamtentum veränderten auch hier die Maßstäbe und stellten neue Anforderungen. Davon, wie der einzelne Fürst seine Finanzen zu ordnen und günstig zu gestalten wußte, hing vielfach nicht nur seine Bedeutung den Mitfürsten und Kaiser und Reich gegenüber, sondern auch in seinem eigenen Territorium ab. Nicht als ob das Finanzwesen allein in diesen und andern Fragen den Ausschlag gegeben hätte. Aber je größer die finanzielle Leistungsfähigkeit eines Fürsten war, um so größer auch die Möglichkeit, sich politisch nach außen hin Beachtung zu verschaffen. Je ungünstiger seine Finanzlage war, um so leichter konnte eine dringend notwendige Ausgabe Anlaß werden, daß die Stände, die im außerordentlichen Verfahren das Geld aufbringen mußten, als Entgelt dafür ihr Mitregiment bis zu einer weitgehenden Bevormundung des Fürsten steigerten.

Außer auf eine möglichst gute Ordnung kam es vor allem auf möglichste Steigerung der Einnahmen an. Die Quellen, aus denen die Einnahmen des Fürsten flossen, mit denen er die Ausgaben für seine persönlichen Bedürfnisse, seinen Hofhalt, die Interessen seines Hauses

Digitized by Google

und die Landesverwaltung bestreiten mußte, waren von der mannigfaltigsten Art. Da waren die Erträgnisse des fürstlichen Kammerguts, die Einkünfte aus den Regalien, den Zöllen, Bergwerken u. s. w., althergebrachte verschiedenartige Steuern und Abgaben der Einwohner und Geldsummen, die von den Landständen durch besonders bewilligte Auflagen zusammengebracht wurden. Doch gab es für einen auf seinen Vorteil bedachten Fürsten, der die Zeichen der Zeit verstand, auch noch andersartige Wege, auf denen er seine Einnahmen nicht unbeträchtlich vermehren konnte.

Ich will im folgenden einige Mitteilungen über die Finanzoperationen des Markgrafen Hans von Küstrin machen,[1]) dem von seinem Vater, Kurfürst Joachim I., der größte Teil der Gebiete, die das Haus Brandenburg nach und nach zu der Mark hinzuerworben hatte, hinterlassen war, ein Fürstentum, in dem er mit stark betonter Unabhängigkeit von seinem Bruder, dem Kurfürsten Joachim II., ein straffes Regiment führte. War er bei der Kleinheit und Armut der Länder, über die er gebot, auch nicht in der Lage, unter den Ersten an der Gestaltung der Geschicke seiner Zeit mitzuwirken, so spielte er doch unter den Geistern zweiten Ranges, die, nicht mehr von dem gewaltigen Schwung der Reformation über sich selbst hinausgehoben, nur kleinere Ziele verfolgten, aber doch immer noch wirklich Politik trieben, eine nicht unbedeutende Rolle und ward oft mehr beachtet als sein ihm an Rang und Länderbesitz weit überlegener Bruder. Er übertraf diesen ohne Zweifel an Regententüchtigkeit. In der Vertretung der Interessen seines Hauses nach außen hin war er entschlossener und geschickter, die Aufgabe des Fürsten als eines sorgsamen Haushalters, für die Joachim nur wenig Sinn hatte, erfaßte er mit ganzem Eifer und Verständnis.

Als Joachim II. starb, fand sich, daß er eine Schuldenlast von über $3^1/_2$ Millionen Talern hinterlassen hatte, trotzdem die Stände während seiner Regierung schon über $1^1/_2$ Millionen übernommen hatten. Als wenige Jahre später der Nachlaß des gleichzeitig mit ihm verstorbenen Johann nach dem Tode seiner Witwe zur Verteilung kam, wurde der Wert an Verschreibungen, Forderungen und barem Gelde auf 569 108 Taler berechnet. Es ist begreiflich, daß die Sage entstand, man habe das Geld, das er hinterließ, nicht zählen können, sondern mit Scheffeln

[1]) Die Angaben beruhen auf den Materialien des Berliner Geheimen Staatsarchivs, die mir dankenswerterweise im weitesten Umfang zur Verfügung gestellt sind. Leider sind die Akten des Markgrafen stark zerstreut und lückenhaft. Genaueres behalte ich mir für eine größere Arbeit vor, die in Vorbereitung ist.

Digitized by Google

messen müssen. Da die beiden Brüder bei ihrem Regierungsantritt das Vermögen zu gleichen Teilen erbten, so ist dies Ergebnis immerhin bezeichnend. Für den älteren brachte ja die höhere Würde, seine Stellung im Reich erheblich höhere Hofhaltskosten und andere Ausgaben mit sich, dafür wurden seine Einnahmen aber auch im Anfang auf mindestens das Doppelte von denen des jüngeren geschätzt, denn nach dem väterlichen Testament sollten Reichssteuern in diesem Verhältnis von ihnen getragen werden.

Wie brachte Markgraf Hans es dahin, eine solche im Verhältnis zu der Größe seines Gebietes recht beträchtliche Summe zurückzulegen, einen Schatz zu sammeln? Führte er doch damit in einer Zeit, wo es sonst in großen und kleinen Staaten üblich war, für außerordentliche, aber auch für ordentliche Ausgaben den Kredit in Anspruch zu nehmen, ein Prinzip durch, das seine Nachkommen im 18. Jahrhundert mit so glänzendem Erfolge angewendet haben. Friedrich Wilhelm I. hinterließ einen Schatz, der, wenn man den Münzwert berücksichtigt, etwa dreizehn Mal so groß war. Dabei hatte der haushälterische König aber eine jährliche Einnahme aus Domänen und Steuern, die mindestens auf das Hundertfache der des Markgrafen zu schätzen ist.

Es wäre freilich nicht möglich, hier in der Kürze die ganze Finanzverwaltung des Markgrafen darzulegen, die einzelnen Einnahmequellen durchzugehen. Sparsamkeit, strenge Ordnung, die überall vom Fürsten selbst kontrolliert wurden, waren da die Erfolg verbürgenden Grundsätze. Ging doch die Genauigkeit so weit, daß die Markgräfin, die im übrigen an haushälterischem Sinn mit ihrem Gemahl wetteiferte, da sie mit den ihr zugewiesenen bescheidenen Einkünften nicht auskam, von ihrer Mutter und ihrem Schwiegersohn je 2000 Taler leihen mußte, die sie nach dem Tode ihres Eheherrn sofort zurückzahlte. Das Rückgrat der Finanzen waren die Domänen, die nach des getreuen Melchior von Ossa weiser Lehre einen goldenen Boden haben, wenn ein Herr sie selbst zweckmäßig verwaltet. Dazu kamen dann die Einkünfte aus Zöllen, die der Markgraf beträchtlich zu vermehren wußte, und andere mehr. Aber alle diese Einnahmen ließen sich damals mit der größten Kunst nicht allzu hoch steigern. Von ihnen braucht deshalb auch hier nicht gehandelt zu werden. Die Ueberschüsse, die zur Ansammlung des Geldvermögens dienten, flossen, so viel ich sehe, großenteils aus anderen Quellen, aus außerordentlichen Geldeinnahmen und aus Geldgeschäften.

Nach dem Tode Joachims I. stellte sich heraus, daß die Söhne nicht nur kein Erbe an Geld bekommen würden, sondern daß sogar die

Digitized by Google

Schulden sich beträchtlich höher beliefen, als man ursprünglich angenommen hatte. Es bedurfte langer Verhandlungen, ehe die Brüder sich unter diesen Umständen über die Erbteilung einigten. Hans bewies dabei eine ungemeine Zähigkeit und bestand mit dem größten Nachdruck auf der buchstäblichen Erfüllung des väterlichen Testaments, so wie er den Wortlaut auslegte. Vor allem lehnte er es mit Entschiedenheit ab, auch nur einen Pfennig von den Schulden seines Vaters aus seinen Einkünften zu bezahlen. Dafür mochten sein Bruder und die Stände sorgen, die für diesen Zweck noch einmal als Gesamtheit zusammenwirkten, so eifrig der Markgraf sonst auch seine Selbständigkeit hervorhob und die Absonderung seiner Landesteile betrieb. Verwandte und befreundete Fürsten suchten zu vermitteln. Erst nach acht Jahren war die Teilung im wesentlichen geregelt und Hans hatte erreicht, daß ihm seine Lande ganz schuldenfrei gemacht waren.

Jedenfalls war also die finanzielle Lage des jungen Fürsten, als er seinen Wohnsitz in Küstrin nahm, nicht glänzend. Er mußte für seine erste Einrichtung selbst Gelder entleihen. So ließ er sich von seinem Hofmeister, Heinrich von Pack, 2000 fl. vorstrecken. Aber er stellte ihm über diese jährlich zu verzinsende Summe nur eine einfache Obligation aus. Von einer Pfandverschreibung, wie sie den Finanzen seines Bruders bald so verhängnisvoll wurden, war keine Rede. So diente die fürstliche Verpflichtung nebenbei dazu, den Beamten mit dem festen Band eines materiellen Interesses zu fesseln. Später nahmen solche geliehenen Summen bei ihm ganz den Charakter von Kautionen an. In seinem Testament von 1560 werden kleine Beträge, die er sicher nicht aus Geldbedürfnis hatte entleihen müssen, erwähnt, die er Beamten schuldete, die am meisten in die Verwaltung eingeweiht waren.[2])

Allerdings standen ihm größere Kapitalien in Aussicht. Aber es bedurfte großer Umsicht und Beharrlichkeit, um ihrer habhaft zu werden. Schon in den endlosen Verhandlungen, die darüber gepflogen wurden, erwies der junge Markgraf sich von Anfang an als guter Geschäftsmann.

Sein Schwiegervater, Herzog Heinrich von Braunschweig, hatte ihm im Ehekontrakt ein Heiratsgeld von 20 000 fl.[3]) zugesichert, aber er war nicht in der Lage, sie 1536 alsbald auszuzahlen. So erklärte

[2]) Riedel, codex dipl. Brand. I, XXIV, 276.

[3]) Die hier angeführten Gulden sind immer Zahlgulden, 1 fl. = 21 Schneeberger.

Digitized by Google

Hans sich denn zunächst bereit, die eine Hälfte bis Martini 1537, die andere noch ein Jahr länger zu stunden. Für diese verlangte er aber eine Verzinsung von 5% und eine besondere Obligation mit Bürgschaften, Einlagerklauseln und allen Sicherheitsformeln. Als der erste Zahlungstermin nahe war, erklärte der Herzog, auch jetzt noch nicht zahlen zu können, wollte auf Wunsch auch über die erste Hälfte eine gleiche Obligation ausstellen, erwartete dafür aber nun zwei weitere Jahre Frist zu bekommen. Eines Jahres werde er doch wohl bei seinem lieben Sohn mächtig sein, so meinte er. Zu seinem Erstaunen wies Hans die neue Verschreibung, in der der verlängerte Termin ohne weiteres, wie es nachher hieß, durch einen Schreibfehler, eingesetzt war, zurück. Aber gezahlt wurde auch nachher nicht, weder Kapital noch Zinsen, sondern von einem Termin auf den andern vertröstet. Ende 1539 stellte Heinrich bei einem Besuch, den er seinem Schwiegersohn in Küstrin machte, endlich eine neue Verschreibung aus. Damit war dann wieder für ein Jahr genug geschehen.

Doch nun wurde der Markgraf ungeduldig. Im Herbst 1540 lief wieder ein Fristgesuch ein. Wenn Hans das Geld durchaus brauche, sei der Herzog bereit, seine besten Schlösser deshalb zu versetzen, er habe ja aber selbst gesagt, daß er so etwas nicht verlange, lieber wolle er das Kapital länger auf Zinsen lassen, als man glauben möchte. Allein schöne Worte machten jetzt keinen Eindruck mehr in Küstrin. Sie wurden mit ebensolchen Phrasen erwidert, aber ein weiterer Aufschub an unerfüllbare Bedingungen geknüpft. Als das Geld ausblieb, kam es dann im folgenden Jahre zu ernstlicherem Vorgehen. Anfang Februar 1541 wurden die Bürgen aufgefordert, ihrer Verpflichtung gemäß binnen 14 Tagen in Kottbus einzureiten und bis zur Bezahlung der Schuld nebst Zinsen Einlager zu halten. Sechs Wochen später wurde die Mahnung wiederholt, da der ersten keine Folge geschehen und bis jetzt keine Antwort eingelaufen sei. Darauf antworteten denn die Bürgen einzeln und entschuldigten sich mit allerhand Gründen und Vorwänden. Sie hätten das erste Schreiben nicht für echt gehalten, da es nicht petschiert und ohne Ueberschrift gewesen sei, oder sie seien augenblicklich noch anderswo im Einlager oder mit ihrem Herzog außerhalb Landes oder was sonst vorgebracht wurde. Ein Bürge war naiv genug, als Entschuldigung ein Schreiben einzuschicken, in dem die Braunschweigische Regierung (der Herzog war auf dem Reichstage) den Bürgen den Rücken stärkte und sie ermahnte, sich zum Inlager nicht so leichtlich bewegen zu lassen, der Markgraf werde sich schon gedulden.

Digitized by Google

Was blieb dem Gläubiger übrig, um seinen Ernst zu zeigen, als weitere Mahnungsschreiben? Daß die Vornehmsten unter dem Adel Braunschweigs bei der Spannung, die im Lande herrschte, sich so weit und auf unbestimmte Zeit nach außerhalb verfügen sollten, glaubte er freilich wohl selbst nicht. So wurden denn die Bürgen nach Monatsfrist zum dritten Male gemahnt, ihre Einwände widerlegt, und als das nicht half, erging Mitte Juni aus Gnaden die vierte und letzte Aufforderung, binnen vier Wochen in Kottbus einzureiten, diesmal mit der Drohung, wenn sie nicht folgten, ihre Nichthaltung ihres adeligen Wort und Glaubens nicht nur an alle hohen und niederen Stände des Herzogtums und der umliegenden Fürstentümer, sondern auch öffentlich bekannt zu machen. Aber dies äußerste Mittel, das sonst seine Wirkung nicht zu verfehlen pflegte, scheint doch nicht angewandt zu sein. Ein Vierteljahr später mahnte der Markgraf, weil er dem Adel, besonders dem braunschweigischen so besonders wohl geneigt sei, noch einmal.

Inzwischen aber waren die Verhandlungen zwischen den beiden Fürsten direkt wieder aufgenommen und Herzog Heinrich zeigte nun doch unter dem Eindruck des Vorgehens von Hans, vielleicht auch bei seiner politischen Lage beeinflußt durch den Wunsch, sich nicht noch mehr Feinde zu machen, größere Bereitwilligkeit. Ende des Jahres sandte er wirklich das Geld samt Zinsen ab.

Aber nun erhoben sich neue Schwierigkeiten. Der Herzog wollte die Summe nicht nach dem in der Verschreibung festgesetzten Münzfuß in Talern, der in der Tat sehr niedrig war,[4]) auszahlen lassen, sondern behauptete, der Talerkurs sei inzwischen in Leipzig gestiegen, und er lehnte es ab, für den Schaden aufzukommen, den sein Gläubiger dadurch erlitten haben wollte, daß er das Kapital nicht rechtzeitig in Händen gehabt und deshalb selbst eingegangene Verpflichtungen nicht habe erfüllen können. „Lyber son stee dyr selbst nit jm lichtten ende gut allen [gut]", so rief er ihm väterlich zu. Ein solcher Appell aber verfehlte seine Wirkung. „Wir mugen", so antwortete Hans, „in warheitt bey e. l. nicht anders den einen wilfarigen und in worten hocherbittenden vatter spuren, man will aber sagen, das es allerley nachdenken giebett, wan sich einer gros erbeuttet in dem, das er nicht pflichtigk, und doch das was er zum hochsten obligirett, nicht erfolgett, als were es sein ernst nicht." Auch der Vorwurf, „wie es aber dem Fürstengebrauch gemeß, das e. l. in solcher sachen viel weiterung eines angezogenen schadens

[4]) 1 Taler = 24 Schneeberger, während er in der Mark damals 25 galt.

Digitized by Google

halber suchen, wollen dennoch e. l. bey sich selbst bedenken und erwegen", machten ihn nicht irre. Auf einen Schiedsspruch, den Heinrich vorschlug, ließ er sich nicht ein. Er weigerte sich, die Zahlung anders als zu dem festgesetzten Kurse anzunehmen, und durch den Hinweis, daß der Schaden, den Heinrich zu tragen habe, dann noch ganz außerordentlich steigen werde, und daß er die Bürgen sofort wieder einmahnen werde, erreichte er endlich sein Ziel. Er erhielt Kapital und Zinsen zu dem gewünschten Münzfuß und an Schadengeld nach einer besonderen Vereinbarung 1000 Taler.

So hatte er sich gesichert, kurz bevor der Sturm über den fanatischen Gegner der Protestanten hereinbrach, der ihn für lange Jahre unfähig machte, irgendwelche Zahlungen zu leisten. Daß die gespannte Lage im Herzogtum ihn zu seinem Vorgehen bestimmt habe, ist wohl anzunehmen, daß er eine Ahnung von dem Kommenden gehabt habe, dafür findet sich nicht der leiseste Hinweis. Noch weniger ist daran zu denken, daß er Herzog Heinrich aus politischen Gründen habe schwächen wollen. Trotz ihrer verschiedenen religiösen Ueberzeugung waren die beiden Fürsten persönlich freundschaftlich verbunden und blieben es auch, und der Markgraf bewies seine Freundschaft später auch durch die Tat. Er handelte eben als vorsichtiger Geschäftsmann.

Ungefähr um dieselbe Zeit bekam Hans dann auch eine Summe von 30 000 fl. in die Hände, die ihm sein Bruder in einem durch Herzog Heinrich von Braunschweig vermittelten Vertrage vor dem Beginn der Erbteilung voraus gesichert hatte; Joachim erhielt dafür selbst 20 000 fl. voraus. Es bedurfte auch hier mancher Mahnungen, da die Termine der Ratenzahlungen nicht innegehalten wurden. 1540 wurde die Gesamtsumme dann doch ausgezahlt.

Das Kapital, über das der Markgraf auf diese Weise 1541 endlich verfügen konnte, legte er sofort zinstragend an. Er wurde damit der Gläubiger seines Bruders, der sich damals bereits in schwerer Geldverlegenheit befand, und ist es dann sein Leben lang geblieben. Dabei verstand er es, trotz aller Schwierigkeiten nicht nur die geliehenen Kapitalien, die sich zeitweilig bis auf über 150 000 Taler erhöhten, und die Verzinsung wiedereinzubringen, sondern auch gelegentlich noch erhebliche Vorteile daneben herauszuschlagen.

Um ein ungefähres Bild von seinem Verfahren zu gewinnen, mögen die Verhandlungen der ersten Jahre kurz geschildert werden. Zunächst erhielt er 1541 zwei Obligationen über je 30 000 fl., von denen die eine in Form einer kurzfristigen Schuldverschreibung, die andere

Digitized by Google

als Wiederkauf auf drei Jahre ausgestellt war, beide aufs sorgfältigste mit Bürgschafts- und Einlagerklauseln aller hervorragenden Adligen und Städte der Mark unter Ausschluß aller rechtlichen Exzeptionen ausgestattet. Wieviel er von dieser Summe wirklich ausgezahlt hat, läßt sich nicht feststellen. Jedenfalls wurden von einem Kapital, wie aus der folgenden Korrespondenz hervorgeht, gleich die Zinsen für ein Jahr abgezogen, und außerdem wurden 1000 fl., die Hans nach dem väterlichen Testament jährlich aus dem Zoll zu Lenzen, der Hauptzollstätte der Mark, gezahlt werden sollten, aber nicht regelmäßig gezahlt wurden, weil Joachim über die Zolleinnahmen anderweitig verfügte, dabei kapitalisiert und verrechnet. Die Verzinsung betrug 5%, doch wurden die Taler, in denen die Zahlung geschah, bei der Kapitalzahlung zu einem höheren Kurse angerechnet als bei der Zins- und Rückzahlung.[5])

Es gab noch einige Weiterungen, da sich bei der Uebersendung der ausgefertigten Verschreibungen einige kleine Schreibfehler fanden, auch nicht alle die zahlreichen Bürgen persönlich unterzeichnet hatten, selbst wenn sie schreiben konnten. Alle solche Mängel mußten auf Verlangen des Markgrafen durch besondere Erklärungen und Kautionen anderer Bürgen unschädlich gemacht werden. Als dann die Zahlungstermine nicht innegehalten wurden, versuchte Hans seinen Bruder dadurch, daß er das ganze Kapital kündigte und die Bürgen einzumahnen begann, in eine Zwangslage zu versetzen. Sein Ziel war, für die auf Schuldverschreibung geliehene Summe das Amt Zossen in Pfandbesitz zu erhalten. Das hätte größere Sicherheit gegeben und überdies einen erheblichen Gewinn abgeworfen. Denn die Nutzung des Amtes wurde auf mindestens 3000 fl. angeschlagen. Der Kurfürst widerstrebte deshalb lebhaft, ließ sich aber endlich herbei, ein dahingehendes Versprechen zu erteilen.

Zur wirklichen Ueberweisung kam es dann doch nicht, sondern die Angelegenheit wurde in anderer Weise geregelt, die nicht minder vorteilhaft war. Die Wiederkaufsumme wurde nämlich im Jahre 1545 zurückgezahlt. Ob das in bar geschehen ist, oder durch neue Anweisungen, die von den Ständen ausgestellt wurden, ist nicht genau zu erkennen. Ein Teil der Summe ist jedenfalls seitdem von ihm in Obligationen der Hauptstädte angelegt. Ueber die Leihesumme aber wurde vom Kurfürsten eine neue Wiederkaufsverschreibung gegeben, für die dieselben Bürgen wieder haften sollten. Die Schuldsumme wurde dabei beträchtlich erhöht, sie

[5]) Für 26 statt für 25 Schneeberger.

Digitized by Google

betrug jetzt 40 000 Taler. Davon wurden aber nur gegen 5000 Taler bar gezahlt, der Rest wurde gegen die frühere Anleihe nebst Zinsen, die dabei nur zu außerordentlich niedrigem Kurse[6]) angenommen wurde, und die Schuldforderungen des Johanniterherrenmeisters, die auf den Markgrafen übergegangen waren, angerechnet. Die Zinsen für das erhöhte Kapital, die von jetzt ab 6% betrugen, wurden mit Vorrecht auf die Gefälle der Hauptstädte der Mark angewiesen, und diese Städte sollten für die regelmäßige Zahlung eine besondere direkte Verpflichtung ausstellen. Die bisherigen Erfahrungen hatten den Markgrafen veranlaßt, größtmöglichste Sicherheit für seine Anlage zu suchen. Die fand er auf diese Weise, die Städtegefälle waren die sicherste regelmäßige Geldeinnahme.

Außerdem aber erlangte er noch einen besonderen Vorteil. Ihm wurde die Anwartschaft auf einen Teil des Stifts Lebus und auf die Komturei Lietzen erteilt. Beim Anfall jedes der beiden Besitzungen sollte er nur je 10 000 Taler vom Kapital zu kürzen brauchen. Gegen eine Zuzahlung von einmal 10 000 und einmal 5000 Taler hat er dann später wirklich das Amt Lietzen, das er selbst auf 100 000 fl. Wert veranschlagte, mit allen Einkünften und abgabefrei, und statt Schloß und Amt Lebus die Herrschaften Beeskow-Storkow erhalten.

Darum gab er aber doch seinen Plan nicht auf, ein einträgliches kurfürstliches Amt jetzt gleich in Pfandbesitz zu bekommen, ein Geschäft, das damals ja viele in der Mark machten.[7]) Sein Wunsch richtete sich jetzt auf Oderberg, dessen Besitz, außer wegen seiner reichen Einkünfte, wegen seiner Lage an der neumärkischen Grenze und auch wegen der Zollpläne, die Hans verfolgte, besonders erstrebenswert erschien. Immer wieder hat er die nächsten Jahre hindurch auf die verschiedenste Weise Versuche gemacht, dies Amt in die Hände zu kriegen. Zunächst bot er seinem Bruder sofort wieder 30 000 fl. an, wenn ihm Oderberg dagegen eingesetzt werde, ein Angebot, das am Berliner Hofe sehr ernstlich erwogen, aber schließlich doch abgelehnt wurde. Dann verwendete er die Macht, die ihm seine Verschreibung gab. Im Feldlager an der Donau, mitten zwischen den Geschäften, die er als kaiserlicher Kommissar nach dem schmalkaldischen Kriege außer Landes zu erledigen hatte, im Getriebe des geharnischten Reichstages zu Augsburg, wo ihn wahrlich ernste Sorgen ganz anderer Art beschäftigten, die sein Seelenheil und vielleicht den Bestand seines Fürstentums angingen, verlor er diese

[6]) 1 Taler für 21 Schneeberger.

[7]) Vgl. die Zusammenstellungen Zeitschrift f. preuß. Geschichte XIX, 551.

Digitized by Google

Angelegenheit nie aus den Augen. Mit kühler Berechnung arbeitete er weiter. Handhabe bot ihm einmal, daß jene Verschreibung nicht ordnungsmäßig vollzogen war, denn einzelne Bürgen machten Schwierigkeiten, Verpflichtungen einzugehen, die ihnen bei dem chronischen Geldmangel ihres Herrn große Unannehmlichkeiten bringen konnten. So beklagte sich einmal der Landvogt der Uckermark, Hans v. Arnim, einer der angesehensten Männer, bitter darüber, daß ihm wegen einer Bürgschaft ein Gemälde im Hofe angeschlagen und er in Schande sei, und daß er gleichzeitig von verschiedenen Seiten aufs schärfste gemahnt werde, sich zum Einlager zu stellen. Außerdem aber weigerten sich die Städte, die geforderte feierliche Verpflichtung zur Zinszahlung auszustellen, und zahlten auch die Zinsen nicht.

Da man trotz aller Unterhandlungen keinen Schritt weiter kam, so begann Hans seit Ende 1547 die Bürgen einzumahnen. Auch hier machten sie zunächst Ausflüchte, nur ein junger Edelmann stellte sich sofort. Ihm wurde dann später, als eine weitere Mahnung erging, ganz im Vertrauen mitgeteilt, er brauche noch nicht sogleich wiederzukommen. Ein paarmal wurde dann noch durch eine neue persönliche Abmachung zwischen den beiden Fürsten oder durch Vermittlung des Kurprinzen Johann Georg Aufschub gewährt. Aber Ende 1548 wurden wirklich einige Güter der Stadt Frankfurt von Hans mit Beschlag belegt und eine große Zahl von Bürgen zum Einlager gezwungen. Das bedeutete eine schwere Belastung der kurfürstlichen Kasse, denn diese hatte für die Zehrungskosten der in Küstrin, Kottbus und Krossen eingelagerten Ritter mit ihren Knechten aufzukommen, und die waren nicht gering, wenn Hans auch dafür Sorge trug, daß die Wirte die Rechnung nicht höher als üblich machten.

So wurde nun schnell alles nach dem Wunsche des Markgrafen geordnet. Die Städte lieferten ihre Verschreibung und leisteten einen besonderen Eid dazu, die Bürgen verpflichteten sich von neuem. Für die Bezahlung der bisher aufgelaufenen Zinsen und einiger älterer Schuldforderungen, die neumärkische Untertanen an Joachim hatten, im ganzen fast 13000 Taler, wurde aber das ersehnte Oderberg in einer besonderen Verschreibung als Pfand gesetzt. In der Tat sah der Kurfürst sich dann gezwungen, das Amt den markgräflichen Bevollmächtigten überweisen zu lassen, aber gleichzeitig gelang es ihm doch noch, die Pfandsumme aufzubringen, und er kündigte die Pfandverschreibung sofort wieder.

Hans sah sich wieder um den Hauptgewinn betrogen. Er machte

Digitized by Google

zuerst noch allerhand Einwendungen, wollte die Kündigung nicht annehmen, da der Vertrag gar nicht vollständig zur Ausführung gekommen sei. Es entspann sich ein gereizter Briefwechsel, in dem die Berliner die Ausführungen der Küstriner als Geplärr bezeichneten, worauf diese ersuchten, sie mit solchen ungewöhnlichen Terminis, die mehr den unvernünftigen Tieren, denn den Menschen zugeeignet, zu verschonen. Endlich trat der Markgraf das Amt doch sofort gegen Zahlung der Pfandsumme wieder ab. Dafür erhielt er aber die Zusicherung, daß sein Bruder künftig mit Ausnahme des gemeinen Pfennigs alle Reichs- und Kreissteuern, die auf Brandenburg umgelegt wurden, für ihn mitbezahlen wolle, so lange der Wiederkauf über die 40 000 Taler bestehe. Die Zusage brauchte freilich bei der Säumigkeit, mit der Reichssteuern erlegt zu werden pflegten, für den Kurfürsten nicht gerade eine Belastung zu bedeuten, sie war aber jedenfalls eine Erleichterung der markgräflichen Finanzen.

Der ganze Handel war abgeschlossen und beendet, bevor in der Kurmark die große Sanierungsaktion eingeleitet wurde, mit der auf den Landtagen von 1549 und 1550 für die kurmärkischen Stände so erhebliche Fortschritte verbunden waren. Höchst wahrscheinlich hat das Vorgehen des Markgrafen den letzten Anstoß dazu gegeben, daß der Kurfürst, der sich keinen Rat mehr wußte, sich damals an seine Stände wandte. In der Neumark kamen die Stände freilich nie in die Lage, ihrem Landesherrn Bedingungen zu stellen.

Aber es würde zu weit führen, wenn wir die Verhandlungen über Geldangelegenheiten, die zwischen den Brüdern bis zu ihrem Tod nicht aufhörten, weiter im einzelnen verfolgen wollten. Fast Jahr für Jahr gab Hans kleinere oder größere Summen her, übernahm allzu drückende Schulden, die bei andern gemacht waren. Immer aber verlangte er volle Sicherheit, die ihm nur durch Anweisung von Zins und Kapitalzahlung auf die Gefälle einzelner bestimmter Städte gegeben schien. Einmal kam es sogar noch wieder zu einem sehr heftigen Konflikt, als der Markgraf im Jahre 1567 in einer Zeit starker politischer Spannung seine Kapitalien zurückforderte und wieder mit Einmahnung der Bürgen und Einnahme von Stadtgütern vorging, bis er seinen Zweck erreichte. Immer setzte er auch wieder Nebenvorteile durch.

Aber nicht nur der Kurfürst und märkische Städte wurden seine Schuldner. Je länger er regierte, um so mehr wuchs sein Kapital, um so weiter dehnten sich auch seine Verbindungen. So machte er große Geldgeschäfte mit den österreichischen Herrschern Ferdinand und Maxi-

Digitized by Google

milian, denen er nach und nach 190 000 Taler gegen Zins vorstreckte. Auch dabei fielen erhebliche Gewinne ab. Durch Hergabe nicht sehr bedeutender Summen, einmal 20 000 Taler, einmal 20 000 fl. löste er z. B. bei der Gelegenheit die Steuern der Herrschaften Beeskow-Storkow ab und bereitete die förmliche Abtrennung dieses bis dahin nur verpfändeten Gebietes vor, die nach seinem Tode ohne weiteres erfolgte. Andere Ländererwerbspläne wurden durch seinen Tod unterbrochen. Und so wurde er mit den Jahren immer mehr zum Bankier für die ganze Gegend. Von Fürsten wurden ihm der Mecklenburger, der Anhalter, der Liegnitzer, dann große Grundherrn in der Lausitz, in Schlesien und in Polen, Städte wie Görlitz und Glogau bedeutende Summen schuldig.

Der Kredit, den Hans gewährte, nutzte die seit dem Mittelalter fortgeschrittenen Entwicklung der städtischen und staatlichen Finanzwirtschaft aus. Die Formen waren im wesentlichen noch die mittelalterlichen.[8]) Er ließ sich in der Regel wiederkäufliche Verschreibungen ausstellen, die nach Ablauf einer bestimmten Reihe von Jahren bis zu einer beiden Parteien zustehenden Kündigung weiterliefen. Sie lauteten immer auf ihn, seine Erben und getreuen Briefinhaber. Er hat aber, so weit ich sehe, niemals einen Brief weitergegeben. Gelegentlich kam dagegen die Klausel vor, daß der Schuldner sich verpflichte, dem Gläubiger auf Erfordern seinerseits dieselbe Summe unter denselben Bedingungen vorzustrecken, so daß er dann, während der Wiederkauf noch lief, doch über das Kapital verfügen konnte, und er hat davon auch Gebrauch gemacht. Waren Fürsten und große Grundherren seine Schuldner, so wurden die Verschreibungen gewöhnlich in der umständlichsten Weise mit Bürgschaften und Sicherheitsklauseln versichert, während er bei Städten sich mit viel kürzeren Formeln begnügte. Bei der großen Anleihe von 170 000 Talern, die Maximilian II. bei ihm machte, ruhte er auch nicht eher, als bis trotz aller Schwierigkeiten die Obligation in der böhmischen Landtafel eingetragen war. Für die Zinszahlung ließ er sich womöglich auf die Gefälle bestimmter Städte oder auf die regelmäßigern Steuern bestimmter Landesteile besondere Anweisungen ausstellen. Bei den Anlagen im schlesischen und böhmischen Gebiet bedang er sich aus, daß alle Vermögenssteuern vom Schuldner zu tragen wären. Als Zinsfuß beanspruchte er in der Regel von allen größeren Summen 6%. Kleinere Darlehn gab er je länger, je weniger, und diese fast nur

[8]) Vgl. Kostanecki, Der öffentliche Kredit im Mittelalter. Schmollers Forschungen IX, 1.

Digitized by Google

an Adlige und Beamte seines Landes. Größte Sicherheit war für ihn erste Bedingung.

Wie geschäftsmäßig solche Angelegenheiten betrieben wurden, dafür ein Beispiel. Ein polnischer Woiwode hatte um ein Darlehn gebeten. Auf ein Gutachten des markgräflichen Kammermeisters, des obersten Finanzbeamten, wird dann folgendes mit ihm abgemacht. Ihm wird eine Anleihe von zunächst 30 000 Talern in Aussicht gestellt, für die er jährlich 300 Ochsen liefern soll. Ausgezahlt werden ihm aber zunächst nur 15 000 Taler, eine Summe, die er sich, weil die Viehlieferung erst im nächsten Jahr beginnen kann, für 18 000 Taler anrechnen lassen muß. Die übrigen 12 000 soll er erst bekommen, wenn er ein Verzeichnis des Einkommens seiner Güter, einen Konsens seines Königs und andere Papiere beibringt und die ersten Ochsen liefert.

Kehren wir zu der Frage zurück, aus welchen Quellen die Summen, die er für diese Geschäfte brauchte, und endlich der Schatz, den er hinterließ, geflossen ist. Ohne Zweifel rührt ein beträchtlicher Teil aus Kapitalisierung der Zinsen der einmal vorhandenen Kapitalien her. Während der dreißig Jahre, die Hans die ersten 60 000 fl. in Händen hatte, mußten diese sich ja bei einem Zinsfuße von 6% mehr als verfünffachen. Daß er den Grundsatz hatte, größere Summen, über die er verfügen konnte, zinstragend anzulegen, ergibt sich schon aus den angeführten Beispielen aus seiner ersten Zeit. Vortrefflich läßt es sich aus einigen Abrechnungen ersehen, die aus den letzten Lebensjahren des Fürsten vorliegen.

Es gingen bei einer Kasse, die wesentlich für diesen Geldverkehr bestimmt war, an Kapitalien und Zinsen ein:

	i. J. 1568	1569	1570
	136981 Tlr.	51691 Tlr.	80123 Tlr.
Dagegen wurden ausgeliehen:	47500 „	130265 „	125633 „
Es blieben in der Kasse:	234989 „	121726 „	54220 „

Die Kapitalvermehrung aus den Zinsen und den gleich zu besprechenden außerordentlichen Geldeinnahmen betrug 1568 über 26000 Taler, 1569 über 9000 Taler, 1570 über 22000 Taler. Dabei sind die Erträgnisse aus noch zu erwähnenden Spekulationen bei dieser Kasse nicht mit verrechnet und sicher auch lange nicht alle Einnahmen der genannten Art. Ueberschüsse aus der Verwaltung erscheinen außerdem auch, aber nur in ganz geringem Betrage. Sie entsprechen ungefähr den Kosten für Badereisen und andere Gelegenheitsausgaben, die hier verrechnet sind. Andererseits ist von den Einnahmen dieser Art in diesen Jahren sonst nichts für Zwecke des Hofhalts oder der Landesverwaltung

Digitized by Google

ausgegeben worden.[9]) Außer den ausgeliehenen Kapitalien wurden aus dieser Kasse an größeren Summen nur ein paar Zahlungen an verwandte Fürsten, zu denen Hans sich verpflichtet hatte, und ein Teil des Kapitals für die kaufmännischen Geschäfte entnommen, von denen noch zu sprechen ist. Es blieb also wohl immer ein nicht unbeträchtlicher Betriebsfonds in der Kasse, aber dieser steigt nie übermäßig. Sobald sich eine größere Summe angesammelt hat, wird sie auf neue Verschreibungen ausgetan.

Mit dem Anfangskapital, das wir vorhin kennen gelernt haben, hätte der Markgraf nun freilich auf diese Weise allein sein Geldvermögen nicht so steigern können. Aber er wußte jenes bei jeder Gelegenheit durch außerordentliche Geldeinnahmen zu erhöhen. So gewann er einen beträchtlichen Zuwachs durch sein Verhalten dem Johanniterorden gegenüber, dessen Meister zur Sonnenburg zu seinen Landständen gehörte. Indem er die Güter des Ordens in seinem Gebiet unangetastet ließ und ihn bei den säkularisationslüsternen Nachbarfürsten, wenn es ging, in Schutz nahm, erreichte er 1544 und 1545, daß das Kapitel ihm schließlich sein gesamtes in Schuldverschreibungen angelegtes Vermögen im Betrage von etwa 27 000 fl. und vom Kaufpreis für eine in Pommern gelegene Komturei, deren Verkauf er vermittelte, 21 000 fl. überließ.

Eine Einnahme gewährte ihm auch die Besoldung, die er sich als Truppenführer des Kaisers ausbedang, namentlich im Jahre 1552, wo er sie für den ganzen Feldzug erhielt, trotzdem er ihn nur im Anfang mitmachte. Es braucht hier nicht das zähe Feilschen und Handeln dargelegt zu werden, durch das er auch hier wieder seinen Vorteil wahrzunehmen und nach dem Kriege, als der Kaiser nicht zahlen konnte, die versprochenen Gelder doch endlich einzubringen wußte.

Sehr vorteilhaft wurde dann das förmliche Dienstverhältnis, in das er seit 1552 zu den Habsburger Herrschern trat. Damals ließ er sich von Kaiser Karl V. zum Rat bestellen und eine jährliche Pension von 5000 Talern zusichern. Diese wurde auch nach der Abdankung bis zum Tode des Kaisers von König Philipp weitergezahlt. Dann hörten diese spanischen Geldzahlungen auf, aber als Herzog Alba, sein alter Bekannter vom schmalkaldischen Kriege her, in den Niederlanden eintraf, ward die Verbindung wiederhergestellt und er erreichte es durch kluges Verhandeln, daß König Philipp ihn 1569 wieder gegen dieselbe Summe wie früher sein Vater in Bestallung nahm. Daneben aber bezog er seit 1555

[9]) Weiteres über die Organisation und die Berechnung, auf die ich hier nicht eingehen kann, später.

Digitized by Google

fortlaufend erst von Ferdinand und dann von Maximilian ebenfalls eine Pension in derselben Höhe auf Grund gleicher Ratsbestallungen. Er nutzte eben einen Brauch, der auch sonst bei deutschen Fürsten üblich war, aus. Immerhin wurden solche Pensionen nicht jedem bewilligt; Kurfürst Joachim II. z. B. suchte einmal vergeblich um eine Ratsbestallung nach[10]). Was diese Beziehungen für die Politik des Markgrafen bedeuteten, ist hier nicht zu erörtern. Jedenfalls haben diese Einnahmen auch nicht wenig zur Füllung des Schatzes beigetragen, sie wurden, wie sich aus der erwähnten Abrechnung ergibt, regelmäßig zum Kapital geschlagen.

Endlich ist hier aber noch eine Quelle zu erwähnen, die am schlagendsten ergibt, wie sehr kaufmännischer Geist diesen Fürsten erfüllte, seine Geschäftsverbindung mit Handelshäusern. Darüber lassen sich bis jetzt nur einige Notizen geben, die sich gelegentlich erhalten haben.

Herzog Heinrich von Braunschweig hatte beim Reichskammergericht einen Prozeß gegen die Stadt Augsburg anhängig gemacht wegen Landfriedensbruchs, weil sie sich 1542 an seiner Vertreibung beteiligt hatte. Die durch den schmalkadischen Krieg und seine Folgen schwer gedemütigte Stadt ließ sich auf Unterhandlungen ein, die Heinrichs Schwiegersohn, Markgraf Hans, führte. In persönlichen Besprechungen mit einem Vertreter der Stadt brachte er einen Vergleich zustande, nach dem der Herzog auf jede weitere Verfolgung für ewige Zeiten Verzicht leistete, die Stadt dagegen 30 000 Taler zahlte. Diese Summe (er hatte einige Tausend mehr herausgeschlagnen, als die Städter erst geboten hatten) ließ er sich vom Herzog als Abschlagszahlung auf eine große Schuld zedieren und bemühte sich nun eifrig, daß das Geld schon etwas früher, als abgemacht, und in Augsburg selbst, statt in Leipzig ausgezahlt werde. Dann sollte es dem Faktor des Thomas Ribe, eines Frankfurter Kaufmanns übergeben werden, mit dem und dessen Gesellschaft er deswegen Abmachungen getroffen hatte.

Genaueres über diese Abmachungen vermag ich leider nicht anzugeben. Es handelt sich aber wohl um Beteiligung an kaufmännischen Geschäften. Dafür, daß er solche suchte, spricht folgender Auszug aus einem Briefe, den er an den kaiserlichen Hofmarschall Böcklin richtete, mit dem er seit dem Sommer 1552 in vertraulichem persönlichen Verhältnis stand. Er schreibt, er habe vergessen, mit B. des Fuggers wegen zu reden.

---

[10]) Droysen, Gesch. der preuß. Politik II, 2, 217.

Digitized by Google

Wenn man auch in seiner Gegend auf wiederkäufliche Güter an jährlicher Nutzung 7—8 % erlangen, und wenn man solche Summen in den Kupfer- und Zinnhandel legen wollte, noch auf ein stattliches Mehr gebrauchen konnte, so wäre er doch, da die Zeiten mit Landgütern sorglich wären, geneigt, jedoch ganz ins Geheim, dem Antonius Fucker, wenn er sich nicht im Namen irre, 50 000—60 000 fl gegen genügende Sicherheit und zu 7 % zu leihen, zunächst auf ein Jahr und nachher auf vierteljährliche gegenseitige Kündigung und die Versicherung, daß er im Notfall gegen dieselbe Sicherheit und Zins 10—20 000 fl. von ihm erhalten könne. Er solle dann einen Vertrauensmann nach Küstrin senden. B. möge darauf achten, daß F. ihm nach Gebrauch, „inmaßen er Euch und andern Fürsten gethan", genügende Sicherheit gebe, und möge auch selbst schreiben, „weil wir mit ihm nicht sonderen Kund haben."

In beiden Fällen ist leider nicht ersichtlich, was aus dem Handel geworden ist. Man sieht nur deutlich den Wunsch des Markgrafen, einen Teil seines Geldes noch nutzbringender anzulegen, als in Pfandverschreibungen geschehen konnte. Dagegen ist ein Fall klar erkennbar. Viele von den Geldgeschäften des Markgrafen wurden auf den Messen in Leipzig erledigt, wo der Hauptgeldmarkt für die östlichen Gegenden war. Aus dem letzten Regierungsjahr hat sich nun eine Abrechnung seines Kammermeisters, der den Markt regelmäßig besuchte, erhalten. Darnach lieh dieser dort im Auftrage des Markgrafen aber auf seinen eigenen Namen an einzelne gute und gewisse Kaufleute Kapitalien auf halbe Jahre aus, von der Ostermesse bis zur Michaelismesse und so fortlaufend. Es waren damals ca. 23 000 Taler in sieben verschiedenen Posten. An Zinsen dafür beanspruchte der Markgraf für das halbe Jahr 8%. Was der Kammermeister darüber erhielt, und es wurden vielfach 10 % gezahlt, durfte er selbst behalten. Solche Geschäfte, die wahrlich nicht schlecht waren, scheint der Markgraf mindestens die drei letzten Jahre gemacht zu haben, wie aus Andeutungen in der früher erwähnten Abrechnung hervorgehen könnte. Freilich zeigt die Klausel „ganz ins Geheim" und das Vorschieben eines anderen Namens, daß er sie als nicht standesgemäß empfand.

Soviel genüge, um diese Seite der Finanzpolitik des Markgrafen zu charakterisieren. Es ergibt sich, daß das Vermögen, das er hinterließ, wohl in der Tat zum größten Teil aus außerordentlichen Einnahmen und Geldgeschäften angesammelt ist. Vorbedingung dafür war natürlich, daß die Einkünfte aus Domänen, Zöllen und Steuern für alle Ausgaben ausreichten. Dabei hat er auch große Ausgaben

Digitized by Google

für den Bau zweier starker Festungen, für Ankäufe von Gütern, für die Erwerbung von ganzen Herrschaften nicht gescheut; im Jahre 1560 berechnete er seinen Aufwand für solche Meliorationen auf über $^1/_2$ Million.

Die beträchtlichen Geldmittel, über die der Markgraf verfügte, konnten ihm für dieselben Zwecke dienen, für die König Friedrich Wilhelm I. seinen großen Tresor verwenden wollte[11]), für äußerste Notfälle, wenn sich Gelegenheit fände, Provinzen damit zu kaufen, und Aehnliches. Sie gaben ihm eine Macht, durch die er mit bedeutend größeren und reicheren Territorien rivalisieren konnte. Beide Fürsten beabsichtigten, dies Machtreservoir ihren Nachkommen zu erhalten, denn beide setzten fest, daß die Erben die Kapitalien nicht verbrauchen dürften. Im übrigen sind die beiden Kapitalien freilich dem Charakter und der Wirkung nach stark verschieden. Der große Tresor des Königs ward ein Staatsschatz, er war aus ersparten Ueberschüssen der Verwaltung entstanden und ging ungeteilt auf den Thronerben über. Der Geldbesitz des Markgrafen ward als wohlerworbenes Privatvermögen betrachtet. Hans unterscheidet scharf zwischen ihm und dem übrigen Besitz, den er als Grund- und Landesherr innehatte. Während jener unter die Erben geteilt wird, fällt dieser mit allem Vorrat, Inventar und Nutzungen ungeteilt dem Nachfolger zu.

Diese Auffassung verhinderte, daß der Schatz dem Territorium zugute kam, denn dies fiel an Kurbrandenburg zurück, das Vermögen aber nach Magdeburg und Ansbach. Diese Auffassung ermöglichte freilich auch wesentlich mit die freie, kaufmännische Art, mit der der Markgraf selbst sein Geld verwendete und mehrte. In der Verwaltung seines Grundbesitzes und seines Territoriums nahm er die Fürstenpflicht so streng wie irgend einer seiner Zeitgenossen. Sein Vermögen hat er als Privatmann zusammengebracht, natürlich stark begünstigt durch seine fürstliche Macht und Stellung. Wenn er sich auch nicht an so große Geldgeschäfte wagte, wie einzelne niederdeutsche Großgrundbesitzer seiner Zeit[12]), so nahm er sich doch auch einen Anteil, einen bescheideneren, aber um so sichereren, an dem Gewinn, den die Aenderung der Wirtschaftsverhältnisse ermöglichte.

---

[11]) Vgl. sein Testament von 1733. Forsch. zur brand.-preuß. Geschichte 17, 575.
[12]) Ehrenberg, Das Zeitalter der Fugger I, 265 ff.

Digitized by Google

Königin Elisabeth und die Frauen der englischen Renaissance.

Von

Hermann Conrad.

Der Kammersekretär des Herzogs Friedrich von Württemberg, Rathgeb, berichtet in einer Reisebeschreibung,[1]) wie sein Herr 1592 von der Königin Elisabeth in ihrem Schlosse zu Reading (Berckshire) aufgenommen wurde:

„Ihre Majestät befand sich um die Stunde in einem etwas einfachen Gemach, umgeben von ihren ersten Ratgebern und Hofdamen in Staatskleidern. Seine Durchlaucht wurde dann von dem französischen Gesandten[2]) eingeführt, und nachdem er eine tiefe und unterwürfige Verbeugung vor ihrer Majestät gemacht hatte, wurde er von ihr sehr freundlich und gnädig empfangen, und ihre Majestät unterhielt sich ziemlich

---

[1]) Die Beschreibung einer England-Reise im Jahre 1592 von Jakob Rathgeb hat folgenden Titel in der in Tübingen erschienenen ersten Ausgabe (1602),

„Kurtze und Wahrhaffte Beschreibung der Badenfahrt:*) welche der Durchlauchtig Hochgeborn Fürst und Herr, Herr Friderich, Hertzog zu Württemberg und Teckh, Grave zu Mümppelgart, Herr zu Heidenheim, Ritter der beeden Uhralten Königlichen Orden, in Frankreich S. Michaels, und Hosenbands in Engellandt, &c. In negst abgeloffenem 1592 Jahr, von Mümppelgart auss, in das weitberümte Königreich Engellandt . . . verrichtet hat. Auss J. F. G. gnedigem Bevelch, von dero mitraisendem Cammer-Secretarien, auffs kürtziſt, von tag zu tag verzeichnet."

Sie ist in englischer Uebersetzung abgedruckt: England as seen by Foreigners in the Days of Elizabeth and James I. von W. Brenchley Rye. London, Smith. 1865.

*) Scherzhaft so genannt, weil Seine Durchlaucht während eines Sturmes „ein ganz Nacht auf dem Meer gebadt."

[2]) Einen Gesandten deutscher Nationalität scheint es damals in England nicht gegeben zu haben.

Digitized by Google

lange Zeit mit ihm über mannigfache Gegenstände, und zwar offen und laut, so daß jeder in dem Gemach es verstehen konnte. Seiner Durchlaucht Pagen sowohl wie wir andern durften eintreten; ja selbst hohe englische Lords machten uns Platz und ließen uns vortreten, damit wir die Königin besser sehen könnten, was selten den Begleitern fremder Gesandten geschieht.

„Nachdem er wieder eine tiefe Verbeugung gemacht hatte, ging seine Durchlaucht nach seiner Wohnung [beim Bürgermeister] zurück; und am Nachmittag [des folgenden Tages] hatte er eine zweite Audienz bei der Königin, bei welcher Gelegenheit sie selbst in Gegenwart des [französischen Gesandten] Monsieur de Beauvois eine angemessene Rede in französischer Sprache hielt, welche neben vielen anderen ihre Majestät versteht und sehr gut spricht; und da sie dem Monsieur de Beauvois eine besondere Gunst zeigt, brachte er ihre Majestät, nachdem er mit ihr sehr lebhaft und munter geplaudert hatte, dazu, daß sie sehr hübsch und geschickt auf ihrem Instrument[3]) spielte, dessen Saiten von Gold und Silber waren.

„Aber obgleich ihre Majestät um diese Zeit in ihrem 67. Jahre stand — (tatsächlich im 59.) — und so die schwere Last, ein Reich zu regieren, 34 Jahre getragen hat, gab sie, wenn man nach ihrer Person und ihrem Auftreten urteilt, einem jungen Mädchen von 16 nicht viel nach." — Eine von den unerhörten Lobhudeleien, zu denen sich die Fremden mit ihren Untertanen verschworen zu haben scheinen. — „Sie hat ein sehr würdiges, ernstes und königliches Aussehen. . . . . .

„Nach einer langen Unterhaltung nahm seine Durchlaucht ehrerbietigst Abschied von ihrer Majestät und ging nach seiner Wohnung...

„Die Lords und Pagen des königlichen Hofes haben ein stolzes, edles Aeußeres, kleiden sich aber nach französischer Mode, außer daß sie kurze [spanische] Mäntel tragen, und manchmal spanische Mützen, und nicht solche breiten Hüte wie die Franzosen. Sie halten viele Untergebene, meistens stattliche und hübsche Männer, welche ohne Mäntel gehen und nur kurze, enganliegende Röcke von der Farbe ihres Herrn und sein Wappen auf den Aermeln tragen."

Und hier sei gleich ein charakteristischer Zug der Königin berichtet. Sie versprach dem Herzog, ihn in den hohen Orden des Hosenbandes aufzunehmen, erinnerte sich aber ihres Versprechens später nicht mehr. Da der Herzog unter keinen Umständen auf die ihm versprochene Ehre

[3]) Dem Ausdruck nach ist wohl das Spinett gemeint, und nicht die Laute, die sie auch spielte.

Digitized by Google

verzichten wollte, so fand eine lange Korrespondenz über diesen Gegenstand statt, die Zeugnis ablegt von dem geringen Selbstgefühl, dessen deutsche Fürsten jener Zeit fähig waren, und von der Seelenruhe, mit der die Königin unter fortgesetzten höflichen Ausflüchten es ablehnt, ihr Wort zu halten. Da aber der Herzog sich nicht abweisen ließ, so setzte es seine Zähigkeit durch, daß er 1597 durch einen besonderen Gesandten die Ernennung zum Ritter des Hosenbandordens erhielt; die Insignien aber, ohne die diese Ehre eitel war, wurden ihm weder von diesem noch von seinem eigenen Gesandten, den er, um zu danken, zu ihr geschickt hatte, überbracht. Er erhielt sie nie von Elisabeth, sondern erst 1603, kurz nach ihrem Tode, von Jakob, also nach 11 Jahren vergeblicher Bemühungen.

Ein andres sprechendes Bild erhalten wir von unserm brandenburgischen Landsmann, dem Juristen Paul Hentzner,[4]) der im Jahre 1598 einen jungen schlesischen Edelmann auf einer Reise begleitete, welche die beiden auch an den Hof zu Windsor führte. Die Reisenden wurden eines Sonntags in das Audienzzimmer eingelassen, welches die Königin auf ihrem Gange zur Kapelle durchschreiten mußte und in dem auch Bischöfe und hohe Staatsbeamte wartend standen. Die Ordnung des Zuges war die folgende:

„Zuerst kamen Edelleute, Barone, Grafen, Ritter des Hosenbandordens, alle reich gekleidet und barhäuptig; demnächst kam der Lord-Kanzler, welcher das Staatssiegel in einer roten Seidenbörse trug, zwischen zwei andern, von denen einer das königliche Zepter, der andere das Reichsschwert in roter, mit goldenen Lilien bestickter Scheide trug, die Spitze aufwärts; dann kam die Königin, die im 65. Jahre steht, sehr majestätisch. Ihr Gesicht ist länglich, hübsch, aber runzelig; ihre Augen sind klein, aber schwarz und freundlich; ihre Nase ist etwas gekrümmt, ihre Lippen sind schmal und ihre Zähne schwarz (ein Gebrechen, das bei den Engländern gewöhnlich zu sein scheint, weil sie alles zu süß essen); in den Ohren hatte sie zwei Perlen mit sehr kostbaren Gehängen; ihr Haar war von rötlich brauner Farbe, aber falsch; sie trug auf dem Kopf eine kleine Krone; ihr Busen war unbedeckt, wie alle englischen Damen ihn tragen, bis sie heiraten; sie trug einen Halsschmuck von auffallend schönen Juwelen; ihre Hände waren schmal, ihre Finger recht lang, und ihre Gestalt weder groß noch klein; ihre Miene war stolz, die Art ihrer Rede mild und verbindlich. An dem

[4]) Paul Hentzner's lateinisch geschriebenes Reisewerk wurde 1612 in Nürnberg herausgegeben.

Digitized by Google

Tage war sie in weiße Seide gekleidet, die mit Perlen von der Größe von Bohnen besetzt war, und darüber hatte sie einen Umhang von schwarzer Seide, die mit Silberfäden durchzogen war; ihre Schleppe war sehr lang und wurde von einer Marquise getragen; anstatt einer Kette hatte sie ein längliches Halsgeschmeide von Gold und Juwelen. Während sie in all diesem Staat und Gepränge dahinschritt, sprach sie sehr anmutig bald zu dem einen, bald zu dem andern englisch, französisch und italienisch; denn außer daß sie sehr gut Griechisch und Lateinisch versteht, beherrscht sie auch das Spanische, Schottische und Holländische. Man spricht zu ihr nur knieend; hin und wieder erhebt sie einen mit der Hand ... Wo sie ihr Gesicht hinwandte, während sie hindurchschritt, fiel alles auf die Knie. Die Hofdamen folgten unmittelbar hinter ihr, sehr hübsch und wohlgebaut und meist in Weiß gekleidet. Zum Schutz gingen ihr zu beiden Seiten die Edelleute ihrer Leibwache, fünfzig[5]) an Zahl, mit vergoldeten Hellebarden. In dem Vorraum der Kapelle, welche an unsern Saal stieß, wurden ihr Bittschriften überreicht, und sie nahm sie sehr gnädig an, was Veranlassung zu dem Ruf gab: „Gott erhalte Königin Elisabeth!" Sie beantwortete ihn mit „Ich danke euch, meine guten Leute." .....

„Während sie in der Kirche war, sahen wir ihren Tisch decken unter den folgenden feierlichen Förmlichkeiten: Ein Edelmann mit einem Stabe trat ein, und mit ihm ein andrer, der ein Tischtuch trug; nachdem sie beide mit der größten Ehrfurcht dreimal niedergekniet waren, breitete der letztere es über den Tisch, worauf sie wieder niederknieten und sich entfernten. Dann kamen zwei andre, einer wieder mit einem Stabe, der andre mit einem Salzfaß und mit Brot auf einem Teller; nachdem sie, wie die vorigen, niedergekniet waren und auf den Tisch gesetzt hatten, was sie mitgebracht, zogen sie sich zurück unter denselben Förmlichkeiten wie die ersten. Zuletzt kam eine unverheiratete Dame von außerordentlicher Schönheit — eine Gräfin sollte es sein — und mit ihr eine verheiratete,[6]) welche ein Schmeckmesser[7]) trug; die erstere war in weiße Seide gekleidet; nachdem sie sich dreimal niedergeworfen hatte, näherte sie sich dem Tisch mit den anmutigsten Bewegungen und rieb die Teller" — sie hatte also wohl welche mitgebracht — „mit Brot und Salz ab, so ehrfurchtsvoll, als wenn die Königin dabei gesessen hätte. Nach

[5]) Es waren 40; Heinrich VIII. hatte diese gentlemen-pensioners 1539 eingeführt.

[6]) Ob sie verheiratet oder unverheiratet waren, war an der Busentracht zu erkennen; die verheirateten Frauen tragen den Busen verhüllt.

[7]) Der Ausdruck wird gleich erklärt werden.

Digitized by Google

einer kleinen Weile kamen die Leibgardisten, barhäuptig, in Scharlach gekleidet, und brachten ein Mahl von 24 Gängen hinein, welche in meist vergoldetem Silber serviert werden; diese Schüsseln wurden von einem Edelmanne einzeln in Empfang genommen und auf den Tisch gesetzt, während die Dame mit dem Schmeckmesser jedem der Gardisten von der speziellen Schüssel, die er gebracht, einen Mund voll zu schmecken gab, aus Furcht vor etwaigem Gift. Während diese Garde, welche aus den größten und stämmigsten Männern besteht, die in England zu finden sind — hundert an Zahl, für diesen Dienst sorgfältig ausgelesen — das Mahl hineintrug, machten zwölf Trompeten und zwei Kesselpauken eine halbe Stunde lang ein ungeheures Getöse in dem Saal. Nach all diesen Zeremonien erschien eine Schar unverheirateter Damen, hoben mit besonderer Feierlichkeit das Essen von dem Tisch und trugen es in die Privatgemächer der Königin; wenn sie ihre Gerichte ausgesucht hat, geht das übrige an die Hofdamen. Die Königin ißt Mittag und Abendessen allein, mit sehr wenigen von ihrem Hofstaat."

Aus dieser sehr interessanten Schilderung können wir ganz bestimmte Eigenschaften der Königin Elisabeth entnehmen, die wir bei den Frauen ihrer Zeit oder wenigstens bei den Damen des Adels wiederfinden. Hentzner spricht nur von ihren falschen Haaren und erwähnt die Schminke nicht; aber es ist bekannt und vielfach verbürgt, daß die Königin immer ihren fahlen Teint durch Hautfärbemittel verdeckte und ganz besonders in ihrem Alter, wo es noch galt, die Runzeln auszufüllen. Daß die Londoner Frauen das alle taten, ist eine von allen Sittenschilderern und Krittlern versicherte Tatsache:

> Wenn Schwarz die Stirne meiner Liebsten deckt,
> So trauert sie, daß Schmink' und fremdes Haar
> Oft Liebende mit falschem Schein entzückt.

So kennzeichnet Biron-Shakspere beide Unsitten in „Verlorner Liebesmühe" (IV, 3, 258). Aber warum werden die Haare gefärbt? Allerdings galt in Italien seit lange das germanische Blond gegenüber dem gewöhnlichen Schwarz für eine Schönheit, die von den Frauen auf künstlichem Wege erstrebt wurde. Wenn nun auch dieser Geschmack, wie mancher andre, von Italien nach England überging, so hätte man doch künstlicher Mittel nur in seltenen Fällen bedurft, da nach der Versicherung verschiedener Reisender die Engländer vorwiegend blond waren. Es kam noch etwas anderes hinzu: da die Königin Elisabeth rötlich-blonde Haare hatte, so galten diese allein für schön; und wir kennen

Digitized by Google

aus einem Buche von 1602 über die weiblichen Schönheitsmittel[8]) das Rezept, nach dem das Haar „eine schöne goldige Farbe" bekommen konnte. Daraus ergibt sich die große Eitelkeit des damaligen weiblichen Geschlechts, die bei Elisabeth trotz ihrer Bildung und geistigen Bedeutung zu einem krankhaften Uebermaß gediehen war.

Ganz charakteristisch dafür ist, was Sir James Melville,[9]) der Gesandte der Maria Stuart, in seinen Memoiren über seine Vorstellung am Londoner Hofe erzählt. Elisabeth fragt ihn, wer schöneres, blonderes Haar hätte, sie oder Maria. Melville antwortet natürlich ausweichend; aber damit ist sie nicht zufrieden, sie wiederholt ihre Frage noch einmal und sehr bestimmt. Darauf findet Melville die hübsche Antwort, „sie sei die schönste und blondeste (fairest heißt beides) Königin in England, und die seinige die schönste und blondeste Königin in Schottland." Später wird er von einem Höfling in eine stille Galerie gezogen, wo er sich verstecken muß, um die Königin Spinett spielen zu hören. Die Königin steht nach beendetem Spiel auf, bemerkt ihn, geht auf ihn zu und tut so, als ob sie ihn wegen seiner Indiskretion schlagen wollte. Aber ihr Zorn ist nur gemacht: sie fragt ihn, wer besser spielen könne, sie oder Maria, worauf er anerkennt, daß sie die geschicktere Künstlerin sei. Dann fängt sie an, mit ihm Französisch zu sprechen, hierauf Italienisch und schließlich Deutsch; die beiden ersten Sprachen habe sie gut gesprochen, sagt Melville, die letzte nicht. Zum Beschluß gibt sie ihm eine Vorstellung in der Tanzkunst — alles natürlich unter der naiven Voraussetzung, daß er ihre Schönheit, Bildung und Anmut vor ihrer Nebenbuhlerin preisen und deren Neid erwecken werde. Sie hat keinen Maßstab in sich für die Beurteilung dieser größeren Persönlichkeit.

Eine andre Eigenschaft, die sich aus der Schilderung ergibt, ist die Schamlosigkeit, wie sie in der körperlichen Entblößung zutage tritt. Sie erinnert an die vorgeschichtliche Kultur Kretas, wie sie zirka 1500 Jahre vor Christi Geburt dort bestanden: die ausgegrabenen Frauenfiguren zeigen alle eine eng anliegende, bis unter den Busen ausgeschnittene Taille.[10])

Zur Zeit der Renaissance liest man immer nur, daß diese Tracht

---

[8]) Die weiblichen Verschönerungsmittel behandelt Sir Hugh Platt in Delightes for Ladies to adorne their persons (c. 1602). (Rye 262).

[9]) Die Unterhaltung zwischen Elisabeth und Melville bei Rye, 262.

[10]) Eine entsprechende Sittenlosigkeit zeigt die männliche Tracht in dem an dem oberen Teil des Beinkleides befestigten codpiece, das allerdings, nach den Bildern zu urteilen, an Elisabeths Hofe nicht gestattet war.

Digitized by Google

ein Abzeichen der Dirnen gewesen sei; aber die englischen Sittenschilderer jener Zeit stimmen darin überein, nicht bloß der Puritaner Stubbes, sondern auch der objektiv ruhige Harrison, daß die englischen Frauen sich wie die Dirnen getragen haben. Schon 1550, also unter Eduards VI. Regierung, beschreibt Rob. Crowley[11]) in einem Epigramm die englische Dame folgendermaßen: „ihr Gesicht ist schön bemalt, ihr Busen ganz entblößt und dirnenmäßig geschmückt" — er meint wohl die Blumenbukette, die man in dem Ausschnitt zu tragen pflegte —, „ihre Taille eingeschnürt, so dünn wie eine Gerte, ihr Hinterteil wie eine Tonne, mit Reifen im Rock." Dieser Beschreibung entspricht genau das Bild einer jungen Dame in dem ersten Bande von Stubbes. Welche Freiheiten man sich infolge dieser Entblößung auf der Bühne nahm, mag man in den Bühnenweisungen von Ben Jonsons The Devil's an Ass und Cynthia's Revels nachlesen. In dieses Gebiet gehört auch die Tracht des Reifrocks (farthingale) und speziell der von Crowley beschriebenen Radkrinoline (wheel farthingale), deren hintere Partie einem Tonnenboden glich.

Elisabeth scheint diese Tracht nur in ihrer Häuslichkeit getragen zu haben, nicht im Staatsornat. Die zahlreichen Bilder dieser Art, die von ihr existieren, zeigen nur einen mehr oder weniger tiefen Ausschnitt oder eine geschlossene Taille. Furnivall bringt in seinem Stubbes nur ein Bild mit vollständiger Entblößung, in dem er die Königin Anna, Jakobs Gemahlin, sehen will. Wenn dieses Bild überhaupt eine englische Königin aus jener Zeit darstellen muß — er sagt nichts über Herkunft desselben —, so kann es wohl nur Elisabeth sein, da Anna eben eine verheiratete Frau war. Elisabeth stand in der geschlechtlichen Zurückhaltung nicht über ihrer Zeit; sie war zwar nicht schlimmer in diesem

[11]) Ueber die Entblößung des Busens (sowie das Epigramm von Crowley), s. Harrisons Description of England (1577—1587.) I, 175 und Stubbes Anatomy of Abuses (1583), in der Ausgabe von Furnivall I, 78, 257, 265. — Ich bemerke inbezug auf die weiteren hier vorgeführten Einzelheiten der herrschenden Sittenlosigkeit, daß ich mich niemals auf das Zeugnis der Puritaner Stubbes oder Gosson (The Schoole of Abuse, 1579) allein stütze, sondern es nur dann für beweiskräftig halte, wenn andere Autoren sich in gleichem Sinne äußern. Darin soll nicht ein Zweifel an ihrer Wahrheitsliebe, sondern an ihrer Urteilskraft liegen. Jeder Fanatismus ist ein Zeichen von geistiger Beschränktheit. Dem erkrankten Geistesauge des puritanischen Moralzeloten fehlt die richtige Perspektive: es sieht die eigene Persönlichkeit in zu großen, die der Mitmenschen in zu kleinen Dimensionen; dem Urteile unbescheidener Menschen aber soll man nicht vertrauen. Dem selbstgerechten Puritaner liegt es nur zu nahe, aus einem oder zwei Einzelfällen der Unsittlichkrit, die ihm bekannt geworden, eine Regel zu konstruieren.

Digitized by Google

Punkte als eine große Anzahl von Frauen des höchsten und des Bürgerstandes, aber auch beileibe nicht besser. Darüber lassen die Schilderungen der fremden Gesandten — einheimische Kenner hatten zwingende Gründe zur Vorsicht — und gewisse unumstößliche Tatsachen keinen Zweifel. Ueber ihrer jugendlichen Liebschaft mit dem verheirateten Lord Seymour schwebt ein Dunkel; aber aus ihrer Liebe für Leicester, die in der ersten Zeit ihrer Regierung besonders leidenschaftlich war, hat sie kein Geheimnis gemacht: sie behauptete, daß sie ihren Master of the Horse (Oberstallmeister) zu jeder Tages- und Nachtzeit in ihrer unmittelbaren Nähe haben mußte und gab ihm eine Wohnung so nahe der ihrigen, wie sie sonst nur ein königlicher Gemahl beanspruchen kann. Körperliche Schönheit bei Männern war eine sichere Bürgschaft für Erfolg an ihrem Hofe. Sie gab ihnen ihre sinnliche Freude offen durch Liebkosungen zu erkennen; sie verlangte von ihnen, in mündlichen und schriftlichen Aeußerungen — siehe die bekannten Briefe des Robert Essex — gefeiert zu werden, wie man eine Geliebte preist, und bestrafte deren etwaige Verheiratung, die immer nur im geheimen erfolgen konnte, als einen Bruch der Treue ihr gegenüber. Als Leicesters Verheiratung mit der Witwe des älteren Essex bekannt wurde, mußte er lange ihren Hof meiden; seine Frau hat sie niemals empfangen. Raleighs Verheiratung mit Miß Throgmorton machte diesen ihren Günstling zum Staatsgefangenen im Tower; Southampton fiel dauernd in Ungnade, als seine heimliche Ehe mit ihrer Hofdame Miß Vernon sich nicht mehr verbergen ließ. Bei der Milde, mit welcher die historische Legende, die allerdings von Lingard und Green nicht aufrecht erhalten wird, Elisabeth beurteilt, spricht man immer nur von der lächerlichen Eitelkeit der alten Frau. Diese Darstellung trifft nur eine oberflächliche Seite der Sache; der Kern davon ist ihre sinnliche Neigung zum männlichen Geschlecht, die auch das Alter nur wenig abgeschwächt zu haben scheint. Dafür gibt es ein sprechendes Beispiel in ihrem Verhältnis mit dem körperlich stattlichen und durchgeistigt schönen Robert Essex, der in seiner Jugend allerdings einen berückenden Zauber auf das weibliche Geschlecht ausgeübt haben muß.

Im Juli 1591 schickt sie ihren Liebling auf dessen Drängen mit 4000 Mann nach der Normandie, um Heinrich IV. im Kampfe gegen seine katholischen Untertanen zu unterstützen. Nach zwei Monaten kann sie es ohne ihn nicht mehr aushalten. Sie läßt ihm durch den Geheimen Rat den Befehl zugehen, wieder nach England zurückzukehren, weil Heinrich IV. sich noch immer nicht mit ihrem Heere vereinigt habe. (Das

Digitized by Google

war ihm unmöglich gewesen wegen der Stärke seiner Feinde.) Essex ist außer sich; er schreibt an sie und an Burleigh, nicht bloß für ihn, sondern für jeden Soldaten würde es eine Schande sein, zurückzukehren, ohne den Feind gesehen zu haben, und bittet um Zurücknahme des Befehls, der ja in der Tat unsinnig ist. Das hilft nichts. Es kommt ein neues Schriftstück, das ihm unter Androhung der schwersten Strafe befiehlt zurückzukommen — wenigstens *persönlich*! So muß er denn nach London reisen, und nachdem sie ihn ein paar Wochen bei sich gehabt hat, läßt sie ihn wieder zu seinem Heere ziehen, das in der Zwischenzeit ohne Führer gewesen ist, jetzt aber mit einem neuen Dokument des Geheimen Rates, das ihm bei Allerhöchster Ungnade verbietet, „seine eigne Person in Gefahr zu bringen". Der alte Burleigh mußte, wie immer, wo die Leidenschaft oder eine impulsive Laune bei der Königin ausbrach, seine beiden weisheitsvollen Augen über diesen verliebten Befehlen zudrücken. Eine ähnlich komische Feldherrnbestallung ist wohl in der Weltgeschichte nicht wieder dagewesen.

Maria Stuarts Leben war in diesem Punkte auch nicht vorwurfsfrei; und die reizende, hochgebildete, geistvolle Penelope Rich, die glänzende, vielbesungene Schwester des Essex, lebte abwechselnd mit ihrem armseligen Gemahle und ohne dessen Widerspruch mit ihrem Geliebten, Mountjoy, dem Freunde ihres Bruders, welcher der Vater ihrer Kinder war. Das durfte sie damals ohne Schaden für ihre gesellschaftliche Achtung tun, und in dieser allgemeinen Zügellosigkeit liegt ein mildernder Umstand auch für Elisabeths Verhalten. Was sie jedoch sittlich unter Frauen dieser Art, die offen zu ihren Taten standen, stellt, ist die schamlose Heuchelei, mit der sie sich offiziell und dauernd als jungfräuliche Königin feiern und als Diana, Selene, als „keuscher Mond" besingen ließ.

Im Punkte der Eitelkeit und Leichtfertigkeit stimmen nun die englischen Frauen jener Zeit — selbstverständlich mit zahllosen Ausnahmen — mit ihrer Königin überein. Im übrigen sind alle fremden Besucher Englands ihres Preises voll, und solche unbeeinflußten Zeugnisse sind glaubwürdig. Darin stimmen alle damaligen Reisenden mit allen heutigen überein: sie sind die schönsten Frauen der Welt; sie sind von freundlicher Gemütsart, liebenswürdig entgegenkommend, zur Heiterkeit geneigt, von feinen Manieren und lebhaftem Geiste — genau wie heute.

Der würdige *Erasmus* schreibt 1499 aus England an einen dichterischen Freund in Italien — da war er freilich erst 32 Jahre alt:

Digitized by Google

„Hier sind Mädchen mit Engelsgesichtern, so freundlich und liebenswürdig, daß Du sie allen Deinen Musen weit vorziehen würdest. Außerdem herrscht hier eine Sitte, die niemals genug empfohlen werden kann. Wohin Du auch kommen magst, wirst Du von allen mit einem Kuß[12]) empfangen; wenn Du Abschied nimmst, wirst Du von allen mit Küssen entlassen; Du kommst wieder, das Küssen wiederholt sich. Sie kommen zu Dir zu Besuch, wieder Küsse; sie gehen von Dir, Du küssest sie alle nach der Reihe. Solltest Du ihnen irgendwo begegnen, Küsse die Hülle und Fülle; kurz, wo Du Dich auch bewegen magst, nichts als Küsse." Man müßte erst selbst zum Puritaner werden, um diese liebenswürdige Sitte, die doch auch in Deutschland und Holland herrschte, zu verfluchen. Vor dem Tanz mußte der Herr seine Dame küssen. „Mein liebes Herz", sagt Heinrich VIII., als er Anne Bullen bei dem Kardinal Wolsey zum Tanz auffordert,

Unziemlich wär's, zum Tanz Euch aufzuführen
Und nicht zu küssen.

Und Romeo und Julia küssen sich bei ihrer ersten Begegnung im Tanzsaal, wo jedermann sie sehen kann. Als der spanische Abgesandte am 18. August 1604 sich in Whitehall vorstellt, küßt er der Königin Anna die Hand und bittet dann um die Erlaubnis, ihre Ehrenfräulein, zwanzig an der Zahl, „nach der Sitte des Landes" zu begrüßen; denn er weiß, daß ihre Nichtbefolgung eine Verletzung des Anstandes sein würde. Die Königin erteilt ihm die Erlaubnis, und er küßt sie alle.

Freilich, wenn die Sitten überhaupt sehr frei waren, so mochten die Puritaner recht haben, wenn sie sagten, daß dieses 'slabbering' (Schlabbern), wie sie's schimpfen, Gefahren in sich geschlossen habe. Und über diese Freiheit der Sitten herrscht überall auch nur eine Stimme, wie das von verschiedenen Seiten zitierte Diktum beweist: „England ist das Paradies der verheirateten Frauen." Der Holländer Meteren,[13]) der sich als Konsul von 1583 bis 1612 in London aufgehalten hat, schildert ihre soziale Stellung. Obgleich die Frauen vollständig in der Gewalt der Männer stehen, sagt er, haben sie hier doch größere Freiheiten als in allen andern Ländern. Sie haben die Leitung des Haushaltes, wie in Holland und Deutschland; aber sie kümmern sich darum sehr wenig, sondern überlassen die Arbeit den Dienstboten. Sie machen

[12]) Ueber die Sitte des Küssens fremder Männer s. besonders Rye, 260 f

[13]) Meteren über englische Frauen in seiner Nederlandtsche Historie (Ausgabe 1614) bei Rye, 72 f.

Digitized by Google

sich das Leben sehr bequem — andere Schilderer brauchen für diese Neigung einen ganz unparlamentarischen Ausdruck; und da ihnen in Gesellschaft große Ehre erwiesen wird, so ziehen sie das gesellschaftliche Leben dem häuslichen vor: sie gehen spazieren in den Straßen ohne Mantel, Haube oder Schleier, plaudern mit ihren Nachbarn, besuchen ihre Freundinnen zu festlichen Gelegenheiten und empfangen deren Besuche, reiten aus — die Kutschen, welche die reichen City-Damen jetzt auch begehren, hat Meteren vergessen —, spielen besonders gern Karten und, damit doch nur alles so sei wie heute, verwenden viel Zeit auf ihren Putz. Anstatt ihren Männern im Geschäft zu helfen, sitzen sie vor den Ladentüren in ihren schönen Kleidern, um die Passanten sich anzusehen und von ihnen gesehen zu werden.

„Anständige (respectable) und hübsche Damen besuchen auch allein die Theater, treten unbefangen ein und setzen sich ohne das geringste Bedenken unter die Männer." Das gilt nicht bloß von den feineren private theatres (Saaltheatern), sondern auch von public theatres, in denen eine schreiend geputzte Weiblichkeit untersten Ranges eine bedeutende und mitunter sogar sensationelle Rolle spielte. Denn die kleine Szene, welche der italienische Kaplan Busino[14]) in seinem Buche über England schildert, ging (in den Jahren 1617—1618) im Fortune Theatre vor sich, welches der bekannte Theaterunternehmer Henslowe im Norden, außerhalb des Cripplegate, erbauen ließ, bald nachdem Shakspere und seine Gesellen 1599 ihr 'Theatre' eigenhändig abgerissen hatten. Busino war an einem gewissen Tage sehr traurig, und darum führte ihn sein Herr, der venetianische Gesandte Contarini, ins Theater, wo er es, um ihn zu trösten, so einrichtete, daß er unter einer Schar junger Damen zu sitzen kam. Leider verstand der Kaplan kein Englisch, und so machten nur die kostbaren Kostüme der Schauspieler, der Gesang und Tanz, d. h. die jigs, auf der Bühne und die Instrumentalmusik auf ihn Eindruck; das höchste Interesse freilich erregte ihm die Menge von adligen Herren, die in ihren glänzenden Anzügen würdig wie die Fürsten dasaßen. Da kam

---

[14]) Des Venetianers Busino Erlebnisse in England (1617—18) sind dargestellt in seinem Buche Anglipotrida das Rawdon Brown übersetzt, aber nicht veröffentlicht hat. Was Turnivall in seiner Ausgabe von Harrison (II, 50* ff.) aus der Manuskript-Uebersetzung abdruckt, ist einem Auszuge entnommen, welchen James Ford in der Quarterly Review (Oktober 1857) veröffentlicht hat. Das italienische Original-Manuskript befindet sich in der Bibliothek von St. Marcus in Venedig.

Digitized by Google

plötzlich eine sehr elegante Dame in einer Maske und setzte sich neben ihn. Sie fragte ihn nach seiner Adresse auf Englisch und Französisch — ohne Zweifel ein Zeichen höherer Bildung und höheren Standes —, und da er beide Sprachen nicht verstand, begann sie, sich drei Handschuhe nacheinander von der Hand zu ziehen und zeigte ihm einige schöne Diamanten auf ihren Fingern, wohl „um ihn zu ehren", wie er meint. Wenn er aber dieser liebenswürdigen Dame auch geistig nicht näher treten konnte, so hat er sie doch äußerlich eingehend studiert; er beschreibt ihre Toilette folgendermaßen: „Ihre Taille war von gelber Seide, reich gestickt, ihr Unterkleid von gestreiftem Goldstoff, ihr Oberkleid von rotem Samt, gefüttert mit gelbem Musselin, der mit breiten Goldlitzen besetzt war. Sie trug eine Schürze von mannigfach gemusterten Spitzen; ihr Kopfputz war stark parfümiert, und der Kragen von weißem Atlas unter einer zierlich gearbeiteten Halskrause fiel mir als außerordentlich hübsch auf."

Diese harmlose Szene gibt immerhin eine Vorstellung von der Freiheit, welche die Frauen im Verkehr mit dem männlichen Geschlecht sich gestatteten. Und wir werden dem Puritaner Gosson[15]) wohl glauben müssen, wenn er schildert, wie so ein junger Fant erst ins Parterre geht, um die Logen zu mustern, und sobald er eine Schöne erblickt, hinaufeilt und neben ihr Platz nimmt; wie sich nun im Theater eine Liebelei entwickelt, die außerhalb des Theaters fortgesetzt wird, wie er sie nach Hause begleitet, und schließlich dort oder in einer für unsaubere Zwecke ausersehenen Taverne an das erstrebte Ziel kommt. Stubbes stellt die gleichen entsittlichenden Wirkungen des Theaterbesuches der Frauen fest, erweitert aber seine Darstellung der herrschenden Unsittlichkeit noch um ein Bedeutendes und wird darin von dem Zeugnis des zuverlässigen Harrison und anderer unterstützt. Die behäbigen City-Bürger hatten vielfach ihre Gärten außerhalb der Stadt mit schattigen Lauben und Gartenhäusern, und hier hielten ihre Frauen ihre Stelldichein ab, indem sie einen Gang auf den Markt oder zu einer Freundin vorschützten. Ja schöne Frauen werden von Männern, deren Geschäfte an Kundschaftsmangel litten, vielfach als Lockmittel benutzt und müssen zu diesem Zwecke, mit ihren schönsten Kleidern angetan, vor den Läden auf dem

[15]) Ueber die Unsittlichkeit der Weiber handelt Gosson in seinem Playes Confuted (1580) und in der Schoole of Abuse; Stubbes in seiner Anatomy of the Abuses in England (Ausgabe von Furnivall) p. 87 f, 90 ff. (das ganze Kapitel über The horrible vice of Whordom), 144; Furnivall in seinen Bermerkungen zu dieser Stelle (pp. 274—284, 302), und Harrington I, 225 f.

Digitized by Google

Bürgersteige sitzen und so zu dem Verdienste der Männer beitragen. Dann gibt es wieder eine große Anzahl von Frauen, die gesellschaftlich glänzend auftreten und kostbar geschmückt gehen auf Kosten ihrer reichen Liebhaber, ohne daß ihre Männer eine Ahnung von dem unsauberen Ursprunge ihrer Mittel haben. Kommen dann die Männer dahinter und werden sie wild, dann mögen sie sich nur in acht nehmen, daß sie nicht nach irgend einer Mahlzeit sterben oder in einer dunklen Straße erdolcht werden.[16]) Das scheint fast wie eine Uebertreibung; aber wenn man die Gefahr bedenkt, in welcher entdeckte Ehebrecherinnen damals schwebten, so werden wir kaum glauben können, daß der Puritaner Stubbes in diesem Falle zu schwarz gesehen habe. Die Strafe an sich — das Untertauchen des Liebespaares in der Themse oder das Bußestehen im weißen Laken in St. Pauls oder auf einem Markte — war zu ertragen; was aber darauf folgte, die lebenslange moralische Vernichtung, war furchtbar.

In diesen Fällen wird also die Sünde gegen das sechste Gebot weniger durch die Schwäche des Fleisches als durch die allgemein herrschende Putz- und Verschwendungssucht verursacht, und auch in diesem Laster ging Elisabeth ihrer Zeit voran: ihre Putzsucht war noch größer als ihr Geiz. Das oben beschriebene Kostüm für den Kirchgang ist zwar sicher eins von den einfacheren; wenn wir aber die zahlreichen Gemälde betrachten, die sie bei festlichen Gelegenheiten zeigen, z. B. das des Hochzeitszuges von Lord Herbert und Miß Anne Russell, wo sie von sechs Peers in einer offenen Sänfte getragen wird,[17]) wenn wir lesen, daß sie bei ihrem Tode 1000 — andre sagen 2000 — Kostüme hinterließ, welche zu kostbar waren, als daß sie an Hofdienerinnen hätten verschenkt werden können, so erhalten wir eine Ahnung von den Unsummen, die sie für ihre Toilette verschwendet haben muß.

Wie in der Kleidung, so herrschte der Luxus auch in den übrigen Lebensbedürfnissen. Es ist auch für einen Fürsten eine maßlose Verschwendung, wenn er sich für jede Mittagsmahlzeit 24 verschiedene

[16]) Ueber Gattenmord in Ehebruchsfällen s. Stubbes I, 101, und vergl. das Drama Arden of Feversham, Marlowes Edward II. und Hamlet; über die Bestrafung des Ehebruches s. Stubbes I, 98. — Es ist ebenso interessant wie auffallend, daß die Verfasser der heutigen englischen Gesellschaftromane stehend dieselbe Art von Verhältnissen vorführen, in denen eine unbegüterte Frau der höheren Stände den Luxus, welchen das gesellschaftliche Leben verlangt, heimlich von einem Liebhaber bestreiten läßt.

[17]) S. den Stich im Beginn des I. Bandes von Stubbes. Es ist vielfach wiedergegeben. Das Original-Oelbild gehört Lord Ilchester.

Digitized by Google

Gerichte zur Auswahl bereiten läßt. Jakob verlangte nur 12, aß dafür aber auch von jedem Gericht. Und so wird von einheimischen Quellen und ausländischen Besuchern berichtet, daß in einem wohlhabenden Haushalte zwei oder drei Gänge serviert werden, von denen jeder aus einer Reihe von verschiedenen Gerichten besteht, und daß den Beschluß ein reichhaltiger Nachtisch von süßen Speisen und feinstem Konfekt machte — bei Shakspere und den andern Dramatikern heißt er Banquet und wird zusammen mit den erlesensten Weinen in einem andern Gemach als dem Speisesaal aufgetragen. Und wie in dieser Zeit die Extreme immer beisammenwohnen, so gehen neben dieser raffinierten Schwelgerei die rohesten Tafelsitten einher, die man bei Stubbes (I, 107) oder bei Harrison (I, LXVII) nachlesen mag.

Sehr auffallend ist die orientalische Verkehrsform, deren sich auch die höchstgestellten Untertanen der Königin gegenüber bedienen mußten: sie durften nur kniend mit ihr sprechen. Man kann zu ihrer Entschuldigung sagen, daß diese Form auch am Hofe ihres despotischen Vaters herrschte; daß sie aber ebenfalls eine solche Form, welche selbst ihr gewiß nicht herablassender Nachfolger für zu entwürdigend hielt und darum abschaffte, den vielen bedeutenden Männern, die während ihrer Regierungszeit England reich und mächtig machten, auferlegte, ist für ihre wahre Gesinnung ihren Untertanen gegenüber ein fatal kennzeichnender Zug. Es wirkt in der Tat empörend, wenn wir hören, daß die, welche ihre Mahlzeit auftrugen, dreimal das Zeichen der Anbetung machen mußten — man weiß gar nicht, wovor: vor dem Tisch, dem die hohe Ehre zuteil wurde, die Speisen zu tragen, welche die Königin essen würde? oder vor den Speisen, denen das ausgesuchte Los beschieden war, dem königlichen Körper einverleibt zu werden?

Jedenfalls lag hierin eine brutale Auffassung ihres Verhältnisses zu ihren Untertanen, die durch Freundlichkeit zu Zeiten, wo sie guter Laune war, nicht ausgeglichen werden konnte. Denken wir dann an die unmenschliche und vom Rechtsstandpunkt unerhörte Behandlung, die sie der gehaßten Maria Stuart zuteil werden ließ, an die Ermordung dieser Königin; denken wir an ihr Verfahren dem älteren Walter Essex gegenüber, dessen aufopfernde kriegerische Dienste in Irland sie mit seinem materiellen Ruin belohnte, an die mitleidslose Quälerei, mit der sie dessen einst von ihr vergötterten Sohn zum Aufstande und ins Verderben trieb; denken wir an die vielen rücksichtslos harten, ja grausamen Handlungen, mit denen sie treue Diener, wenn sie ihren Zorn gereizt hatten, verfolgte, an die körperlichen Züchtigungen, die

Digitized by Google

sie als Frau und Königin an ihre Hofdamen und unteren Bedienſteten reichlich austeilte — was bleibt dann von der „good Queen Bess“ übrig? — Dann wird ſelbſt die eine vielgerühmte Tugend, die freundliche Leutſeligkeit, die ſie ihrem Volke zeigte, wo ſie von vielen geſehen werden konnte, zum bewußten Spiel, zu einer Politik, die ſie bei dem keineswegs feſten Stande ihres Thrones und unter den gefahrvollen Konjunkturen ihres durch die tiefgehendſten religiöſen Kämpfe aufgewühlten Zeitalters zu verfolgen für nützlich fand. So wird denn das Gemälde dieſer Königin, das Schiller aus ſeinen armſeligen Quellen mit der Intuition des Genies aufgebaut hat, in jedem Zuge beſtätigt.

Digitized by Google

Ermattungsstrategie zur See im 17. und 18. Jahrhundert.

Von

Paul Gerber.

„Das Ziel der Kriegführung ist die Vernichtung der Streitmacht des Feindes, ihr vornehmstes Mittel die Schlacht." Dieser Satz gilt mit Recht als die Grundlage aller heutigen Strategie. Er ist aber eigentlich ein Auszug aus folgender längeren Ueberlegung: „Ziel der Kriegführung ist, den Gegner zu unserm Willen zu zwingen; dies geschieht, indem wir ihn der Macht berauben, sich zu widersetzen, und das erreichen wir, indem wir seine Streitmacht vernichten." Nun gibt es aber noch andere Mittel, unsern Zweck zu erreichen: wir können entweder einfach nehmen, was wir haben wollen, und seinen Besitz dann verteidigen, oder wir können den Angegriffenen so zu schädigen suchen, daß er uns lieber in einem verhältnismäßig geringfügigen Punkte zu Willen ist, als sich noch größeren Schaden zufügen läßt. In der Tat wissen wir, daß jener zuerst erwähnte Grundsatz nicht immer gegolten hat, daß man nicht immer unter allen Umständen darauf ausgegangen ist, den Gegner durch Entscheidungsschlachten zu vernichten. Es hat vielmehr Zeiten gegeben, in denen man sich damit begnügte, den Gegner zur Ermattung zu bringen — wenn's sein mußte, unter anderm durch Schläge. Die mannigfachen historischen Formen der Strategie gliedern sich also in zwei Hauptklassen, die man als die Vernichtungs- und die Ermattungsstrategie bezeichnen kann. Uns dies gelehrt und es im heftigen Streit der Meinungen verfochten zu haben, ist eins der wichtigsten Verdienste Delbrücks um die Kriegsgeschichte.[1])

[1]) Wenn ich hier und noch öfter Dinge zur Sprache bringe, die allen Verehrern Delbrückscher Kriegsgeschichte bekannt sind, so bitte ich mir zu gute zu halten, daß es entweder solche sind, die nicht oft genug klargelegt werden können, oder solche, die in dem neuen Rahmen der Seekriegsgeschichte auch neues Licht erhalten.

Digitized by Google

Daß die Kriegführung früherer Zeiten nicht immer mit jenem obersten Grundsatz heutiger Strategie zu vereinbaren war, hatte man natürlich schon vor Delbrück bemerkt. Man betrachtete das aber dann von weniger historischem als fachmännischem Standpunkt als fehlerhafte Abweichungen[2]) und meinte, daß die jetzige Strategie immer hätte angewendet werden können und müssen. Man wies auf die von Clausewitz geprägten Gleichnisse hin: Die Schlacht ist das höchste Gericht für den Rechtsstreit der Völker im Kriege; wenn einer von den Gegnern ihre Entscheidung anruft, so muß ihm der andere darin folgen. Sie ist die beste Waffe; wer im Kriege durch Manöver statt durch Schlachten seinen Zweck zu erreichen sucht, der hat nur ein elendes Rappier und muß gewärtig sein, daß ihm der Gegner mit dem scharfen Schwerte der Schlachtentscheidung entgegentritt. Er ist Schleichwege gegangen und sieht sich darauf ertappt. — In der Tat sind diese Gleichnisse höchst treffend, man muß sie nur richtig anzuwenden wissen: Wenn es nun sicher ist, daß die Gegenpartei den höchsten Gerichtshof nicht anruft? oder wenn er nun keiner Partei Recht geben kann? Wenn nun keiner ein Schwert hat oder keiner es schwingen kann? Wenn nun beide Parteien Schleichwege gehen? Tatsächlich ist das in der Weltgeschichte immer wieder vorgekommen, und der Historiker muß nach den Gründen dieser Erscheinung forschen; denn er soll zwar nicht alles zu entschuldigen, aber doch alles zu verstehen suchen. — Auch darin ist uns Delbrück vorangegangen, und wir, seine Schüler, sind ihm darin gefolgt, die einzelnen Kriege und Feldzüge daraufhin zu untersuchen, welche Ursachen der in ihnen befolgten Strategie zugrunde lagen.

Man darf auf die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte durch die Schlacht nur verzichten, wenn man sicher ist, daß sich auch der Gegner solche Beschränkung auferlegt. Man kann aber dessen nur sicher sein, wenn es dem Gegner seinerseits unmöglich ist, auf die Entscheidungsschlacht auszugehen. Dies muß der Fall gewesen sein, wenn ganze Zeitalter und große Feldherren bei der Ermattungsstrategie blieben. In der Tat muß man, um den Krieg auf die Vernichtung des Feindes anzulegen, angreifen. Der Angriff aber bringt besondere Gefahren, und wenn der Unterschied zwischen zwei Gegnern nicht zu groß ist, wird er durch die Nachteile des Angriffs soweit verringert werden, daß keiner den andern niederzwingen kann. Alle Umstände also, welche die Ge-

---

[2]) Außer wenn's sich um anerkannt große Feldherren handelte: dann drückte man beide Augen zu.

Digitized by Google

fahren des Angriffs steigern und die Macht des Angreifers herabsetzen, wirken auf die Befolgung der Ermattungsstrategie hin. Sie bestehen in quantitativen und qualitativen Mängeln der Streitkräfte, liegen also etwa vor, wenn bei nicht zu großer Uebermacht die angreifende Partei aus mehreren, nicht ganz einigen Verbündeten besteht, oder wenn ziemlich gleich große Landmacht und Seemacht miteinander ringen, oder wenn die taktische Ausbildung der Truppen nicht ausreicht.

Ganz besondere Schwierigkeiten hatte nun der Angriff zur Zeit der Segelkriegsschiffe.[3]) Man hat gesagt: „Nicht Schiffe kämpfen, sondern Menschen!" Diesem scheinbar selbstverständlichen Wort muß hier ein ebenso scheinbar selbstverständliches entgegengestellt werden: „Allerdings kämpfen auch im Seekrieg Menschen, aber auf Schiffen; und sie kämpfen mit bestimmten Waffen und sind auch von ihnen abhängig!" Die Vervollkommnung der Schiffe und Geschütze und die Vervollkommnung ihrer Handhabung sind von entscheidendem Einfluß auf die Entwicklung der Taktik und durch sie auf die Strategie gewesen.

Bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts lag die Segelschiffskriegskunst noch sehr im Argen. Man sammelte zur Schlacht möglichst viel Schiffe und nahm dazu auch Kauffahrer, deren Geschützbewaffnung und Bemannung man verstärkt hatte. Es gab keine Kriegsschiffe, die durch ihren Bau den andern allzusehr überlegen gewesen wären. Schiffe der verschiedensten Größe mit der verschiedensten Schwere der Bestückung traten in den Kampf ein. So kamen Flotten von 100 und mehr Schiffen ins Gefecht. Aber natürlich konnten solche Massen nicht einheitlich geführt werden. Man teilte sie daher gewöhnlich in drei oder vier Geschwader, die in der Schlacht voneinander ganz unabhängig waren. Aber auch jeder dieser einzelnen Teile ließ sich kaum notdürftig regieren. Es gab nur sehr wenig Signale, und in dem unordentlichen Gewirr der damaligen Schlachten hätten sie auch wenig Zweck gehabt. Allerdings kam diese Unordnung zum Teil eben von dem Mangel an Signalen. Aber nur zum Teil: sie kam vor allem von der Menge und von der außerordentlich großen Verschiedenheit der Schiffe. Es wäre ein vergebliches Bemühen gewesen, kleine Schiffe mit 30 leichten und große mit 80 zum Teil schweren Geschützen in einheitlicher Ordnung an den Feind bringen zu wollen. So kam es meist sehr schnell zu einem Nahkampf, der aus lauter Einzelkämpfen von Schiff gegen Schiff bestand; Geschütz-

---

[3]) Natürlich handelt es sich nur um besondere Formen allgemeinerer Probleme: Vereinigung von Feuer und Bewegung und Erhaltung der Ordnung beim Angriff.

Digitized by Google

kampf und Enterung spielten fast die gleiche Rolle;[4]) in dem Durcheinander von Freund und Feind war eine oberste Leitung unmöglich, über das allerpersönlichste Eingreifen hinaus konnte der Admiral nur durch sein Beispiel wirken. Der Zufall oder vielmehr der rasch zugreifende Mut, der ihn benutzte, brachte wichtige Entscheidungen, im ganzen siegte die größere Tapferkeit oder bei gleicher Güte der Seemannschaft die größere Menge. Diese Seehelden kämpften noch wie die Ritter des Mittelalters.

So war es bis zu den drei englisch-holländischen Kriegen; diese brachten den Umschwung. Es entstand das Kriegsschiff, das eigens für den Kampf besonders stark gebaut wurde. Seine Wände waren durch die Dicke und Festigkeit des Holzes für die damaligen Geschütze fast undurchdringlich, und dadurch stand es fast so hoch über den Handelsschiffen, wie heute gepanzerte über ungeschützten Schiffen stehen. Man konnte also keine Kauffahrer mehr in die Flotten einstellen, und diese wurden dadurch einheitlicher. Sie wurden es überhaupt, denn auch in der Bewaffnung verringerten sich die Unterschiede, wenn auch noch lange Zeit einzelne 50 Kanonen-Schiffe neben solchen von 80, 100 und mehr Geschützen verwendet wurden. Es wurde aber auch die Zahl der Kampfeinheiten geringer, da ja jede einzelne jetzt größeren Wert besaß. Mit der Kriegsmarine von Beruf konnte man die in der Schlacht nötigen Manöver einüben; das Signalwesen erfuhr nun selbstverständlich weitere Ausbildung. Kurz, es erfüllten sich alle Vorbedingungen für die geordnete Führung der Segelschiffe im Kampfe.

Schon seit längerer Zeit waren die Geschütze fast ausschließlich auf den Breitseiten und in mehreren Batterien übereinander aufgestellt. Die Dicke der Wände und die Schmalheit der Geschützpforten verhinderten fast jede Seitenrichtung. Bug und Heck waren also unbewehrt und dazu noch besonders empfindlich, da Schüsse, die das Schiff der Länge nach bestrichen, natürlich mehr Unheil anrichteten als quergehende. Das Heck, das zum großen Teil aus Fenstern bestand, war der schwächste Teil des Schiffsrumpfes. Beim Fechten Schiff gegen Schiff drehte man dem Gegner also möglichst die Breitseite zu, und für eine Flotte ergab sich als beste Schlachtordnung die Kiellinie. In dieser — ein Schiff hinter dem andern — konnten alle dem Feinde die stark bewehrte Breitseite zukehren und deckten sich gegenseitig Bug und Heck, und nur die Enden waren, wie bei jeder Schlachtordnung, schwach; doch auch sie

[4]) Die zweifelhafte Rolle der Brander, die der der Elefanten im Altertum zu vergleichen ist, kann hier unerörtert bleiben.

Digitized by Google

konnten durch entsprechende Bewegungen geschützt werden.[5]) Eine Flotte in festgeschlossener Kiellinie war eine einzige schwimmende Festung, die Hunderte von Geschützen spielen lassen konnte.

Die Schwierigkeit war nun, seine Linie an die feindliche heranzubringen, und diese schwierige Aufgabe fiel dem Angreifer zu. Daß sich zwei Flotten auf genau entgegengesetzten Kursen begegneten und dicht aneinander vorbei fuhren, ohne daß einer erst eine Bewegung zur Seite hätte machen müssen, ist nicht vorgekommen; dem ließ sich zu leicht vorbeugen. Der Angreifer mußte also entweder mit der ganzen Linie oder mit den einzelnen Geschwadern oder mit den einzelnen Schiffen schwenken, um an den Feind heranzukommen. Auf alle Fälle war das bei dem damaligen Stande der Segelkunst und der Kunst, in geschlossenem Verbande zu manövrieren, mit schweren Nachteilen verbunden. Wollte er wirklichen Kampf, so mußte er mindestens auf halbe Kanonenschußweite, besser noch näher, ja bis auf Pistolenschußweite an den Gegner heranfahren, ehe er sich neben ihn legte. Aber schon lange vorher konnte er von den Geschützen des Feindes erreicht werden, wenn sie auch den Rumpf der Schiffe wenig verletzen konnten. Und während dieser ganzen Zeit konnte dies Feuer nicht erwidert werden, da man ja dem Feinde mehr oder weniger den Bug zukehrte. Die Angegriffenen, die sich meist wohlweislich in der Verteidigung hielten, schossen aber mit Vorliebe nach Masten, Segeln und Takelwerk.[6]) So erlitt man gleich von vornherein empfindliche Verluste an Segelwerk und Mannschaften. Man mußte während des Gefechts die Schäden ausbessern oder andere Segel setzen, und die dazu nötigen Mannschaften wurden der Geschützbedienung entzogen, wo sie doch so dringend nötig waren. Einzelne Schiffe erlitten auch gleich so schwere Schäden, daß sie sich nicht mehr schnell und gewandt bewegen konnten. — Gerade dies aber war nötig, um das schwierige Manöver der Annäherung der Linie an den Feind zustande zu bringen. Das war schon mit lauter unbeschädigten Schiffen schwierig genug. Wenn nun gar einige lahmgeschossen waren, so störten sie die ganze Linie.

Bei jedem Angriff riß mehr oder weniger schwere Unordnung ein,

---

[5]) Die Spitze z. B. durch Abbiegen von der ursprünglichen Richtung und zur Spitze konnte man das Schwanzende durch gleichzeitiges Kehrt aller Schiffe machen. Natürlich gelang das nur bei entsprechendem Winde, und manchmal konnte der Feind es hindern; er mußte dazu allerdings erheblich schneller sein.

[6]) So machten es die Holländer und die Franzosen, bezeichnenderweise mit Ausnahme des kühnen Draufgängers Suffren.

Digitized by Google

und das war höchst nachteilig. Es kamen Schiffe (1) zu nahe aneinander, andre (2) zu weit auseinander, und (3) die Linie blieb nicht gerade. — (3) Wenn die Linie nicht gerade war, einige Schiffe also zu weit vom Feinde entfernt lagen, so waren Bug und Heck mancher Schiffe nicht durch Vorder- oder Hintermann geschützt, schräg vor- oder achteraus liegende Feinde, die keinen Angreifer dicht genug neben sich hatten, konnten, wenn sie sich ein wenig drehten, ihr Feuer ebenfalls gegen sie richten; und zwei oder gar drei Schiffe gegen eins, das war eine erdrückende Uebermacht. — (1) Wer beim Anmarsch seinem Nachbar zu nahe gekommen war und keinen Platz mehr in der Linie gefunden hatte, lag unnütz nebenbei. Er wurde durch befreundete Schiffe am Feuer gehindert, bekam aber seinerseits genug Treffer, die über die andern Schiffe weggegangen waren. Dabei konnten nun die Feinde ihre Zahl besser ausnützen, indem sie wieder das Feuer von mehreren Schiffen, die dicht hintereinander lagen oder nacheinander vorbeifuhren, auf ein Schiff vereinigten. — (2) Vollends Lücken in der Linie boten dem Feinde mannigfaltige Vorteile. Er konnte die an solche Lücken grenzenden Schiffe mit Uebermacht und in Bug und Heck beschießen, er konnte mit einem Teil hindurchfahren, dabei die einzelnen Schiffe und die ganze Linie der Länge nach bestreichen und sie nachher zwischen zwei Feuer nehmen, oder er konnte einen Teil der zerrissenen Linie von dem andern getrennt halten und mit Uebermacht über ihn herfallen, während er den anderen mit ein paar Schiffen im Ferngefecht hinhielt. — Alle diese Fehler ließen sich entweder gar nicht oder nur unter Zeitverlust wieder gut machen. Wenn ein Schiff die Richtung nicht innegehalten hatte und zu weit vom Feinde ablag, so fand es oft nicht genug Spielraum, um noch nachträglich auf seinen richtigen Platz zu kommen, und noch weniger konnten Schiffe, die zu nahe am Feinde waren, wieder weiter abkommen. Schiffe, die überhaupt neben der eigenen Linie lagen, konnten nur am Ende der Aufstellung eingreifen, und Lücken ließen sich nicht so ohne weiteres schließen. Nur wenn sie nicht zu groß waren,[7]) konnte das vordere Schiff dies bewerkstelligen. Es mußte die Segel back brassen, d. h. so stellen, daß der Wind sie von vorn traf und das Schiff in seiner Fahrt hemmte oder es wohl gar ein Stückchen zurückschob. Das hintere Schiff mußte erst mehr Segel setzen, um das vordere einzuhohlen; und in beiden Fällen konnte es kommen, daß nur eine neue

[7]) Bei den Engländern wurde verlangt, daß der Abstand zwischen den Schiffen in der Regel eine halbe Kabellänge betrüge, also etwa 100 m, die Franzosen ließen eine ganze Kabellänge Zwischenraum.

Digitized by Google

Lücke an anderer Stelle dafür entstand. Oft schließlich mangelte es überhaupt an genügendem Wind, um die nötigen Manöver zu machen.[8])

Der geringste Nachteil also, den man hinnehmen mußte, wenn man solche Fehler wieder gut machen wollte, war, daß ein Teil der Flotte eine Zeitlang nicht in den Kampf eingreifen konnte. Dies trat aber außerdem sowieso schon meist in viel größerem Maßstabe ein. Regelmäßig kam zuerst nur ein Teil der Flotte ins Gefecht, meist die Spitze oder das Flaggschiff des Oberbefehlshabers und seine nächste Umgebung. Oft genug aber kamen die andern infolge von Ungeschick der Unterführer oder infolge Mißverstehens der Signale oder der Absichten des Admirals, oder gar aus Mangel an gutem Willen überhaupt nicht in den Nahkampf. Ein solcher Angriff, der nicht gleichzeitig oder überhaupt nicht mit ganzer Kraft einsetzte, konnte von vornherein als gescheitert gelten.[9])

Nicht immer ist es so schlimm gekommen. Aber mehrere der oben aufgezählten Mißstände sind stets aufgetreten. Wenn der Angreifer mit der ganzen Flotte oder mit einzelnen Geschwadern in Linie blieb, so machte sich besonders die zuletzt erwähnte Zersplitterung geltend. Wenn dagegen schiffsweise zum Angriff abgehalten wurde, so riß besonders leicht Unordnung ein. Dies letztere Manöver, bei dem also aus der Kiellinie in die Dwarslinie oder Staffel und dann wieder in die Kiellinie übergegangen werden mußte, war besonders schwierig und ist, wie es scheint, erst um 1756 eingeführt worden.[10]) Es ist daher

---

[8]) So war es in den Schlachten im Antillenmeer, so lange die Schiffe im Windschatten der Inseln waren. Auch geschieht es nach einer Beobachtung, die schon Hoste in seiner Tactique navale (1697) benutzt, daß mäßiger Wind infolge des Kanonendonners ganz einschläft. (Corbett, Fighting instructions. Public. of the Navy Record Soc. 29. S. 180.)

[9]) Die vielen Fälle, in denen dies geschehen ist, können hier nicht alle angeführt werden. Nur zwei bemerkenswerte seien herausgegriffen. Matthews konnte bei Toulon seine Kapitäne nicht dazu bewegen, zum Nahkampf an den Feind heranzugehen. Um sie durch sein Beispiel fortzureißen, tat er es wenigstens selbst, wurde aber fast vollständig im Stich gelassen und — nachher vom Kriegsgericht bestraft, weil er „die Linie gebrochen" hätte. 1756 ging Byng, um die Linie nicht zu brechen, nicht in den Nahkampf und — wurde hingerichtet, weil er die Feinde nicht mit allen Mitteln verhindert hatte, Minorca zu nehmen. — Beide Admirale hatten aber augenscheinlich kein geeignetes Signal zur Verfügung, sie mußten Nahkampf befehlen und zugleich das Zeichen für die Linie wehen lassen, und beides widersprach sich. Erst nach jener Schlacht bei Minorca scheint das nötige neue Signal und Manöver eingeführt worden zu sein. Vgl. folg. Anm.

[10]) Corbett bringt es mit den Mängeln zusammen, die sich 1744 bei Toulon

Digitized by Google

begreiflich, daß man die Schwierigkeiten, die es mit sich brachte, erst sehr allmählich überwinden lernte. Als man es schließlich zu einer besonders wirkungsvollen Art des Angriffs ausgebildet hatte, war überhaupt eine neue Zeit der Taktik und Strategie angebrochen.[11])

Auch bei dem Verteidiger kamen wohl mal Unordnung und Zersplitterung vor. Aber wenn es auch schwierig war, die geschlossene Kiellinie innezuhalten, viel, viel schwieriger war es doch, sie an den Gegner heranzubewegen, und dies fiel ja dem Angreifer zu. Die Verteidigung war dem Angriff so offenkundig und so entschieden überlegen, daß, wer sich schwächer fühlte, gewöhnlich einfach in der Verteidigung blieb. Man tat dies mit großer Seelenruhe, wie sich aus folgendem ergibt: Ehe die Lineartaktik zur See ausgebildet war, ging der Schlacht gewöhnlich ein Kampf (durch Manöver) um die Luvstellung vorher. Wer nämlich die Luvstellung innehatte, d. h. also, von wem der Wind nach dem Gegner hin wehte, der konnte jederzeit, mehr oder weniger *mit* dem Winde segelnd, den andern (der in Lee war) angreifen, aber von ihm nicht angegriffen werden. Sobald nun die Lineartaktik durchgeführt war, kam es immer häufiger vor, daß der Schwächere in der Leestellung blieb, in der er zwar *auch* bis zu einem gewissen Grade dem Angriff des andern ausweichen konnte, aber doch lange nicht so sicher war, wie in Luv. Man beschoß schon aus großer Entfernung die Masten und Segel des Gegners, ohne daß er das Feuer erwidern konnte, und war sicher, daß er in voller Unordnung ankommen würde. Ja, wenn man nicht gerade eine Leeküste im Rücken hatte, so häufte man die Wirkung dieser Verteidigung, indem man immer wieder nach Lee auswich, ehe der Angreifer zum Nahgefecht kommen konnte. Und kein geringerer als der große Schlachtenheld De Ruyter scheint ja dies Verfahren zuerst angewendet zu haben. Noch bezeichnender ist, daß man es später aufgab und wieder die Luvstellung suchte, sobald der Angriff durch die Anfänge einer neuen Taktik größere Kraft bekommen hatte.[12])

---

und 1756 bei Minorca gezeigt hatten. Fighting Instructions 1530—1816. (Publ. of the Navy Record Soc. 29.) S. 208. Vgl. vor. Anm.

[11]) Es geschah durch Howe erst nach dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg. Man ließ die Schiffe, die in Staffel oder Dwarslinie einmal die Richtung auf die feindliche Linie hatten, in dieser Richtung bleiben, bis sie an mehreren Stellen zugleich hindurchgebrochen waren. Jenseits legten sie sich neben die Feinde und konnten, wenn sie nun in Lee waren, eine Entscheidungsschlacht unter allen Umständen erzwingen.

[12]) Seitdem der britische Admiral Rodney seinen Angriff 1780 darauf angelegt hatte, mit gesamter Kraft über $^2/_3$ des Feindes (Mitte und Nachhut) herzufallen.

Digitized by Google

Freilich lernten in jener späteren Zeit verbesserter Segelkunst schließlich die Angreifer auch von Lee her gegen den Wind an den Feind zu kommen.

Sehr mißlich stand es also mit der Einleitung des Angriffs. Und es gab damals auch keine Vorteile, deren er sich im weiteren Verlaufe des Kampfes hätte bedienen können.[13]) Mit andern Worten: man konnte keine schiefe Schlachtordnung anwenden, man konnte nicht fast die gesamte Kraft auf einen kleineren Teil des Feindes richten. Dies wäre nur auf folgende drei Arten möglich gewesen: Durchbrechen der feindlichen Linie, Flankenangriff, Umfassung (Doublieren). Für alle drei lagen die Verhältnisse aber ungünstig.

Das Durchbrechen war der schwerste Schlag für die davon betroffene Linie. Der Hindurchfahrende konnte nicht nur die nächsten Schiffe, sondern die ganze Linie der Länge nach bestreichen. Er selbst konnte nicht getroffen werden, von seinen Schüssen aber ging keiner fehl, und namentlich die ein Heck treffenden richteten fürchterliche Verheerungen an. Außerdem kam die Linie, die durchbrochen wurde, auch dadurch in die größte Verwirrung, daß ein Teil der Schiffe stoppen mußte, und schließlich konnte der, der den Durchbruch vollzogen hatte, noch seine Freunde von der andern Seite der Feinde her unterstützen, so daß die durchbrochene Linie zwischen zwei Feuer geriet. Der Durchbruch war aber auch für den, der ihn ausführte, äußerst gefährlich. Da seine eigene Linie nie enger geschlossen war als die des Angegriffenen, so drangen immer nur einige Schiffe oder ein einzelnes Geschwader durch, und diese waren in ihrer Vereinzelung in Gefahr, nun ihrerseits mit Uebermacht angegriffen zu werden. Daher gaben bewährte Fachmänner verschiedener Völker[14]) übereinstimmend die Vorschrift, nur in Ausnahmefällen durchzubrechen: nämlich in dem Notfall, daß man an eine Leeküste gedrängt wäre, und in den ausnahmsweise günstigen Fällen, daß in der feindlichen Linie eine besonders große Lücke wäre,

---

[13]) Nur der Vollständigkeit halber sei hier erwähnt, daß auch die Vorteile und Nachteile von Luv und Lee sich wohl ausglichen. Bei frischem Winde wurde zwar in Lee der Pulverdampf lästig, dafür aber konnte man das Deck des Gegners einsehen, da dessen Schiffe nach Lee zu überlagen, und wenn die See höher ging, so mußte er die Pforten seiner untersten schwersten Batterie gerade auf dieser Seite schließen, weil sonst zu viel Wasser eindrang.

[14]) Die Verfasser des „Admiralty Mscr.", das Corbett anzieht (Fighting instructions S. 152 ff in den Anm.), wie der französische Seeheld Tourville durch die Feder Paul Hostes (ebda. 182 ff).

Digitized by Google

oder daß der Feind schon schwere Verluste an Schiffen erlitten hätte. In dem letzteren Fall bleibt die Frage offen, wie denn die schweren Verluste herbeigeführt werden sollen? Der Durchbruch soll in diesem Fall nicht dazu, sondern nur zur Vollendung des Sieges dienen. Es mußten also ganz besondere Verhältnisse vorliegen. Eine große Lücke konnte beim Verteidiger wieder nur unter besondern Umständen entstehen. In diesem wie in dem ersten Falle handelt es sich also nur um einen Durchbruch von Seiten des Verteidigers. Für den Angreifer bietet sich unter den gewöhnlichen Umständen keine Möglichkeit dazu. Und wenn sie sich geboten hätte — hätte er sie benutzen können? Dreierlei Vorsichtsmaßregeln wurden in diesem Falle für das Mindeste gehalten: Der Durchbruch sollte in geschlossener Linie geschehen — das war aber, wie schon oben erwähnt, bei dem Zustand der angreifenden Flotte für diese unmöglich; es sollten alle Segel gesetzt werden, die der Wind erlaubte, und doch die Geschütze genügend bedient werden — eine weitere kaum erfüllbare Forderung; und schließlich, es sollte sogleich nach dem Durchbruch gehalst, d. h. mit dem Winde gedreht werden, so daß man wieder der ursprünglichen Richtung parallel fuhr, denn — und damit kommen wir auf die einfachen Methoden, den Streich zu parieren — die durchbrochene Flotte hätte sonst schiffsweise oder abteilungsweise abhalten, d. h. so drehen können, daß sie mit dem Winde fuhr. Dann war der durchbrechende Feind doch ihren Breitseiten ausgesetzt und womöglich zwischen zwei Feuer genommen. Konnte sie gar selbst halsen, d. h. so weit drehen, daß sie dem ursprünglichen Kurs entgegengesetzt fuhr, so konnte sie die Schiffe, die den Durchbruch vollführt hatten, überhaupt abschneiden. Und so ist es denn auch gekommen, wo überhaupt ein Durchbruch vollzogen worden ist:[15]) die eigene Flotte des hindurchbrechenden wurde getrennt, und die Abteilung, die die Feinde durchbrochen hatte, mußte unter Verlusten oder auf weiten Umwegen den Anschluß an die Hauptmacht wiederzugewinnen suchen. Meistens ist es aber überhaupt bei dem bloßen, vergeblichen Versuch des Durchbruchs geblieben.[16]) Ein erfolgreicher Durchbruch ist erst gelungen, als sich

---

[15]) Abgesehen von den ersten englisch-holländischen Kriegen ist es eigentlich nur bei Beachy Head oder Béveziers (1690) geschehen. Im dritten englisch-holländischen Kriege behaupteten die Franzosen bei Texel (1673) die holländische Vorhut durchbrochen und dadurch den Sieg gewonnen zu haben, während gerade ihr Verhalten dort offenbar die Zersplitterung der verbündeten Flotte herbeigeführt hat.

[16]) Uebrigens war es in diesen Fällen wohl gar nicht auf schiefen Angriff, sondern nur auf die Gewinnung der Luvseite abgesehen.

Digitized by Google

am Ende der hier in Rede stehenden Zeit der große Umschwung in der Taktik und Strategie vorbereitete.[17])

Das „ebenso kühne wie mißliche" Unternehmen, die feindliche Linie zu durchbrechen, war also durch den Stand der Manövrierkunst ausgeschlossen. Doch das Bedürfnis nach irgendeiner überlegenen Form des Angriffs war unabweislich. Man suchte nach einer andern und dachte in England an den Flankenangriff. Die Flanken sind bei der Kiellinie Spitze und Schwanzende. Es galt, eins von beiden möglichst so zu fassen, daß die eigene Linie im rechten Winkel zur feindlichen daran vorbeifuhr, also beide ein T bildeten („to cross the T"). Es ist aber schon einmal darauf hingewiesen worden, daß dem im allgemeinen leicht vorgebeugt werden konnte, indem man umbog.[18]) Es hätte also höchstens fertig gebracht werden können, die Uebermacht (der ganzen Flotte über den Flügel) im laufenden Gefecht anzusetzen. Welche Aussicht aber hatte man, seine Uebermacht wirklich auszunutzen? Es kam darauf an, daß man den Teil angriff, der von den andern am schlechtesten unterstützt werden konnte. Nun wurde aber damals die Schlachtlinie allgemein so „beim Winde" gebildet, daß die Spitze möglichst gegen den Wind zeigte. Griff man nun die letzten Schiffe an, so mußten die andern zwar erst Kehrt machen, um sie zu unterstützen, konnten dann aber, mit günstigem Winde segelnd, sehr schnell aufkommen. Griff man aber die Spitze an, weil sie am meisten luvwärts war, so kamen ja die anderen Schiffe der angegriffenen Flotte ganz von selbst heran. Bei einem solchen Angriff in schiefer Schlachtordnung mußten eben die nicht angegriffenen Teile der feindlichen Flotte „gebunden", d. h. durch Schiffe, die nicht ins Gefecht eintraten, in Schach gehalten oder mit einem Ferngefecht beschäftigt werden. Dies ging aber nicht, ohne die Kiellinie aufzugeben, und dadurch gab man sich Blößen. Nur wo man dies ohne Gefahr tun konnte, hat man das „Binden" zur Sicherung eines solchen konzentrierten Angriffs benutzt. Und dies war nur der Fall, als de Ruyter eine Flotte von Verbündeten sich gegenüber hatte, von denen der eine Teil, die Franzosen, wenig Lust zeigte, den andern, die Engländer, kräftig zu unterstützen. Aber auch abgesehen von der Frage der „Bindung" der übrigen Feinde bot der Angriff auf einen Teil zu große Schwierigkeiten. Man hätte dazu in geschlossenerer Linie fahren müssen als der Gegner, bei den oben auseinandergesetzten Schwie-

[17]) Am 12. 4. 1782 durchbrach und zerstreute Rodney die Franzosen unter de Grasse.

[18]) Anm. 5. — „to cross the T" ist die heutige Benennung.

Digitized by Google

rigkeiten des Anmarsches aber war gerade das Gegenteil zu erwarten.[19]) Zu einer wirklich wirksamen Konzentration konnte man also auf diese Weise nicht gelangen.

Es gab nun allerdings noch eine sehr einfache Art der Vereinigung überlegener Kraft auf einen Punkt. Sie ergab sich namentlich, wenn man mehr Schiffe hatte als der Gegner, ganz von selbst. Man umfaßte das eine Ende des Feindes, indem man einige Schiffe auf seine andere Seite schickte und ihn so zwischen zwei Feuer nahm. Auf dieses „Doublieren" gingen besonders die Franzosen aus. Ja, sie hielten es sogar für möglich, mit einer geringeren Zahl von Schiffen eine größere in dieser Weise zu umfassen. Ein Teil der Ueberzahl sollte dann durch wenige Schiffe beschäftigt werden. Dies schien namentlich deswegen möglich, weil die Franzosen im allgemeinen die größten Schiffe hatten. Mit der Ausführung des ganzen Planes aber haperte es.[20]) Das Kreuzfeuer war eine zweischneidige Waffe, wenn man es im Nahgefecht anwendete, denn es war nicht zu vermeiden, daß sich Freunde gegenseitig beschossen. Darum war es bei den Engländern auch verpönt. Im Ferngefecht aber — und das führten die Franzosen mit Vorliebe — hatte man zwar jenen Nachteil nicht zu befürchten, konnte es dafür aber zu keiner Entscheidung bringen. Es war eine Taktik für den Verteidiger, nicht für den Angreifer.[21])

Es gab also keine Möglichkeit, sich beim Angriff einen irgendwie beträchtlichen Vorteil vor dem Verteidiger zu sichern. Geschwächt, mit verminderter Beweglichkeit und in Unordnung, trat der Angreifer in einen Kampf unter höchstens gleichen Bedingungen ein. Und dieser Kampf war äußerst langwierig. Es waren ja Festungen, die hier fochten. Bezwungen war eine solche erst, wenn der größte Teil ihrer Besatzung getötet oder ihr Rumpf völlig zerschossen war und zu sinken

---

[19]) Die Konzentration auf die Vorhut ist in dem schon oben (Anm. 14) erwähnten „Admiralty Mscr." (Corbett, S. 142), „Cross the T" in den „Additional Fighting Instructions" der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts (Corbett, S. 210) vorgesehen.

[20]) Man konnte dem Streich, wie schon zweimal (Anm. 5 und 18) erwähnt, durch Schwenken vorbeugen. Er wurde deswegen gewöhnlich gegen die Nachhut versucht. Nicht immer erlaubte ja der Wind, sie durch Kehrt zur Vorhut zu machen, z. B. in der Schlacht vom 17. 2. 1782 nicht. (Vgl. folg. Anm.)

[21]) Der schneidige Suffren versuchte sie am 17. 2. 1782 dem Angriff dienstbar zu machen. Aber es gelang ihm nicht, seine Unterbefehlshaber zum Nahkampf zu bewegen. Allerdings war er, um die englische Vorhut zu binden, auch selbst dem Feinde fern geblieben. Aber mir scheint doch, daß auch die Gefahr, von den eigenen Freunden beschossen zu werden, Grund genug für das Verhalten der Flotte gab.

Digitized by Google

drohte. Das dauerte aber bei der Dicke der Holzpanzerung sehr lange. Denn große, nicht zu löschende Brände und Explosionen geschahen entweder erst am Ende solch langen Kampfes oder waren Zufälle. Inzwischen konnten auf beiden Seiten viele Menschen getroffen und viele Teile des Segelwerks vernichtet werden. Und die Verluste in diesem stundenlangen Kampfe mußten auf Seiten des Angreifers verhältnismäßig größer sein. Infolgedessen konnte er den Gegner nicht niederringen.

Die Schlacht endete unentschieden entweder mit der Trennung der Gegner durch Umspringen oder Einschlafen des Windes, durch Nebel oder Einbruch der Nacht, oder aber mit dem ungehinderten oder höchstens schwach verfolgten Rückzug des Unterlegenen. Denn wenn es dem Angreifer überhaupt gelang, trotz der für ihn ungünstigen Umstände den Widerstand des Verteidigers zu brechen, so war er selbst furchtbar mitgenommen und erschöpft. Vor allem waren Masten und Segel das Ziel der Verteidiger gewesen; es kam vor, daß Schiffe alle Masten verloren hatten und bewegungsunfähige Wracks geworden waren; aber auch weniger beschädigte waren sehr oft nicht mehr imstande, beim Winde zu segeln, oder konnten nicht mehr manövrieren. Im ganzen waren die Sieger weniger segelfähig als die geschlagene Partei. Bei einer kräftigen Verfolgung wären sie infolge des verschiedenen Grades ihrer Havarien ganz getrennt worden, und jede Ordnung wäre verloren gegangen. Nun hatten sie es aber nicht mit widerstandslosen Flüchtlingen zu tun, sondern jede Verfolgung führte zu neuen Gefechten, und wenn man dabei so vollständig in Unordnung war, so konnte man leicht die eben gewonnenen Vorteile wieder verlieren. Daher verzichtete man lieber auf die Ausnutzung des Sieges, um ihn nicht aufs Spiel zu setzen. Tatsächlich haben in jener Zeit höchstens ganz schwache Verfolgungen stattgefunden. (Die Aehnlichkeit mit den gleichzeitigen Zuständen im Landkriege ist höchst auffallend.) Nur wenige Schiffe der geschlagenen Partei waren ausnahmsweise einmal leichte Beute, und so bestätigen auch nur wenige Ausnahmen die Regel, daß höchstens unter Aufrechterhaltung der Linie, also höchstens ganz langsam, d. h. so gut wie gar nicht verfolgt wurde. Solche Ausnahmen konnten nur stattfinden, wenn die Zahl oder die Kampfbereitschaft der einen Partei ganz außergewöhnlich viel geringer war als die der andern, man also nur von Jagd und nicht von Schlacht sprechen konnte. Sonst besserte auch der Sieger gewöhnlich zunächst seine Schäden aus und lief dazu womöglich den nächsten befreundeten Hafen an.

Digitized by Google

Der Anmarsch brachte dem Angreifer schwere Nachteile, keine Konzentration entsprechende Vorteile, die Verfolgung in Linie keine Vernichtung des Geschlagenen: so ergab sich mit Notwendigkeit jene lange Reihe ergebnisloser Schlachten vom zweiten englisch-holländischen Krieg bis zum amerikanischen Unabhängigkeitskrieg. In jener ganzen Zeit von über 100 Jahren wechselten abgebrochene Gefechte mit solchen Siegen, die strategische Niederlagen bedeuteten, Pyrrhussiegen oder höchstens einem Sieg, in dem der Gegner „ein paar Schiffe" verlor, einem Sieg, wie ihn Nelson als „a Lord Howe's victory" bezeichnete. Nur einige wenige Treffen, in denen eine Partei entweder ganz außerordentlich in der Minderzahl war oder gegen die gewöhnlichsten Regeln der Taktik verstieß oder von ganz außergewöhnlichem Mißgeschick verfolgt wurde, endeten mit einem größeren Erfolg. Sonst war die geschlossene Kiellinie unüberwindlich.

Uebrigens hätte ja ein Erfolg in der Schlacht noch gar nicht so viel genützt wie ein entsprechender Sieg zu Lande. Selbst wenn man die feindliche Seestreitmacht vernichtete, besaß man ja die Seeherrschaft noch nicht für immer. Vor dem Lande des Feindes und seinen Häfen mußte die Seemacht des Siegers Halt machen, und hier war die Quelle immer neuer Kraftentfaltung des Geschlagenen auch auf See. Man mußte also gewärtig sein, immer neue Flotten des Gegners auftauchen zu sehen. Man hätte dessen Küste durch Blokade verschließen müssen. Das ist aber in der Segelschiffszeit stets nur unvollständig möglich gewesen und hat überhaupt erst in den Revolutionskriegen versucht werden können. Vorher fehlte die wichtigste Vorbedingung, nämlich die Möglichkeit eines entscheidenden Sieges, es fehlte aber auch die nötige Seetüchtigkeit und Segelkunst: man konnte die Häfen des Feindes stets nur beobachten und auch das nur in der guten Jahreszeit. Immer wieder haben Geschwader aus den Häfen des bis dahin Unterlegenen entwischen, sich vereinigen und plötzlich irgendwo mit Uebermacht auftreten können.

Solange man aber nicht darauf rechnen konnte, die Streitkräfte des Feindes durch Entscheidungsschlachten zu vernichten, geschweige denn sich eine dauernde Seeherrschaft dadurch zu erringen, solange konnte man den Krieg auch nicht darauf anlegen, sondern mußte sich damit begnügen, auf Schädigung des Feindes auszugehen: Ermattungsstrategie.

Da man nun aber einmal darauf verzichtet hatte, die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte unter allen Umständen anzustreben, so bekamen all die sonst untergeordneten Schwierigkeiten, die einer solchen Vernichtung stets im Wege stehen, erhöhte Bedeutung und bestärkten die

Digitized by Google

Kriegführenden wieder in jener Beschränkung auf geringere Ziele (alles wie bei der Landstrategie des 18. Jahrhunderts). Die Sorge um die Erhaltung der eigenen Streitkräfte, die ja immer die Vorbedingung für die Bekämpfung der feindlichen bildet, wurde zur Hauptsache. Ihre Berechtigung wuchs, wenn man zugleich seine Kräfte, namentlich sein Geld, für einen Landkrieg brauchte. Daher kam man auch gar nicht darauf, außerhalb der guten Jahreszeit Krieg zu führen, sondern ging mit den Flotten regelmäßig in die Winterquartiere. — Oft genug waren Truppentransporte an Bord oder im Geleit der Flotten, und man durfte sie nicht durch Seekämpfe gefährden. Auch in diesen Fällen beeinträchtigten also Landunternehmungen die Nachdrücklichkeit der Seekriegführung. — Noch eine weitere Schwäche zeigte sich bei Kämpfen in entlegenen Meeresteilen: die Flottenstützpunkte waren damals noch allgemein mangelhaft, weder mit Lebensmitteln noch mit Kriegsbedarf und namentlich nicht mit Ersatzstücken zur Ausbesserung von Havarien gehörig versehen. „Die strategischen Verbindungslinien gewannen dadurch noch erhöhte Bedeutung. Einen großen Konvoi von Zufuhrschiffen abzufangen, war ein Unternehmen, das nur der Zerstörung einer Anzahl von Kriegsschiffen nachstand; während sein Schutz entweder durch Machtentfaltung oder durch Vermeidung der feindlichen Nachstellungen hohe Ansprüche an die Geschicklichkeit der Regierungen und der Seebefehlshaber in der Verteilung der zu ihrer Verfügung stehenden Kriegsschiffe und Geschwader für die vielen in Frage kommenden Zwecke stellte."[22]) — Mit den letzten Worten streift ein Mann, der entschiedenste Vernichtungsstrategie auch von jener Zeit fordert, selber einen weiteren Hinderungsgrund dafür. Die Flotte sollte nicht nur die feindliche bekämpfen, Landungsunternehmungen unterstützen und die Verbindung mit der Heimat sichern, sondern auch noch den feindlichen Seehandel schädigen und mindestens den eigenen schützen. Immer wieder mußten beträchtliche Teile der Streitmacht abgegeben werden, um Kauffahrerflotten auf ihrer Reise zu schützen. Das beeinträchtigte natürlich die Sammlung der Kräfte für den Kampf. Wie wollte man aber bei solcher Zersplitterung Vernichtungsstrategie treiben, die doch vor allen Dingen verlangt, daß man sich unter Hintansetzung aller Nebenzwecke für die Entscheidungsschlacht an dem einen Punkt so stark wie möglich macht? — An welchem Punkte übrigens sollte man denn alle seine Streitkräfte versammeln? Das war auf See schwerer zu treffen als im Landkriege, namentlich da man den

[22]) Mahan, Der Einfluß der Seemacht auf die Geschichte. Uebersetzung der Marine-Rundschau. 1896. I. S. 591.

Digitized by Google

Feind nicht durch die Blokade festhalten konnte. Während man ihn suchte, konnte das eigene Land überfallen werden und durch Plünderungen, Beschießungen oder gar größere Landungen Schäden erleiden, die noch schlimmer erschienen als die dem Seehandel zuzufügenden. Darum schielte man immer mit dem einen Auge auf die Küstenverteidigung und behielt stets einen Teil der Seestreitmacht für diesen Zweck zurück. — Manchmal endlich stand die Sache so: Selbst wenn man gewillt gewesen wäre, alle solche Gefahren und Nachteile auf sich zu nehmen, um nur den Gegner niederzuringen, so hätte man damit nur für andere, nämlich für seine lieben Verbündeten, die Kastanien aus dem Feuer geholt. Und da blieb man schon lieber bei der weisen Beschränkung, die man sich in seinen Zielen und in seinen Anstrengungen auferlegt hatte.

Alle diese Rücksichten und Bedenken haben die Kriegführenden nicht zur Ermattungsstrategie gezwungen, sondern sie nur darin bestärkt. Außerdem aber haben sie bestimmend auf die Form der Ermattungsstrategie, d. h. auf die Wahl des Endzieles und auf die Wahl der Mittel zu seiner Erreichung gewirkt. Denn, wie schon eingangs betont: der Formen und Grababstufungen der Strategie sind unzählig viele.

Beim reinen Seekrieg trifft man den Gegner in letzter Linie immer nur in seinem Seehandel. Man beschränkte sich also gern darauf, von vornherein nur den Handel des Feindes zu schädigen, trieb dann also nur Kaperei und Kreuzerkrieg. Gerade für den zur See Schwächeren waren da die Aussichten groß, denn der Seegewaltigere hatte auch immer den größeren Handel, von dem also reichere Beute zu machen war. Litt der eigene Handel auch vielleicht mehr als der feindliche, so brauchte das doch nicht an der Art der Kriegführung zu liegen, sondern nur an der einmal vorhandenen Uebermacht des andern, die in einem Schlachtenkriege vielleicht noch größere Verluste herbeigeführt haben würde.[23]) Andererseits waren alle Kreuzer vogelfrei, solange die feindlichen Flotten nicht durch eigene angegriffen oder sonstwie im Schach gehalten wurden, und konnten sich im Notfalle — von Ausnahmen abgesehen — nur durch schleunige Flucht retten. Und so wie der „nährende" Kreuzerkrieg sind fast alle Ziele der Ermattungsstrategie unter Umständen nur durch Besiegung der feindlichen Flotte zu erreichen. Was nützt eine Landung an der feindlichen Küste, wenn die Landungstruppe durch die feindliche Flotte von der Verbindung mit der Heimat abgeschnitten

[23]) Ganz besondere Verhältnisse lagen bei Spanien vor, dem sein ganzer Reichtum in wenigen Silbergalionen zugeführt wurde, die eine verhältnismäßig leichte und fette Beute für jeden Gegner waren.

Digitized by Google

wird? Wie lange kann man Kolonien behaupten, wenn man ihnen nicht jederzeit Truppennachschübe zuführen kann? Auch die Ermattungsstrategie kann der Schlacht und der Vertreibung oder Einschüchterung der Feinde nicht immer entraten, wenn sie sich auch nicht die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte zum Ziele setzen kann.

Uebrigens wird sie ja auch nicht immer mit dem klaren Bewußtsein ihrer besonderen Eigenart ergriffen und durchgeführt, sondern oft genug wirken die Ursachen, die zu ihr führen, in der Weise, daß durch das Gewicht der Tatsachen die natürliche Kampfeslust nur mehr oder weniger zugunsten der Vorsicht herabgedrückt wird.

In der Tat finden wir in den Seekriegen des 17. und 18. Jahrhunderts alle Grade der Ermattungsstrategie, bald bloßen Kleinkrieg, der durch Kaper und Kreuzer geführt wird, und furchtsame Schlachtenscheu, bald kampfesmutiges Draufgehen, bald wird langsam, umständlich, „methodisch" vorgegangen und immer erst peinlichst Mund- und Schießvorrat vervollständigt und alle noch so kleinen Schäden werden ausgebessert, bald wird all dergleichen genial aus dem Stegreif erledigt, in der Zuversicht, daß dem Sieger alles noch Fehlende zufallen wird; oder, um wieder an die Aehnlichkeit mit dem gleichzeitigen Landkriege zu erinnern: wir müssen bald an Daun, bald an Friedrich oder: bald an den Friedrich im Kartoffelkrieg von 1778, bald an den Helden des Schlachtenkrieges von 1757 denken.

Ein völliger Umschwung in Taktik und Strategie wurde dann aber durch die große französische Revolution ermöglicht und von Nelson durchgeführt. Schon vorher hatten die Engländer allmählich die Vorherrschaft zur See errungen, nicht durch eine grundsätzlich andere Strategie, als sie ihre Gegner befolgten, sondern durch ihre unvergleichlich günstige Lage, die ihnen erlaubte, frei von Landkriegen, ihre ganze Kraft dem Seewesen zu widmen. Sie hatten in der letzten Zeit auch große Fortschritte in der Taktik gemacht:[24]) so brachten sie es jetzt fertig, von Lee aus anzugreifen, und Rodney machte die ersten dem Verteidiger gefährlichen Anläufe zur Konzentration der Kraft auf einen Teil des Feindes. Nun führte die Revolution die vollständige Zerrüttung des französischen Seewesens herbei und bewirkte so, daß die Engländer eine ungeheure Ueberlegenheit sowohl in der Zahl wie in der Leistungsfähigkeit ihrer Marine bekamen. Jetzt konnte Nelson jene denkwürdigen Schnellfahrten kreuz und quer durch Mittelmeer (1798) und Atlantischen

[24]) Vgl. Anm. 11, 12 und 17.

Digitized by Google

Ozean (1805) unternehmen, auf denen er die französischen Flotten so fabelhaft überholte, jetzt konnte er den Satz aufstellen: „Wo ein Franzose schwingen kann (d. h. sich getraut, sein Schiff am Ankertau hin- und hertreiben zu lassen), da kann ein Engländer segeln." Die Unfähigkeit der feindlichen Artillerie erlaubte es ihm, ungestraft auf die feindliche Linie loszufahren, um sie an mehreren Stellen zu durchbrechen. Ein englisches Schiff nahm es mit mehreren Franzosen oder Spaniern auf. Infolgedessen war es leicht, mit wenigen Schiffen einen großen Teil der gegnerischen Streitkräfte zu „binden". An Stelle des Zwanges der ängstlichen Wahrung der Linie trat ein auf selbständiger Hilfsbereitschaft beruhendes Zusammenwirken der Kapitäne, der berühmten „Schar von Brüdern". Die Folge waren ganz andere Siege, als man sie bisher gekannt hatte, und den Verfolgungen steckte Nelson das Ziel der „Vernichtung" des Feindes: „Wenn 10 Schiffe genommen und das elfte entronnen wäre, ... so würde ich das nie als eine gute Leistung (well done) ansehen." Mit solchen Waffen in der Hand konnte man nun erst auf unumschränkte Seeherrschaft ausgehen. Die feindliche Küste konnte durch Blokade zwar nicht streng verschlossen, aber jahraus jahrein, Winter und Sommer überwacht werden, und jede feindliche Flotte, die der Haft entwischte, war der sichern Vernichtung verfallen. Das Ideal der heutigen Strategie war erreicht.

Meine Behauptungen durch eine Darstellung der einzelnen Kriege zu erhärten, ist hier leider nicht der Raum. Nur über den jetzigen Stand der Frage möchte ich noch einige Worte hinzufügen.

Jene oben geschilderten Mängel des Angriffs mit Segelschiffen in Linie sind altbekannt. Schon alle gleichzeitigen Theoretiker beschäftigten sich mit der Frage, wie ihnen abzuhelfen wäre. Und auch ihre Benutzung durch die Verteidiger geschah schon mit bewußter Ueberlegung. Ja sogar den notwendigen Zusammenhang mit der Unentschiedenheit der Gefechte hat man früh erkannt. Clerk v. Eldin hat ihn in seinem Essay on naval tactics mit aller Klarheit festgestellt. Aber er meinte freilich, man hätte nur nicht richtig angegriffen, man hätte eine schiefe Schlachtordnung anwenden und die feindliche Linie durchbrechen sollen. Er erkannte nicht, daß das vor seiner Zeit (also vor 1782) nicht möglich gewesen war. Und mit ihm verkannten es alle, die sich später mit der Geschichte jener Seekriege beschäftigten. Man sprach von einem Rückgang der Taktik nach den englisch-holländischen Kriegen, und Mahan nannte die damalige Art des Angriffs das Zerrbild seiner ursprünglichen Idee. Dagegen hat sich bis jetzt nur Corbett gewendet.

Digitized by Google

In seiner Bearbeitung der „Fighting instructions" hat er die Schwierigkeit des konzentrierten Angriffs für die damalige Zeit betont und die richtige Bewertung jener so viel geschmähten Epoche der Taktik angebahnt. Mit Recht sagt er, daß beide Schulen, die der Draufgänger wie die der Methodiker, ihre Berechtigung und ihre Fehler hatten und das Richtige in der Mitte lag.

Hat man sonst die Notwendigkeit der Erscheinung der unentschiedenen Schlachten verkannt, so erst recht die Notwendigkeit ihrer Folgeerscheinung, der Ermattungsstrategie. Schon gleichzeitige französische Schriftsteller haben diese Notwendigkeit behauptet, aber die Nachwelt hat sie bestritten. Sie tadelte alle Regierungen und Befehlshaber, die nicht alle Kräfte anspannten, um den Gegner von der See zu vertreiben. Am weitesten ging darin wohl Mahan, der sich in seiner großartigen, aber einseitigen Auffassung nicht einmal dadurch irre machen ließ, daß auch die Engländer diese von ihm verpönte Kriegskunst befolgt haben. Er verdammt sie einfach als schlaff und findet eine Bestätigung seiner Ansicht in den scheinbaren Folgen jener Kriegführung, den ungünstigen Friedensschlüssen. Diese sind aber in Wahrheit jedenfalls Folgen der Häufung von See- und Landkrieg gewesen, und diese überaus schwierige Frage der Wechselwirkung zwischen solchen Kriegen ist von Mahan ganz einseitig abgetan worden.

Im Gegensatz dazu glaube ich also — ich darf noch einmal zusammenfassen —, daß sich ähnlich wie bei der gleichzeitigen Landkriegführung folgende Kette von Ursachen und Wirkungen nachweisen läßt: Nachteile des Angriffs, infolgedessen Ergebnislosigkeit der Gefechte und infolge davon Verzicht auf Entscheidungsschlachten, d. h. Ermattungsstrategie.

Diese historische Feststellung braucht nicht notwendig Folgen für die heutige Theorie zu haben. *Wenn* man aber folgern will, so muß man *so* folgern: Die Ermattungsstrategie des 18. Jahrhunderts hatte ihre Ursache in ganz bestimmten Eigenschaften der damaligen Schiffe. Diese Eigenschaften liegen heute nicht mehr vor. — Also ein Grund mehr, heute dem Satz zu folgen: „Das Ziel der Seekriegführung ist die Vernichtung der feindlichen Flotte."

Digitized by Google

Zur Vorgeschichte der Konvention von Reichenbach:
Englischer Einfluß am Hofe Friedrich Wilhelms II.

Von
Friedrich Luckwaldt.

Nicht nur das wirklich Vollzogene reizt die Phantasie des Nachlebenden. Oft wendet sie sich mit noch größerem Vergnügen bloßen schließlich nicht ausgestalteten Entwürfen zu, weil diese weite Perspektiven auf eine mögliche ganz andere Entwicklung der späteren Ereignisse eröffnen.

So ist eine große Literatur entstanden über die merkwürdigen Verhandlungen in den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms II., die mit der Konvention von Reichenbach ihren äußerlichen Höhepunkt fanden, um dann freilich noch einige Zeit kaum weniger interessant fortzugehen.[1]) Der Austrag des Kampfes um die Vorherrschaft in Deutschland drei Menschenalter vor 1866; eine Wiederbelebung Polens und entsprechende Zurückdrängung Rußlands; endlich vielleicht, in letzter

[1]) Ranke, Die deutschen Mächte und der Fürstenbund; M. Duncker, Friedrich Wilhelm II. und Graf Hertzberg (Historische Zeitschrift, Bd. 37); P. Bailleu, Graf Hertzberg (Historische Zeitschrift Bd. 42); A. Krauel, Graf Hertzberg als Minister Friedrich Wilhelms II.; Paul Wittichen, Die polnische Politik Preußens 1788—1790 (zu beachten auch desselben Rezension von Dembinski, Documents relatifs à l'histoire du 2ième et 3ième partage de la Pologne, Historische Zeitschrift Bd. 95, 297 ff.); Friedrich Karl Wittichen, Preußen und England in der europäischen Politik 1785 bis 1788; derselbe, Preußen und die Revolutionen in Belgien und Lüttich; derselbe, Die Politik des Grafen Hertzberg 1785—90 (Historische Vierteljahrschrift, Bd. 9, 174 ff.) Endlich drei nur teilweise gedruckte Dissertationen: Paul Ritter, Die Konvention von Reichenbach (Berlin 1898); Ludwig Sevin, Das System der Preußischen Geheimpolitik vom August 1790 bis zum Mai 1791 (Heidelberg 1903) und Friedrich Andreae, Preußische und Russische Politik in Polen (Berlin 1905).

Digitized by Google

ferner Konsequenz, die Vermeidung des Revolutionskrieges mit der napoleonischen Episode: alles das scheint damals im Hin und Her der Intriguen am preußischen Hof und im internationalen Gegenspiel der Mächte zur Entscheidung gestanden zu haben. Und es wird immer ein interessantes Problem bleiben, wen die Schuld an dem schließlich unbefriedigenden Ausgang traf, ob den König, ob Hertzberg, ob irgendwelche anderen äußerlich weniger hervortretenden Persönlichkeiten und Umstände.

Hier soll nicht der ganze Kreis der einschlägigen Fragen ausgeschritten werden. Ich möchte nur untersuchen, welchen Einfluß die englische Diplomatie geübt hat, und auch dabei wieder gebietet der knappe Raum, mich zunächst einmal auf die Sommermonate von 1789 zu beschränken, in denen Hertzbergs Politik bekanntlich ihren ersten, für alles weitere bestimmenden Schlag erlitt.[2])

Seit dem 13. Juni oder, wenn man ganz streng rechnet, seit dem 13. August 1788 bestand ein Defensivbündnis zwischen England und Preußen. Schon seine Entstehungsgeschichte war lehrreich gewesen: der Vertrag entsprang, soweit England in Betracht kam, der Initiative zweier Gesandten, nicht des Kabinetts. Das blieb das Leitmotiv denn auch bei seiner Anwendung. Die Minister in London nahmen nicht gar zu viel Anteil an der neuen Allianz. Pitt, der Premier, verfolgte die diplomatischen Hergänge überhaupt nicht mit fortgesetzter Aufmerksamkeit:[3]) solange kein ganz direktes englisches Interesse berührt wurde, genügte ihm, daß der für seine inneren Reformen nötige Frieden erhalten blieb; und der Staatssekretär des Auswärtigen, der Herzog von Leeds, war mehr Weltmann als Politiker. Nicht ohne Geist und gelegentlich auch nicht ohne Willen, aber ohne alle ernste Geschäftsgewöhnung, begnügte er sich nur zu gern, die Ereignisse auf dem Kontinent zum Gegenstand mehr oder weniger gelungener Bonmots

---

[2]) Meine Quelle für das folgende ist ein sehr reichhaltiges Urkundenmaterial, das ich schon 1899 und 1900 auf dem Kgl. Staatsarchiv in Berlin (St.-A.) und dem Public Record Office (P. R. O.) sowie dem British Museum (Br. Mus.) in London zusammengebracht habe. Vgl. übrigens meinen Aufsatz über die englisch-preußische Allianz von 1788 (Forschungen zur Brandenburg. und Preußischen Geschichte XV, 33 ff.) und meine Rezension des Buches von Paul Wittichen, (ebendort XIII, 297 ff.)

[3]) Das Gegenteil behauptet Felix Salomon, William Pitt der Jüngere I², 445, ohne aber überzeugendes Material dafür beizubringen. Ich kann mich außer auf den durch meine eigenen Studien gewonnenen Eindruck auf den russischen Gesandten in London, Grafen S. Woronzow, berufen. Brief vom 8./19. Mai 1789. Archiv Woronzow XVI, 217 ff.

Digitized by Google

zu machen.[4]) Amtliche Depeschen aus seiner Feder gehörten zu den größten Seltenheiten. Dazu hatte er gerade für Preußen ersichtlich keine rechte Sympathie. Mehr Eifer zeigten der König, der Friedrich Wilhelm II. persönlich wohl gewogen war, und der Mann seines Vertrauens im Kabinett, der Lordkanzler Thurlow. Aber die Zeiten, wo Georg III. die englische Politik leitete, waren vorüber, und dazu hatten die bösen Erfahrungen des amerikanischen Krieges ihn ängstlich gemacht.[5]) So fehlten in London alle Vorbedingungen für einen Ausbau der Allianz, wie er auf preußischer Seite gewünscht wurde. Man war zufrieden, einen angesehenen Verbündeten zu haben, und gönnte ihm alles Gute. Aber man wollte nicht durch ihn behelligt werden. Das war verständlich und hätte Preußen, wenn nichts nützen, wenigstens auch nicht schaden können.

Indessen hier nun machte sich die Aktion der Vertreter Englands auf dem Kontinent geltend, die das Bündnis zustande gebracht hatten. Der eine von ihnen, Harris, trat allerdings bald vorläufig vom Schauplatz ab, weil er sich während der vorübergehenden Geisteskrankheit Georgs III. (November 1788 bis Februar 1789) zugunsten seines alten Freundes, des Prinzen von Wales, kompromittierte; der andere blieb: Joseph Ewart, Seiner Majestät außerordentlicher Gesandter in Berlin.

Ewart[6]) war noch ein junger Mann, um die dreißig herum, eine starke Intelligenz und eine noch stärkere Energie. Eigentlich ein Emporkömmling,[7]) da er als Hofmeister und Privatsekretär in die diplomatische Laufbahn hineingeraten war, teilte er das Gefühl mancher solcher Günstlinge des Glücks, daß nun nichts mehr unmöglich sei. Einfluß als solcher — man glaubt zu erkennen: gelegentlich ohne Rücksicht auf ein bestimmtes Ziel — war ihm Leidenschaft. Von einem ungestümen

---

[4]) Seine Korrespondenz auf dem British Museum. Dazu Browning, Political Memoranda of Francis Fifth Duke of Leeds.

[5]) Charakteristisch dafür ist der Brief an Pitt vom 20. Oktober 88 bei Stanhope, Life of Pitt II, Anhang p. III. Er lehnt dort aus Anlaß der schwedischen Verwicklung ab to hold a language which does not become the having been driven out of America. To speak openly, it is not the being considerably weakened by illness, but the feelings that never have day or night been at ease since this country took that disgraceful step, that has made me wish what years I have still to reign not to be drawn into a war.

[6]) Vgl. Englisch-preußische Allianz a. a. O. S. 47 f.

[7]) Es ist interessant zu sehen, wie sehr er von den vornehmeren Kollegen als solcher empfunden wurde. Vgl. Auckland an Grenville, 13. Mai 1791 und Lindsay an Grenville, 29. Oktober 1791. Fortescue Manuscripts II, 72, 220.

Digitized by Google

Temperament, das sich selbst verzehrte; immer in Bewegung; in erster Linie ein Mann der Arbeit, aber auch gesellschaftlich eine Macht; im ganzen mehr imponierend als liebenswürdig: so hatte er recht die Natur danach, wie er einmal schreibt, to ride in the whirlwind and to direct the storm. Leute der verschiedensten Ansichten und Art unterordneten sich ihm wie unter einem Zwang, der oft unwillig empfunden, doch immer wieder wirkte. Ja, noch heute geht eine eigentümliche Gewalt von den Blättern aus, die er mit seinen klaren, festen Schriftzügen bedeckte. Indem vielleicht der Eindruck seines tragischen Endes hinzukommt, gehört er zu den Menschen, die uns nicht wieder los lassen, wenn wir ihnen einmal näher getreten sind.

So begreift es sich, daß er nicht geneigt war, Preußen gegenüber die ruhige Zurückhaltung zu üben, die der Gesinnung seiner Regierung entsprochen hätte. Er hegte von der Leistungsfähigkeit der Monarchie eine hohe Meinung. Immer wieder wird in seinen Berichten hervorgehoben, wie gut die Finanzen, wie schlagfertig die Heereseinrichtungen des Staates wären. Die Konstruktion der Maschine sei so einfach, daß es keiner großen Talente bedürfe, sie zu leiten, und Preußen sei deshalb ein nützlicherer Alliierter als irgend eine andere Macht.[8]) All diese Hilfskräfte aber schienen ihm, wenn man es recht anfinge, zu Englands Verfügung zu sein. Schon am 9. Januar 1788, noch vor Abschluß des förmlichen Vertrages, schrieb er: „Teils infolge von Vertrauen und noch mehr vielleicht wegen des Königs Indolenz und Unaufmerksamkeit in Staatsgeschäften sind die Dinge hier jetzt in solchem Zug, daß es in hohem Maß von England abhängt, allen Unternehmungen die Richtung zu geben, die ihm am geeignetsten erscheint",[9]) und später im April

---

[8]) An Leeds, 14. April 1790: I have always considered this country as a great machine, composed of above 200000 men of the best troops in the world, a treasure that would enable it to carry on four or five campaigns and a surplus of above 1 Million £ in the revenue. Add to this, that one half of the whole dominions being the kings private property, the construction of the whole is so simple as to require no great talents to direct it, while it can be put in motion with equal ease and celerity, and I think Your Grace will conceive how it can go on well without any great exertion, all which circumstances perpaps tend to render this country a more useful ally than any other Power. Br. Mus.

[9]) An Carmarthen (wie Leeds damals noch hieß), 9. Januar 1788. Es heißt weiter: the transactions of the last six months (Intervention in Holland) have tended very much to confirm this passive disposition here, and the impulses having been always given by England, they are now become so habituated to this necessary incentive as to espect it to be always continued. However, when

Digitized by Google

1790 in einer Art Apologie seiner Tätigkeit heißt es: „Bei dieser wie bei jeder anderen absoluten Regierung, wo die augenblicklichen Impulse und selbst Kaprizen des Souverains keiner Hemmung unterworfen sind, werden auf seiner Seite wie auf der seiner Minister häufige Wandlungen und Inkonsequenzen unvermeidlich. Die sicherste Folge davon aber ist die Leichtigkeit für andere, ihrerseits mit Erfolg einen festen regelmäßigen Operationsplan durchzuführen, weil Ausdauer und Beständigkeit fast unfehlbar schließlich über so schwache Opponenten Herr werden müssen. Indem man jedoch mit solchen Leuten und namentlich mit dem Herrn selbst verhandelt, wird es nötig, um die Hauptsache durchzusetzen, soviel wie möglich in nebensächlichen und untergeordneten Punkten nachzugeben und die Lieblingsideen und -Vorurteile zu übersehen oder sogar zu begünstigen, vorausgesetzt, daß das Endresultat davon nicht wesentlich betroffen wird. Das ist die Taktik gewesen, die ich unveränderlich befolgt habe, seit ich mit der Natur dieser Regierung bekannt wurde."[10])

Nun lebte er dabei nach einer Richtung freilich in einer gewissen Selbsttäuschung. Es war doch nicht so, daß er, erhaben über die „Lieblingsideen und -Vorurteile" des Berliner Hofes, in selbständiger Einsicht nur immer englisches Interesse wahrnahm. Wenn er täglich — oft zehnmal in vierundzwanzig Stunden[11]) — mit Hertzberg zusammenkam, wenn er jede einlaufende Depesche las,[12]) womöglich vor Finckenstein und dem König, jede Antwort, jeden Vortrag begutachtete, kurz, wenn er eine Art freiwilligen preußischen Kabinettsministers abgab,

---

H. Pr. M. is once prevailed on to exert himself, he is by no means deficient in judgment and penetration, but he requires to be roused from his dissipation and inactivity. P. R. O.

[10]) An Leeds 14. April 1790. Br. Mus. Der für Art und Tätigkeit des Gesandten vielleicht bezeichnendste seiner Briefe.

[11]) Ebendort: Since the year 1784 . . I have not spent a day without seeing that minister and often ten times in 24 hours.

[12]) An Leeds 12. Juli 1789: Every dispatch and every answer returned is communicated to me. P. R. O. Ségur, damals Gesandter in Petersburg, der also den Dingen ziemlich nahe stand, schreibt, Histoire des principaux événements du règne de Frédéric Guillaume II, II, 8: Hertzberg, conseillé par Ewart . . qui lisait même souvent ses dépêches avant lui, und bei Wraxall, Memoirs of my own time I, 428 ff. heißt es: He rendered himself master of the cabinet and councils of Frederick William II which he governed with a sort of absolute sway. Hertzberg listened to his suggestions with implicit respect; and I have been assured that it is difficult to conceive or to credit the ascendancy attained by him over the sovereign and administration of Prussia.

Digitized by Google

so geschah es mit innerer Notwendigkeit, daß er die Dinge schließlich doch auch einigermaßen mit den Augen eines preußischen Kabinettsministers ansah, namentlich da seine Ehe mit einem preußischen Edelfräulein ihm das Land zur zweiten Heimat gemacht hatte.[13]) Es hätte sicher seinen Neigungen entsprochen, daß England, wie Hertzberg wünschte, die preußischen Vergrößerungsabsichten direkt unterstützt, im Norden und im Orient eine aktivere Politik getrieben hätte. Seine Berichte lassen darüber kaum einen Zweifel, und insoweit also verdiente er das Vertrauen, das ihm die maßgebenden Berliner Instanzen entgegenbrachten. Bedenklich für Preußen aber wurde sein Einfluß dadurch, daß das englische Kabinett eben nicht aus der Linie strikter Defensive herauswollte; denn wenn man in London wenigstens Preußen ruhig hätte auf eigene Hand vorgehen lassen, so schien Ewart solcher Gedanke unerträglich. Dann hörte ja England und damit er selbst auf, den Impuls zu geben. Aus einem Staatsmann, als den er sich fühlte, wurde er ein bloßer Beobachter und Depeschenträger. Er versuchte also, indem er sich fortgesetzt bemühte, England für Preußens Wünsche günstiger zu stimmen, andererseits Preußen von jeder eigenmächtigen Aktion zurückzuhalten, solange das nicht glückte, solange nicht alles unter der Aegide Seiner Großbritannischen Majestät und seines Berliner Gesandten geschah. Dabei kam es ihm nicht auf die bedenklichsten Entstellungen an. In einigen Fällen zweifellos bewußt, meist wohl mehr unbewußt unter dem Einfluß der überstarken eigenen Empfindung, täuschte er im Grunde beide Regierungen, denen er diente, und statt so, wie er wollte, eine Einigung zum Zweck kräftigen Handelns herzustellen, half er schließlich nur Irrungen und Mißverständnisse erregen, die Stockung und Fehlschlag mit sich brachten.

Ein erstes Mal sollte sich das, nachdem das System bis dahin bessere Früchte getragen hatte, eben im Sommer 1789 vordeuten.

---

[13]) In London kam er schließlich darum «en très mauvaise odeur.» Leeds, der doch behauptete, ihm noch verhältnismäßig am meisten wohl zu wollen, deutete in einem förmlichen Anklagebrief vom 30. März 1790 geradezu einen leisen Verdacht gegen Ewarts Integrität an: In short, Sir, you must alter your line of conduct and recall to your mind that you are the minister of England and not the instrument of Prussia. Whatever your connections in that country may be I have no doubt they are honourable, but you are in a public, not a private situation. Br. Mus. Eine weitere Folge von Ewarts Doppelstellung war, daß man nicht recht wußte, ob denn nun England Preußen oder Preußen England leitete. Nesselrode in Berlin hatte den ersten, Woronzow in London den zweiten Eindruck. Archiv Woronzow XVI, 217 ff.

Digitized by Google

England und Preußen befanden sich damals seit fast zwei Jahren infolge des Türkenkrieges der Kaiserhöfe und der zunehmenden Selbstauflösung des französischen Königtums in einer Lage, die zu einer kräftigen auswärtigen Politik förmlich herausforderte. Auch war die günstige Chance bereits mehrfach von ihnen ausgenutzt worden. Beide zusammen hatten sie erst 1787 in Holland durch Niederwerfung der Patriotenpartei den französischen Einfluß ausgeschaltet, dann 1788 — allerdings etwas improvisiert,[14]) aber mit großem Erfolg — im Norden ihre Intervention eingesetzt, als König Gustav III. von Schweden wegen seiner übereilten Schilderhebung gegen Rußland einem Angriff von Rußlands Verbündetem, Dänemark, zu erliegen drohte. Preußen allein außerdem war gleichzeitig dem Einfluß der Zarin in Polen ziemlich rücksichtslos entgegengetreten. Sein Gesandter in Warschau, der vielgewandte Marquis Luccheſini, organisierte alsbald eine förmliche Partei gegen Rußland und bereitete gegen Oesterreich einen Aufstand in Galizien vor. Noch größeres aber schien Hertzberg möglich. Er plante eine Neuordnung der Besitzverhältnisse im Osten, die Preußen eine ansehnliche territoriale Abrundung verschaffen, dazu die Freundschaft Rußlands zurückgewinnen, die Polens und der Pforte erhalten würde. Preußen sollte Danzig, Thorn und ein Stück großpolnischen Landes für sich nehmen, während die Republik durch das österreichische Galizien, Oesterreich durch Moldau und Walachei, die Türkei durch eine Garantie und etwa Allianz entschädigt werden könnte; Rußland waren Bessarabien und Otschakow zugedacht.

Die viel, ja fast leidenschaftlich umstrittene Frage, ob diese komplizierte Formel die richtige oder auch nur eine annehmbare Lösung des vorliegenden politischen Problems darstellte, mag hier zunächst unerörtert bleiben.[15]) Hertzberg selbst schwor auf seine Erfindung. Mit

---

[14]) Die Intervention war wesentlich das Werk des begabten, aber abenteuerlichen Hugh Elliot, der seine Instruktion weit, vielleicht auch mit unter dem Einfluß Ewarts überschritt. Elliot an Ewart 16. Oktober 1788: Write everything about me to London, I have never written myself, having acted hitherto without instructions. P. R. O. Liston an Leeds 25. Juli 1789: In talking to Mr. Elliot of his original intervention in the business wich I naturally accused of being a little quixotish, he assured me that every step he took had been expressly authorised by the instructions he received from Berlin. As I had not seen this in the official correspondence (wo sich auch nichts darüber findet) I cannot help suggesting to Your Grace the necessity of renewing from time to time a caution to Mr. Ewart not to allow himself to be led too far. Br. Mus.

[15]) Bekanntlich hat Paul Wittichen mit sehr viel Geschick eine Rettung Hertz-

Digitized by Google

der ganzen Zähigkeit seiner pedantischen Natur hielt er durch alle Wechselfälle des orientalischen Krieges an ihr fest. 1788 war nach mancherlei Ansätzen schließlich nichts Entscheidendes geschehen. Mit der guten Jahreszeit des neuen Jahres aber meinte der Minister die „Schäferstunde" gekommen, wo er durch eine militärische Demonstration den kriegführenden Mächten die Annahme des großen Planes aufzwingen wollte. Ehe der König seine Manöverreisen antrat, am 13. Mai, unterbreitete er ihm in aller Form ein Aktionsprogramm. Der künftige Feldzug werde den entscheidenden Zeitpunkt für die preußische Einmischung heraufführen. Wenn die Türken in seinem Verlauf, wie wahrscheinlich sei, die Moldau und Walachei verlören, müsse Friedrich Wilhelm als bewaffneter Vermittler auftreten und sich für den erklären, der seine Vorschläge annehme, gegen den, der sie verwerfe. „Man kann glauben, daß die eine oder die andere Partei akzeptiert und vielleicht — es war das Hertzbergs eigentlichste Ueberzeugung — alle beide." Eine zweite Eventualität wäre, daß die Türken die Kaiserlichen erheblich zurückdrängten: dann gälte es, in Konstantinopel nötigenfalls durch Drohungen zu bewirken, daß die Pforte den Frieden mit Oesterreich von entschädigungsloser Abtretung Galiziens abhängig mache. Oder auch endlich der Kampf könnte unentschieden fortgehen. In diesem sehr ärgerlichen Fall sei geraten, was übrigens auch gleich jetzt schon geschehen möge, bei Rußland und durch Rußland bei Oesterreich zu sondieren, ob die Kaiserhöfe nicht, um des Krieges auf gute Art ledig zu werden, einem allgemeinen Arrangement zustimmen würden. Unter allen Voraussetzungen aber empfahl der Minister, ohne weiteren Aufschub die entschiedensten Maßregeln zu treffen, insbesondere die Armee marschbereit zu machen, damit die Sache so oder so, im Weg der Unterhandlung oder des Krieges, zu Ende gebracht würde. Von England wollte er

---

bergs versucht, und nach seinem zu frühen Tod ist die These von seinem Bruder Friedrich Karl wenigstens mit dem gleichen Eifer aufgenommen worden. Er geht so weit, die Verkleinerer Hertzbergs des Doktrinarismus und der Naivetät zu beschuldigen und mir selbst insbesondere ein geringes Eindringen in die Lage und die Bedürfnisse Preußens vorzuwerfen. (Historische Vierteljahrsschrift Bd. 9, 195.) Da ich mich in der guten Gesellschaft P. Bailleus befinde, tröste ich mich über diesen Tadel und begnüge mich, eine Aeußerung von Kaunitz zu zitieren, der am 6. November 88 an Reuß schreibt, man habe alle Ursache vergnügt zu sein, die Geschäftigkeit Preußens durch so chimärische Pläne von Ergreifung wirksamer Maßregeln abgehalten zu wissen. Man habe nur den Wunsch, daß es in seinen Illusionen verharre und nicht durch die mittlerweile eingetretenen oder künftighin eintretenden Ereignisse auf besser kombinierte Entwürfe verfallen möge.

Digitized by Google

dabei im Augenblick nicht viel wissen. „Die englischen Minister", hatte er tags zuvor in einem Privatbrief geklagt, „sind tot für uns, aber die Herren Ewart und Elliot möchten all unsere Angelegenheiten dirigieren, und ich habe die größte Mühe, mich dessen zu erwehren."[16]) So nahm er auch in dem Vortrag an den König in dieser Hinsicht die Haltung großer Selbständigkeit an. „Es ist wahr, daß Ew. Majestät anscheinend in der Notwendigkeit ist, sich der Unterstützung und Mitwirkung Englands zu versichern, aber ich glaube, wenn man es zu früh in den Plan einweihte, würde es ihn durch Schwierigkeiten und Vorstellungen eher stören, weil es fürchtet, durch uns fortgerissen zu werden und sich im Grund nicht für eine Vergrößerung Preußens interessiert, das es in seiner Mediokrität als subalterne Macht besser in der Gewalt zu haben hofft. Wenn unser Plan dann wie wenig immer glückt, so kann man sicher sein, England wird nicht wagen, sich ihm entgegenzusetzen, sondern ihm Geschmack abgewinnen und ihn unterstützen."[17])

Diese Vorstellungen, die Hertzberg bald darauf mündlich in Charlottenburg wiederholen konnte, schienen den vollständigsten Erfolg zu haben. Dürfen wir dem Minister selbst glauben, so billigte der König alles und bezeugte die größte Kraft und Festigkeit: er sei bereit, mit der ganzen Armee dahin zu marschieren, wo die Umstände es verlangten, und warte nur noch auf einen plausiblen Grund. Hertzberg fühlte sich also des Sieges beinahe sicher: nur noch eine Clique, die sich vernachlässigt fühlte, kläffe gegen ihn.[18]) Aber schon war er zu seinem Unglück selbst in einem wichtigen Punkt von dem für richtig Erkannten abgewichen. Er hatte nun doch Ewart hereingezogen.

Der Anlaß dazu lag in gewissen Maßregeln, die er gegenüber der Pforte zu treffen dachte. Als Einleitung nämlich seines diplomatischen Feldzuges hatte er den Entwurf eines preußisch-türkischen Vertrages aufgesetzt, den Diez, der dortige Gesandte, in Konstantinopel zur Annahme bringen sollte; das Projekt entsprach genau den Ideen jenes Vortrages an den König.[19]) Es verpflichtete den Sultan, im Fall von Erfolgen keinen Frieden zu schließen, ohne Preußen, Schweden und

---

[16]) An Borcke 12. Mai 1789. St.-A.

[17]) Hertzberg an den König 13. Mai 1789. St.-A.

[18]) An Lucchesini 19., 30. Mai 1789. St.-A. Der zweite Brief auch bei Dembinski, Documents relatifs à l'histoire du deuxième et troisième partage de la Pologne I, 397 ff.

[19]) Précis d'un Traité d'Alliance que je souhaiterais de conclure tout de suite avec la Porte Ottomane. St.-A.

Digitized by Google

Polen einzubegreifen und besonders mit dem König von Preußen als dem nächsten Nachbarn der kriegführenden Teile die Sicherheit und Interessen Preußens und Polens auszumachen. Dafür wollte Preußen im Fall des Unglücks die Osmanen durch eine Diversion unterstützen und die Waffen nicht eher niederlegen, ehe die Pforte die Lande jenseits von Donau und Kuban[20]) zurückerhielte. Abtretungen an Oesterreich sollten nur geschehen gegen dessen Verpflichtung zur Herausgabe alles polnischen Landes und unter der Bedingung, daß die Höfe von Wien, Petersburg und Warschau sich gleichzeitig mit dem König von Preußen auf eine Art auseinandersetzten, die den Interessen dieses hauptsächlichsten Freundes und Alliierten der Pforte entspräche.

Dies höchst merkwürdige Projekt[21]) nun und die Instruktionen vom 26. Mai, die es erläuterten,[22]) wurden Ewart zur Kenntnis seines Hofes mitgeteilt. Der Gesandte hatte vorher mehrfach zur Ruhe gemahnt und seinem Staatssekretär versichert, daß, wenn die chimärischen Tauschpläne in einigen Köpfen fortbeständen, der König wenigstens ganz dagegen sei.[23]) Jetzt aber, schon weil er sehen mochte, daß bei einer so umständlichen Kasuistik rasche Entschlüsse nicht zu fürchten seien, suchte er die Hertzbergsche Politik ersichtlich in London plausibel zu machen, wie er denn sehr eigenmächtig dem britischen Gesandten in Konstantinopel, Sir Robert Ainslie, den wenig willkommenen Rat gab, sich enge mit Diez zu verbinden.[24]) In umfänglicher Depesche[25]) stellte er vor, daß, wenn die Türken wirklich über die Donau zurückgetrieben würden, Preußen schon wegen seiner eigenen Sicherheit zur Intervention

---

[20]) ainsi que toute la sûreté imaginable pour Constantinople du côté de la la mer noire.

[21]) Hertzberg selbst begleitete die Vorlegung des Entwurfs mit folgenden Worten an den König, 23. Mai: s'il (Diez) veut s'en acquitter avec zèle et intelligence, il ne manquera pas le but de conclure avec la Porte un traité tel qui peut mener V. M. à notre grand but sans la compromettre en rien. Als wenn die Türken das nicht auch merken mußten!

[22]) Unter den Vorstellungen, die darin an die Hand gegeben wurden, findet sich allen Ernstes: Die drohende Haltung gegen den Kaiser und gegen Dänemark sowie die Politik in Polen étaient des services rendus à la Porte plus grands que si j'avais ouvertement commencé la guerre en sa faveur, et qu'ils méritaient bien que si la Porte était heureuse elle sacrifie ses conquêtes en ma faveur.

[23]) Ewart an Carmarthen 4. April 89. Private. P. R. O.

[24]) Ainslie an Leeds 8. Juli 89: I received yesterday a letter of Mr. Ewart .. I can only say, I must wait for those instructions which can alone authorise me to enter deeply in the extensive connections which he recommends. P. R. O.

[25]) 28. Mai. P. R. O.

Digitized by Google

gezwungen sei. Man meine also, das würde auch den Interessen und Wünschen Englands entsprechen. Ueberdies glaube man, daß beide Höfe vereint ihre Macht so imponierend zur Geltung bringen könnten, daß der Frieden ohne Kampf hergestellt werde. „Andererseits", heißt es weiter mit sicher sehr anfechtbarem Raisonnement, „sollten die Türken siegreich sein und die Grenzprovinzen einer der Kaisermächte oder beider überrennen, so würde der König von Preußen sich gezwungen sehen, die nötigen Vorsichtsmaßregeln zu treffen, um sein eigenes Land zu schützen und einer zu weiten Ausdehnung der Wirren vorzubeugen. Und da dies allein geschehen könnte mit bewaffneter Macht, so würde natürlich die gute Gelegenheit ausgenutzt werden, die sich damit böte, besonders um Oesterreich zur Preisgabe seiner polnischen Besitzungen zu zwingen, die für Preußen wegen ihrer Lage eine so außerordentliche Belästigung sind." Das Wahrscheinlichste sei vielleicht, daß ein dritter Fall eintrete, daß der Krieg unentschieden fortginge. Auch dann aber könne man annehmen, daß die Kaiserhöfe infolge ihrer immer anwachsenden Verlegenheiten sich an die vermittelnden Mächte um Frieden wenden würden, namentlich da der zu erwartende Tod des Kaisers Rußland und Oesterreich entfremden müsse. „Aber in welcher Weise immer die Friedensunterhandlung begonnen wird, offenbar würde die nachfolgende Garantie der Besitzungen der Pforte und ihr Beitritt zu dem allgemeinen Defensivsystem ein sehr wesentlicher Gegenstand sein. Solch eine Allianz mit der Türkei scheint diesem Hof viel Vorteil für England so gut wie Preußen zu bieten, indem die entschiedene Ueberlegenheit des ersten zur See ermöglichen würde, die baltischen Interessen mit denen des Archipels zu kombinieren, während die vorteilhafte Lage Preußens zu Land, besonders vermittels Polens, es in den Stand setzte, den Norden mit dem Osten durch eine ununterbrochene Kette von Kommunikationen zu verbinden, die von der mächtigsten Armee gestützt würde."

Das letzte waren Gedanken, die eigentlich mehr Ewart selbst als Hertzberg angehörten; und von ihm immer konsequenter entwickelt, sollten sie in einem späteren Stadium die offizielle englische Politik nicht unerheblich beeinflussen. Für den Augenblick aber hätte der Eindruck der Depesche auf das Kabinett nicht wohl negativer sein können. Man hatte dort bisher alles, was aus Berlin an Anfragen und Bitten kam, dilatorisch behandelt. Lange war die Erkrankung des Königs mit den dadurch hervorgerufenen Regentschaftsschwierigkeiten ein bequemer Anlaß zum Ausweichen gewesen. Dann, als Georg wieder genas, blieb es trotzdem bei Vertröstungen: Hertzberg hatte zu früh Freudentränen

Digitized by Google

geweint.[26]) Die orientalischen Dinge schienen die Minister überhaupt nicht zu kümmern, und wenn sie den Hergängen im Norden mehr Aufmerksamkeit zuwandten, geschah es unter ganz anderen Gesichtspunkten als denen, die Hertzberg bestimmten. Preußen hatte ein Interesse daran, den Kriegszustand im Norden zu konservieren, solange Rußland im gegnerischen Lager war, also den König von Schweden finanziell und moralisch zu unterstützen — von der Nebenabsicht auf Eintausch Schwedisch-Pommerns einmal ganz zu geschweigen. England lag an Gewinnung Dänemarks und möglichst raschem Frieden auf Grund des status quo, selbst wenn er mit einer leichten persönlichen Demütigung Gustavs verbunden sein sollte. Seit längerem war der Gesandte in Kopenhagen, Hugh Elliot, in diesem Sinn tätig.

Nun, die Ewartschen Darlegungen zeigten die Notwendigkeit, sich auch in Berlin offen darüber auszusprechen. Längeres Zögern schien Gefahr bringen zu können. Man setzte zunächst einmal eine neue Depesche an Elliot auf, die dem preußischen Hof mitgeteilt werden sollte.[27]) Darin war ausdrücklich gesagt, wenn Gustav einen Sonderfrieden wegen seiner Engagements mit der Pforte ablehne, so würden die Verbündeten nicht zu seiner Unterstützung verpflichtet sein, ausgenommen den Fall, daß sein Land auf dem Punkt tatsächlicher Unterwerfung unter Rußland stände. Dann eine Depesche an Ewart selbst[28]) legte in ähnlicher Entschiedenheit die rein passive Haltung gegenüber der orientalischen Krisis dar. England habe nicht die Absicht, sich wegen der Türkei direkt oder indirekt auf das Risiko eines Krieges einzulassen. Die Frage einer späteren Garantie hänge von den Bedingungen des Friedens ab; übrigens sei zu bedenken, daß Rußland dadurch verletzt würde, „während es bisher unser Ziel und, wie wir meinten, auch das Preußens gewesen ist, Rußland zwar den Nachteil seiner Entfremdung von uns fühlen zu lassen, aber alles zu vermeiden, was die Dinge zum äußersten treiben und eine künftige Verbindung ausschließen könnte". Der ganze preußische Plan, wie ihn das türkische Vertragsprojekt festlege, ginge weit über den Geist der Allianz hinaus; denn diese sei rein defensiver Natur,

---

[26]) Ewart an Carmarthen 24. März 89. Privat: Hertzberg shed tears of joy on my communicating to him the happy intelligence of the Kings compleat recovery. P. R. O.

[27]) Draft to Elliot 24. Juni 89. P. R. O. Prussia.

[28]) Ebenda vom gleichen Datum. Einiges daraus bei Lecky, A History of England in the 18th Century V, 239. Lecky nennt das Aktenstück admirably reasoned, curteous, but somewhat sarcastic.

Digitized by Google

binde England also in keiner Weise, ein Offensivsystem zu unterstützen, dessen großes Ziel mehr Machtausdehnung als Sicherheit sei. — Es war die vollständigste Ablehnung, und der Staatssekretär hatte denn auch die Empfindung, den Bundesgenossen etwas viel geboten zu haben. „Ich fürchte", schrieb er in einem Privatbrief, „meine heutige Depesche wird den preußischen Ministern nicht ganz angenehm sein, aber ein so außerordentliches Projekt, wie sie es mitteilten, verlangte, fair, wenn auch freundlich kommentiert zu werden."[29])

Tatsächlich würde dieser „faire Kommentar", einfach weiter gegegeben, höchstwahrscheinlich eine Emanzipierung der preußischen Politik bewirkt haben; denn auch der preußische Gesandte in London, Herr von Alvensleben, der spätere Minister, dem ein flottes Kavaliersleben zwar die Lust zur Tätigkeit, aber nicht den klaren Blick nahm, suchte seine Berichte auf den Ton zu stimmen, daß der König für sich allein, ohne das zögernde England zu fragen, seinen Weg gehen sollte: er werde durch solchen Egoismus nur an Achtung bei dem egoistischen Bundesgenossen gewinnen.[30]) Aber wozu war Ewart da? Der ehrgeizige Mann besann sich nicht, den fairen Kommentar unfair zu interpretieren. Zunächst bezeichnete er seine Instruktion als ziemlich gut, nur zu unbestimmt.[31]) Weiter, indem er sie seiner Gewohnheit nach in Uebersetzung mitteilte, unterschlug er einige der bösesten Stellen, und endlich in der Hauptsache wußte er, doch wohl gegen Wahrheit und bessere Ueberzeugung, Hertzberg die Meinung beizubringen, das ganze „oberflächliche Machwerk" sei die Produktion eines Preußen ungünstigen Diplomaten, des nach Stockholm bestimmten Mr. Liston;[32])

---

[29]) So extraordinary a project . . . required a fair thò friendly comment on our part. I cannot foresee a probability of success to these views founded on the extreme cases they mention, supposing either of them to exist, and I shall, I own, be a good deal surprized if the Porte accedes to the propositions Diez is to make even as eventually binding. P. R. O.

[30]) Salomon, William Pitt I², 451. Dazu Alvensleben an den König, 18. Februar 90: J'ai toujours insisté que V. M. ne devait pas compter sur un concert ou soutien quelconque de l'Angleterre, mais qu'Elle devait agir seule, si Elle voulait agir, et j'ai soutenu que nous n'avions pas besoin d'être soutenus par l'Angleterre, que même nous aurions gagné en considération près d'elle, si nous avions agi seuls. St. A.

[31]) Hertzberg an den König 4. Juli 89: Ewart habe Instruktionen bekommen: elles sont assez bonnes, mais trop vagues. St. A.

[32]) Finckenstein und Hertzberg an den König 5. Juli 89: Nous avons lieu de croire que cette instruction superficielle et peu conforme aux vues de V. M. a

Digitized by Google

die Minister hätten vielleicht noch keine ganz klare Vorstellung von den Absichten des Königs. Das konnte dann leicht anders werden. Er selbst bekundete auf alle Weise die gute Absicht, seine Regierung „aufzustacheln".[33])

Der Brief, in dem er das tat, war wieder eine höchst auffallende Leistung. „Sie haben sich", schrieb er dem Staatssekretär am 12. Juli privatim zurück,[34]) „nicht in der Vermutung getäuscht, daß der Inhalt Ihrer Depesche hier nicht willkommen sein würde. Vielmehr entstand dadurch und noch mehr unter dem Eindruck von Alvenslebens Berichten eine starke Verstimmung, deren ungünstigen Wirkungen zu begegnen ich keine geringe Schwierigkeit gehabt habe. Denn unter der übertriebenen Vorstellung, England sei dagegen, daß Preußen irgendwelche Vorteile aus seiner gegenwärtigen günstigen Lage ziehe, waren der König wie Graf Hertzberg zunächst entschlossen, einen Schlag zu tun, um Oesterreich aus Galizien zu vertreiben, und wollten eine Antwort in so unpassenden Ausdrücken geben, daß ich nicht zögerte zu erklären, ich könnte sie nicht annehmen.[35]) Da aber Seine Majestät wie Graf Hertzberg immer mit sich reden lassen (are always open to conviction), so erreichte ich schließlich, daß sie all die heftigen Gedanken beiseite legten, und ich denke, Euer Gnaden werden im ganzen mit den gegenwärtigen Plänen und Wünschen dieses Hofes zufrieden sein. . . . Weil nichts darin feindlich gegen Rußland ist und sich alles nur auf Oesterreich bezieht, kann Preußen nicht direkt mit Rußland zusammengeraten, abgesehen von dem äußersten Fall, daß die Türken über die Donau getrieben würden, und auch dann wäre die Hauptabsicht Preußens, den Kaiser aus Polen herauszuwerfen und ihm Moldau und Walachei zu belassen. In dem andern äußersten Fall, daß die Türken gegen Rußland Erfolg hätten,

---

été minutée par le Sr. Liston qui au lieu de passer ici, est allé en droiture à Stockholm. St. A.

[33]) Hertzberg an den König 8. Juli 89: J'avais dressé ce matin la réponse à Mr. Ewart selon le projet présenté à V. M. et que Mr. Ewart trouve fort propre à aiguillonner sa cour parce qu'il désapprouve lui-même qu'elle veut séparer les affaires de l'Orient et celles du Nord etc. Derselbe an denselben 12. Juli: Die Note ist Ewart überreicht worden: Il m'a assuré en être fort content et pouvoir s'en servir utilement pour rectifier et pour échauffer son ministère. St. A.

[34]) P. R. O. Nebenher gingen zwei große offizielle Depeschen vom 12. und 13. Juli. Aus der ersten ein Auszug bei E. Herrmann, Geschichte des russischen Staates V, 552 (mit dem falschen Datum 14. Juli).

[35]) Davon finde ich in den preußischen Akten keine Spur. Die Note vom 12. entspricht im wesentlichen dem Vorschlag vom 5. Juli. Vgl. übrigens oben Anm. 33.

Digitized by Google

würde die vorgeschlagene mächtige Intervention dem letzteren sicher höchst vorteilhaft sein. Was dann die dazwischen liegenden Möglichkeiten anlangt, wo es ebenfalls das Ziel wäre, Oesterreich zur Räumung Polens gegen das erwähnte Aequivalent zu bestimmen, so wird man sich ganz nach den Ereignissen und besonders nach den Folgen richten, die der Tod des Kaisers und der Aufruhr in Galizien haben könnten. Aber was immer das Resultat sein mag, ich denke, ich kann Euer Gnaden getrost versichern, die gegenwärtige Lage dieses Landes, wie sie sich aus dem glänzenden Zustande seiner Armee und seiner Finanzen und aus seinem Einfluß in Polen ergibt, verglichen mit der Erschöpfung und beinahe dem Verfall von Oesterreich und Rußland in den gleichen Punkten, ist so, daß es selbst bei der ungünstigsten Wendung der Dinge nicht die geringste Gefahr einer Ueberwältigung liefe, und doch wäre das der einzige Fall, in dem England irgendwie riskierte, direkt verwickelt zu werden, um eine Zerstörung des Gleichgewichts zu verhindern. Wenn man bedenkt, daß Seine Preußische Majestät an der Spitze von über 200 000 Mann der schönsten Truppen der Welt steht, versehen mit allem und bereit, jeden Moment auszurücken, während sein natürlicher Feind und Nebenbuhler in einen Zustand größter Verlegenheit gebracht ist, so kann man sich nicht wundern, daß er dazu neigt, übermütig zu werden und auf ehrgeizige Entwürfe zu hören. Aber es ist ein glücklicher Umstand, daß er immer mit sich reden läßt (noch einmal!), und daß das Gerechte und Vernünftige sicher ist, durchzudringen. Andererseits mag betont werden, daß nichts soviel beitragen kann, dies Land zu einem nützlichen Alliierten zu machen, als wenn es auf dem gegenwärtigen Fuß vollkommener Rüstung gehalten wird; denn dadurch ist es imstande, mit einer Schnelligkeit und Kraft zu handeln, die unfehlbar den Erfolg sichert; und da der Frieden bisher durch die rechtzeitige Festigkeit und Energie Englands und Preußens erhalten worden ist, bin ich oft versucht gewesen, zu denken, dadurch, daß beide Mächte immer, wenn nötig, zusammenwirkten, würden sie in der Lage sein, einen Krieg zu verhindern und Ruhe herzustellen in jedem Fall, bloß mit einer kraftvollen Demonstration."

Die Möglichkeit eines solchen Zusammenwirkens nun, das sein Ideal war und blieb, durfte er sich schmeicheln, noch einmal gerettet zu haben; denn statt sich von England frei zu machen, hatte Hertzberg den König im Sinn vielmehr nur eines entschiedeneren Annäherungsversuches beraten. Es sollte der große Plan durch einen besonderen Gesandten, als den man den jungen Grafen Keyserlingk ins Auge faßte,

Digitized by Google

nach London mitgeteilt und England gebeten werden, ihn den kriegführenden Mächten zu empfehlen. Wenn aber Preußen infolge dieses Vorschlags angegriffen würde, so erwarte man, daß die Verbündeten ihm den Rücken gegen Frankreich und Dänemark deckten. Eine lange und lehrhafte Note gab vorläufig von alledem Kenntnis.[36]) Es schien also nicht übertrieben, wenn Ewart schließlich versicherte, er hoffe auf weiteren Erfolg beim Ausführen von Weisungen wie beim Verhindern überstürzter Maßregeln.[37])

Als einen günstigen Umstand dabei mochte er ansehen, daß in Berlin noch von einer ganz anderen Seite gegen „überstürzte Maßregeln" eifrigst gearbeitet wurde. Am preußischen Hof ganz ebenso wie damals in London bestand trotz allem, was man in Schweden und Polen in der letzten Zeit gegen das russische Interesse unternommen hatte, im Grunde fast etwas wie unglückliche Liebe für das Zarenreich. Während mehr als einmal der äußere Schein ganz auf Krieg wies, blieb der Wunsch bestehen, mit dem alten „natürlichen" Verbündeten wieder zu Einverständnis und Freundschaft zu gelangen. Die Kaiserin ihrerseits war dem im Augenblick ganz abgeneigt. Die Petrucchio-Allüren,[38]) durch die man ihr zu imponieren dachte, bewirkten bei ihrer sehr starken weiblichen Empfindlichkeit gerade das Gegenteil. Sie redete und schrieb sich in einen förmlichen Haß gegen die Brüder Ge(orge) und Gu(illaume) hinein, wie sie die Monarchen von England und Preußen meist unter Verleihung von anderen Ehrentiteln bezeichnete.[39]) Aber sie wußte, daß die Lage für sie gefährlich werden konnte, wenn „der dumme Tölpel" in Berlin und sein englischer „Gevatter" in den Kampf

---

[36]) Finckenstein und Hertzberg an Ewart 12. Juli. St.-A. Bezeichnend für die Naivetät, mit der Hertzberg gelegentlich argumentierte, ist der Passus: S. M. (von England) préférera à tout objet d'un intérêt médiocre tel que le commerce (mit Rußland) celui du maintien de la balance.

[37]) Er hatte ursprünglich hinzugesetzt: Perhaps nothing contributes so much to insure this as the degree of inconsistency that often prevails here. Schließlich aber strich er den Passus, offenbar, weil er im Augenblick nichts schreiben wollte, was das Kabinett gegen Preußen einnehmen konnte.

[38]) Harris an Carmarthen 15. Februar 1788: Does Kate relent and has the Petrucchio behaviour we so properly assumed tamed the Shrew of the North. Diaries and Correspondence II, 416.

[39]) Vgl. namentlich ihre Briefe an Baron Grimm. Sbornik russkavo istoritscheskavo obschtschestwa XXIII. Sehr witzig bemerkt sie anläßlich der Nachricht von der Geisteskrankheit Georgs S. 468: Qui aurait jamais cru que l'ami Ge eût quelque chose à perdre du côté perdu.

Digitized by Google

eingriffen. Deshalb überwand sie sich soweit, jene ihr günstigen Hoffnungen durch gelegentliche kleine Schritte scheinbaren Entgegenkommens zu nähren. Ihr Werkzeug dabei war ein gewandter, in seinen Mitteln nicht zu wählerischer Diplomat, Herr von Alopeus,[40]) der übrigens als Freund des Großfürsten Paul der preußischen Sache für seine Person wirkliche Sympathie entgegenbrachte. Dieser hatte schon im Sommer 1788 einige Zeit in Berlin neben dem ordentlichen Gesandten Dienste getan. Jetzt seit Mitte Juni weilte er wieder in der preußischen Residenz, um zwar nicht irgendwelche wirklichen Zugeständnisse, aber umso mehr schöne Worte zu überbringen.[41]) Seine Mission stand unter glücklichen Zeichen. Durch den mächtigen Flügeladjutanten, Oberst Bischoffwerder, an den er besonders gewiesen war, gewann er eine direkte Verbindung mit dem König, die noch sehr wichtig werden sollte, und auch Hertzberg empfing ihn freundlich als einen Mann, der vielleicht zur Ausführung seines großen Planes mithelfen würde. Schon am 19. Juni schrieb er, man könne sich seiner bedienen, wenn die Umstände erforderten, der Kaiserin wegen der orientalischen Dinge Eröffnungen zu machen, namentlich wenn man sähe, daß mit der Pforte absolut nichts anzufangen sei.[42])

Solche Eröffnungen konnten leicht die Wirkung haben, die preußische Politik vom Krieg fort nach der Seite der Verhandlungen abzulenken. Deshalb schien der Gedanke niemandem glücklicher als Ewart. Vielleicht hat er ihn lanziert: sicher förderte er ihn. „Man entschloß sich", berichtet er rückblickend am 10. August,[43]) „Alopeus die großen Vorteile vorzustellen, die die Kaiserin im gegenwärtigen Augenblick durch Anschluß an die Verbündeten gewinnen würde, und andererseits die Gefahren, denen sie sich beim Beharren in ihrem alten System aussetzte, insbesondere die Gefahr, bald völlig isoliert zu werden, da sie nur noch wenig Halt an Oesterreich und keinen an Frankreich hätte. In Polen ständen die Dinge so, daß die Vereinigung von Galizien und Lodomerien mit der Republik höchst wahrscheinlich erscheine. Der Kaiser könnte sie nicht verhindern; auch sei die Wiederherstellung der Karpathengrenze ein Gegenstand höchster Wichtigkeit für die gemeinsamen

---

[40]) Whitworth, der englische Gesandte in Petersburg, charakterisiert ihn 21. August 89: a man of ambition, full of nothing but making his way in the world and not overscrupulous as to the means.

[41]) Seine Berichte bei Dembinski I, 20 ff.

[42]) Hertzberg an den König 19. Juni 89. Auszugsweise bei Dembinski I, 220 f.

[43]) An Leeds privat. P. R. O.

Digitized by Google

Interessen Rußlands und Preußens. — Gleichzeitig war ausgemacht, nicht von Abtretung der Moldau und Walachei an Oesterreich zu sprechen und noch weniger von irgendeiner Erwerbung für Preußen, weil es doch durch derartige Anregungen auf das ernsteste kompromittiert würde, aber man kam überein, Alopeus zu sagen, daß der Zarin frei stehe, das Arrangement zugunsten von Oesterreich vorzuschlagen, das ihr am rätlichsten schiene."

Blieb die Erklärung in diesen Grenzen, so ließ sich der innere Zwiespalt zwischen der englischen und preußischen Politik am Ende eben noch verdecken. Alopeus selbst gewann den Eindruck, daß Ewart mit Hertzberg am gleichen Strange zöge.[44]) Tatsächlich aber sollte gerade jetzt ein starker Gegensatz zwischen beiden entstehen. Dem Gesandten drohten die Zügel zu entgleiten, an denen er noch eben versprochen hatte, den „gutem Rat stets zugänglichen" Minister zu halten.

Hertzberg war sonst trotz einer gewissen Neigung zu starken Worten keineswegs der Mann, die Dinge auf Biegen oder Brechen zu stellen. Vielmehr hatte er vorher mehr als einmal den König von entscheidenden Maßregeln zurückgehalten und sollte es in der Folge erst recht tun. Im damaligen Augenblick aber, wo er glaubte, die Realisierung seiner Entwürfe zum Greifen nahe zu haben, drängte er mit Eigensinn, ja mit Ungeduld vorwärts. Was ihm etwa noch an Sicherheit gefehlt hatte, gaben die Nachrichten aus Versailles und Paris, wo doch eben die große Revolution anbrach. „Nun kann man", schrieb er nach dem Bastillesturm, „die Monarchie in Frankreich als abgeschafft und die Allianz mit Oesterreich als zerstört ansehen. Es wird daraus eine neue Ordnung der Dinge hervorgehen. Die Finanzen werden hergestellt werden können, und die Regierung wird den wahren Interessen Frankreichs nachgehen müssen, ohne sich viel um die auswärtigen Angelegenheiten zu kümmern. Mir scheint, dies ist der eigentliche, aber auch der letzte Zeitpunkt, den Ew. Majestät benutzen kann, um der Monarchie das höchste Maß von Dauerbarkeit zu geben."[45]) Schon meinte er in besonders optimistischen Momenten, das Volk werde die Regierung zwingen, zum natürlichen System Frankreichs zurückzukehren, so daß Preußen die Wahl habe zwischen den beiden Westmächten.[46])

---

[44]) Berichte vom 18. und 23. Juli. Dembinski I, 24 und 27. An der letzten Stelle heißt es: M. de Hertzberg, épaulé par M. Ewart, pousse avec vivacité à la roue.

[45]) Hertzberg an den König 26. Juli 89. St.-A.

[46]) An Lucchesini 1. August 89: Je crois que la révolution de la France rendra

Digitized by Google

Unbekümmert um Ewarts Abmachungen ging er auf eigene Hand daran, den entscheidenden letzten Schritt vorzubereiten. Statt jener vorsichtigen allgemeinen Erklärung teilte er Alopeus den ganzen Tauschplan mit, wobei Rußland die Krim, Taman und Otschakow, Oesterreich ausdrücklich Moldau und Walachei zugesprochen wurden. Als Zweck dieser Eröffnung hat er einige Wochen später bezeichnet, sich eine Absage zu holen und dem König so einen guten Anlaß zum Handeln zu verschaffen.[47]) Doch findet sich daneben und zwar gleichzeitig die Aeußerung, er wolle, daß sich alles sozusagen bello modo vollziehe,[48]) wie er denn auch Friedrich Wilhelm schrieb, man werde anscheinend, ohne einen Schuß zu tun, „près que sans faute et risque", zum Ziele kommen.[49]) Jedenfalls war der Plan mehr auf eine Annahme durch die Kaiserhöfe, als durch die Türken zugeschnitten, und insofern als Programm für eine Demonstration gegen Oesterreich und Rußland so ungeeignet wie möglich; denn wie, wenn die Pforte sich auf billigere Bedingungen direkt mit ihren Bedrängern einigte?

Von Begeisterung für die Sache war denn auch selbst in preußischen Kreisen wenig zu spüren. Die schmeichelnde Zustimmung einiger strebsamer Diplomaten, wie Borcke, Lucchesini und Jakobi, wollte nicht viel besagen: sie hängten den Mantel nach dem Wind und glaubten damals noch, daß Hertzberg ihn mache. Unter den maßgebenden Militärs, namentlich bei Möllendorf und den Flügeladjutanten, herrschte keine Neigung, die unklare, zwischen Krieg und Frieden schillernde Rolle zu übernehmen, die der schreibgewaltige Minister ihnen zugedacht hatte, und auch der König, dessen Hertzberg im Frühling so sicher gewesen war, wird jetzt als von vornherein kühl geschildert.[50]) Wenn ihm die

---

à cette monarchie son existence, et que la nation forcera le gouvernement de retourner au système naturel de la France, de sorte que nous pourrons opter entre la France et l'Angleterre, si la dernière nous néglige trop. Die Stelle fehlt in dem Abdruck bei Dembinski I, 403.

[47]) An Lucchesini praes. 28. Sept. 89 mon intention était qu'en le (den Plan) lui (Alopeus) communiquant et en nous attirant un refus je procurerais du moins au roi un motif précieux d'agir. St.-A.

[48]) An Lucchesini 28. Juli 89. St.-A.

[49]) Hertzberg an den König 6. August 89. St.-A. Auch in einem Brief an Lucchesini vom 22. August heißt es: si elle (Katharina) était capable, elle l' (den Plan) accepterait.

[50]) Jackson (Ewarts Legationssekretär) an Leeds 11. August: the King however was very cool. Br. Mus. Ebenso Ewart an Leeds 10. August: H. Pr. M. shewed no disposition whatever to listen to this inconsiderate advice (to take the field

Digitized by Google

immer wiederholten Vorstellungen des Ministers zeitweilig imponierten, im Grund war seinem gesunden und geraden Verstand, den er nur zu wenig gebrauchte, der ganze Plan zu kompliziert. Dazu, wie ihn die wechselnden Eindrücke des Augenblicks nun einmal beherrschten, fand er sich gerade damals durch die Feste absorbiert, die die Anwesenheit seiner Schwester, der Prinzessin von Oranien, in Berlin begleiteten,[51]) und was an politischen Gesprächen trotzdem vorfiel, betraf mehr als die orientalischen Dinge die Vorgänge in Belgien, wo die beginnende Erhebung gegen Joseph II. ganz neue Chancen für eine Kriegs-, nicht Vermittlungspolitik gegen Oesterreich zu eröffnen schien. Warum sollte man dem Kaiser, der so von allen Seiten bedrängt wurde, bloß um den Preis eines Gebietsaustausches zum Frieden mit der Pforte, also zu neuer Bewegungsfreiheit verhelfen? War es nicht besser, noch etwas zu warten, bis jener Aufstand der Niederländer und der galizische vollends zur Reife gekommen wären, um dem alten Feind dann gleich zwei Provinzen und ohne Entschädigung zu entreißen? Mit Rußland gelangte man inzwischen vielleicht zur Einigung. Alopeus hatte wirklich verstanden, die Hoffnungen nach dieser Richtung gerade beim König erheblich zu verstärken. Dürfen wir ihm selbst glauben, so nahm er bei seiner Abreise Ende Juli das ausdrückliche Versprechen mit, Preußen werde keinen definitiven Entschluß fassen, ehe er mit der Antwort der Zarin zurück sei.[52])

Das alles sah denn schon nicht danach aus, als ob Hertzberg eine plötzliche Schilderhebung durchsetzen würde. Immerhin, wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht Ewart seinem alten Freund entschieden in die Parade gefahren wäre.[53]) Er mißbilligte bereits die Mitteilung

---

this autumn) and Gal Möllendorff together with the other officers in confidence about his person were decidedly against it. P. R. O.

[51]) Jackson an Leeds 1. August: The court and indeed the generality of people here are so deeply engaged in the Fêtes etc. that are giving in honour of the Princess of Orange, that they think of little else. Br. Mus.

[52]) So sagte er zu Hüttel, dem preußischen Legationssekretär in Petersburg. Vgl. dessen Bericht vom 1. September 89 bei Dembinski I, 231.

[53]) Hertzberg selbst mindestens hat ihm die Hauptschuld zugeschrieben z. B. an den König 25. November 89: Je n'oublierai jamais au Sr. Ewart que lui et ses ministres par leur réserve et contrarieté nous ont fait manquer à la fin de cet été l'occasion la plus favorable et qui ne se retrouvera peut-être jamais pour la monarchie prussienne d'exécuter notre grand plan. St.-A. Merkwürdigerweise nur blieb die geschäftliche und persönliche Intimität beider Männer davon unberührt. Schon 10. August konnte Ewart an Leeds schreiben: I am happy that

Digitized by Google

des Planes an Alopeus auf das stärkste und meinte auch erreicht zu haben, daß sie in gewissem Sinne von Hertzberg selbst desavouiert wurde.[54]) Vollends aber widersprach er leidenschaftlich, als der Minister die Absicht äußerte, das Projekt, wie am 12. Juli in allgemeinen Ausdrücken verheißen war, nun wirklich offiziell nach London zu schicken. Vierzehn Tage lang gab es so fortgesetzte Debatten. Ewart wies namentlich darauf hin, wie widerspruchsvoll und doppelsinnig es sei, während die Pforte doch immer noch die im Mai angebotene Allianz annehmen könnte, den Kaiserhöfen eine Art Teilung der Türkei vorzuschlagen, und wenn die ablehnten, wieder auf das Bündnis zurückzukommen.[55]) Einigemal schien Hertzberg das anzuerkennen. Den Gedanken der sofortigen vollständigen Enthüllung seiner letzten Ziele in London gab er auch wohl wirklich preis.[56]) Da aber diese Ziele an sich schließlich

---

this disagreeable affair has not occasioned any diminution of intimacy ond confidence between Count Hertzberg and myself. P. R. O.

[54]) Darüber heißt es in dem Brief an Leeds vom 10. August: Happily however the Russian minister soon felt that such a communication could not fail to be highly detrimental to the great object of conciliating his Court, and after some discussion with M. de Hertzberg who was made sensible of the imprudence he had committed he gave his word that he would make no use of the plan in question and confine himself entirely to the representations above mentioned. (Vgl. S. 248 f.) P. R. O. Wenn er das Wort wirklich gegeben hat, so brach er es, wie aus einem Bericht Whitworths aus Petersburg, vom 21. August 89 zu ersehen ist. P. R. O.

[55]) I desired him to explain what turn he conceived things would take should the idea be followed of proposing the gratuitous partition of the Ottoman Empire, at the same time, that an alliance had been offered to the Porte. He answered that if the Turks accepted the proposals ... the conditional treaty would of course be concluded, but that he was convinced, they would reject them. — That the next thing to be done would be to propose the plan of partition and exchange to the two imperial courts, and that if they rejected it, which he thought most probable, (vgl. aber doch oben S. 250), he should recommend the formation of an offensive alliance with the Porte and Sweden. Having represented to him the three palpable contradictions there were in this project which rendered its execution unpracticable, I entreated him to consider what bad effects must necessarily result from the simple proposal of such a plan to my Court, as it would commit the dignity and consideration of the king his master. Brief vom 10. August. P. R. O.

[56]) Wenigstens heißt es in Hertzbergs Vortrag vom 6. August: je n'ai pas voulu communiquer aux ministres anglais le plan intègral, mais seulement le projet de notre traité avec la Porte (das sie aber doch schon kannten!), en leur indiquant, l'idée éventuelle d'un plan de pacification général, de sorte que par cette confidence générale faite à une cour amie, il n'y aura rien de gâté ni de perdu. St. A. Vgl. auch unten.

Digitized by Google

doch unverrückt blieben, so entschloß sich der Engländer, von dem unbelehrbaren Minister direkt an den Monarchen zu appellieren, durch die Vermittlung jenes selben Bischoffwerder, bei dem auch Katharina, wie wir sahen, ihre Interessen am besten aufgehoben meinte.

Er schrieb dem Generaladjutanten nach der letzten ergebnislosen Unterredung mit Hertzberg einen langen Brief, der es wohl verdient, in ausführlicher Uebersetzung mitgeteilt zu werden:[57]) „Nachdem ich seit drei Tagen vergeblich versucht habe, den Grafen Hertzberg zu einer Modifikation des Planes zu bestimmen, den er nach England schicken will, glaube ich Ihnen einen Abriß des Vorgefallenen geben und die bösen Folgen auseinandersetzen zu sollen, die notwendigerweise aus dem Vorgehen resultieren müssen, das dem König morgen früh vorgeschlagen werden wird. Ich schicke Ihnen zunächst die Abschrift eines Papiers, das ich Hertzberg gestern morgen übergab, und das ein Resumé der Argumente enthält, die ich in meinen Depeschen gebraucht habe, um zu beweisen, daß die Ereignisse auf eine oder die andere Art die Vereinigung Galiziens mit Polen herbeiführen müßten, und um die Hilfe zu spezifizieren, die der König von seiten Englands erwarte. . . Da man bei mir zu Haus bereits empört gewesen war über den Gedanken, daß S. M. die Ereignisse zu überstürzen und einen Krieg zu riskieren beabsichtige, so werden Sie sehen, daß ich mich besonders bemüht habe, zu beweisen, daß alles sich in natürlicher Entwicklung vollziehen würde derart, daß, wenn der eine oder der andere der verschienen Fälle eintreten sollte, der König nur auf die angegebene Weise handeln könnte . . . Aber ich muß noch zwei dazwischenliegende Fälle hinzufügen, die ich ebenfalls meinem Hof dargelegt habe. Der erste und vielleicht wahrscheinlich ist, daß dieser Feldzug verläuft, ohne irgend etwas zu entscheiden. Dann — mag nun der Kaiser sterben oder nicht — immer würden er und Rußland, getrennt oder vereint, nächstes Jahr am Ende ihrer Kraft (aux abois) sein. Aber, um zweitens den möglichen, obwohl keineswegs wahrscheinlichen Fall anzunehmen, daß die beiden Kaiserhöfe während des Winters zum Frieden gelangten, wären wir dann nicht, da die Kaiserin nach ihren eigenen Worten ihre ganze Macht gegen Schweden wenden würde, alle verpflichtet, so zu handeln, daß es nichts mehr zu schonen gäbe. Man könnte noch andere mögliche Modifikationen bezeichnen, aber ich glaube ihrer genug an-

---

[57]) Ewart an Bischoffwerder. Abschrift von der Hand Jacksons ohne Datum. Beilage zu dem Privatbrief an Leeds vom 10. August 89. P. R. O.

Digitized by Google

geführt zu haben, und ich sehe keine, die dem großen Ziel entgegen ist, Oesterreich über die Berge zurückzutreiben . . .

„Ich erklärte Hertzberg, ich sei in der Verteidigung der Sache Preußens gegen meine Regierung soweit wie möglich gegangen und schmeichelte mir nach den bereits empfangenen Antworten, ihr völliges Einverständnis zu erhalten, vorausgesetzt, daß der Plan, den er jetzt vorzuschlagen gedächte, auch auf Eventualprinzipien begründet sei, und daß nichts überstürzt oder forciert würde. — Als ich heute Mittag wieder zu ihm kam, hat er mir gesagt, daß er nur eine allgemeine Instruktion aufgesetzt habe, die sich auf seinen alten Plan bezöge, daß dieser aber nur nach den Umständen mitgeteilt werden sollte. Ich habe ihm darauf vorgestellt, daß man bei mir einen Plan erwarte entsprechend den gegenwärtigen Umständen oder den wahrscheinlichen Ereignissen, wie das in aller Form angekündigt worden ist, und daß ich nicht sähe, wie der in Frage stehende diesen Zweck erfüllen könne . . . Ich habe ihn angefleht, die schlechte Wirkung in Betracht zu ziehen, die der bloße Vorschlag eines solchen Planes bei meiner Regierung haben müsse, wie er ihr unfehlbar viel Mißtrauen einflößen würde, und wie ich für nichts mehr stehen könnte. Meine Lage sei um so peinlicher, als man mich daheim anklagte, ein besserer Preuße als Engländer zu sein. Nun würde mich dieser Vorwurf niemals hindern, die Interessen des Königs zu vertreten, soweit es möglich wäre, sie mit denen meines Vaterlandes zu vereinigen, und ich sei überzeugt, daß ich meine Pflicht nicht besser erfüllen könne, als indem ich dazu beitrüge, die Bande zwischen beiden Höfen mehr und mehr zu befestigen. Aber ich sähe klar vor mir, daß man mir nicht mehr dasselbe Vertrauen schenken, ja, es scheine mir selbst wahrscheinlich, daß man es mir ganz entziehen würde. Ich habe ihn beschworen, zu den gemäßigten und eventuellen Prinzipien zurückzukehren, die er selbst zugegeben habe. Wo doch die Sicherheit bestände, durch dies Mittel zum Ziel zu kommen und im Einklang mit den Alliierten, würde es besonders ärgerlich sein, daß man die Dinge um nichts und wieder nichts überstürze . . . . . Aber er ist unerschütterlich geblieben in seinem Entschluß, keinen anderen Plan vorzuschlagen, ja nicht die geringste Aenderung zu machen. Da es so steht, wende ich mich an Sie, um Sie zu bitten, mich mit Ihrem Rat zu unterstützen und mir zu helfen, die Dinge in ihre natürliche Bahn zurückzulenken."

Wer das heute liest, sieht leicht das Sophistische und Gequälte vieler Sätze. Wer verbürgte, daß die Kaiserhöfe, wenn der Feldzug gegen die Türken unentschieden blieb, im nächsten Frühling wirklich völlig

Digitized by Google

geschwächt waren, und was nützte in dem anderen Fall eines türkischen Sonderfriedens die Wahrscheinlichkeit einer allgemeinen Aktion gegen Rußland im Norden, vorausgesetzt, daß diese Wahrscheinlichkeit überhaupt bestand? Aber die Darlegung, wie eigentlich alles von selbst gut werden müsse, konnte nicht anders als auf die im Grunde willensschwache Natur Friedrich Wilhelms und seines Vertrauten höchst verlockend wirken. Dazu die Aussicht auf englische Unterstützung im einen, auf Verlust der Bundeshilfe im andern Fall! Genug, Bischoffwerder beeilte sich, den Gesandten im Namen des Königs zu beruhigen. „Fürchten Sie nichts", schrieb er ihm zurück, „mein sehr lieber Freund, wegen eines überstürzten Schrittes. Es wird nicht von Moldau und Walachei die Rede sein, ehe der Kaiser diese Provinzen erobert hat. Man wird vor allem die Antwort der Pforte abwarten, und man wird sich niemals dem Vorwurf der Doppelzüngigkeit aussetzen. Einstweilen wird der erwähnte Artikel aus dem fraglichen Plan gestrichen werden."[58])

Tatsächlich war ein entsprechender Befehl bereits ergangen. Hertzberg protestierte mit Leidenschaft: während *sein* Plan die Interessen aller vereinige, führe der neue, Galizien ohne Aequivalent zu nehmen, zu einem ungerechten Krieg, hänge von vielen unsicheren Umständen ab und bringe den Verlust des gegenwärtigen einzigartigen Augenblicks mit sich.[59]) Auch gab er die Hoffnung nicht ganz auf, daß es schließlich doch noch zu einer Demonstration in seinem Sinne kommen würde. Bei den Manövern in Schlesien, zu denen sich der König alsbald begab, sollten Jakobi, der aus Wien, und Lucchesini, der aus Warschau zitiert wurde, im Hauptquartier für die gute Sache wirken. Er selbst wies aus der Ferne in Denkschrift auf Denkschrift die Notwendigkeit nach, nicht länger zu warten: auf allen Seiten eröffneten sich die besten Aussichten für die Interessen und die Größe Seiner Majestät.[60]) Fast krank vor Aufregung und Spannung, erwartete er immer, selbst zur entscheidenden Beratung nach Breslau befohlen zu werden.[61]) Aber die Erwartung

---

[58]) Bischoffwerder an Ewart 6. August. P. R. O. Auch bei F. K. Wittichen, Preußen und die Revolutionen in Belgien und Lüttich. S. 24. Anm. 1.

[59]) An den König 6. August. St.-A.

[60]) An den König 12. August: les vues s'éclaircissent de tous côtés pour les intérêts et la grandeur de V. M. Sonst namentlich noch Vorträge vom 20. und 22. August. St.-A.

[61]) An Lucchesini 22. August 89. Für die Stimmung besonders ein Brief an Borcke 25. August 89: Enfin je fais l'impossible ici de mon côté pour pousser la machine en avant, mais je n'ai personne de mon côté que vous et Lucchesini.

Digitized by Google

trog. Die beiden diplomatischen Stützen fielen um, die Offiziere erklärten einstimmig, daß die Jahreszeit zu weit vorgeschritten sei,[63]) und der König blieb bei dem, was er Ewart vor der Abreise gesagt hatte, daß er seine Aufmerksamkeit auf die belgischen und galizischen Dinge konzentrieren wollte,[63]) die dann vor dem Frühjahr nicht zum Eingreifen reif sein konnten.

Der Engländer also durfte sich des Sieges rühmen. Sein Einfluß war mächtiger als je. Von allen Seiten, von den preußischen Hofleuten so gut wie von den Ministern in London, erhielt er reichliches Lob. Nur leider die neuen Ideen, die fortan die preußische Politik beherrschten und als deren Vater er sich großenteils fühlen durfte, sollten kein besseres Schicksal haben als der alte Hertzbergsche Plan. Indem sie nun ihrerseits von Hertzberg ständig durchkreuzt und am Ende vom englischen Ministerium verleugnet wurden, führten sie zu nichts als dem unfruchtbaren Ruhm von Reichenbach, der überdies noch kein volles Jahr später durch die Schmach des Rückzuges vor Rußland in der Frage von Otschakow aufgewogen wurde. Außerordentliches an Arbeit und Geld war nutzlos vertan. Der Mann selbst aber, der sich vermessen hatte, England und Preußen zu lenken, mußte, von der eignen Regierung mit unedler Hast aus dem Dienst entfernt, fast fortgejagt, von der preußischen mit schlechtestem Nachruf bedacht,[64]) krank und verzweifelt schon im Herbst 1791 die Stätte seiner anfänglich beispiellosen Erfolge verlassen. Wenige Monate später (Januar 1792) starb er unter wilden Phantasien. Die Politik hatte ihm den Geist verwirrt und das Herz gebrochen.

J'attends à tout moment d'apprendre de Breslau ce qui se sera passé là et si on voudra prendre un parti St.-A.

[63]) Lucchesini an Hertzberg 30. August 89. Dembinski I, 407.

[63]) Ewart an Leeds 10. August 89. Offizieller Bericht. P. R. O.

[64]) Vgl. etwa Lindsay an Grenville 29. Oktober 91. Fortescue Manuscripts II, 219.

Digitized by Google

Die Engländer und die Gefahr einer französischen Landung zur Zeit Louis Philipps und Napoleons III.

(Ein Kapitel aus der Geschichte der „Entente Cordiale".)

Von

Emil Daniels.

In den unglücklichen Seekriegen der Revolution und des Kaiserreichs war die französische Marine zugrunde gegangen, aber wenige Jahrzehnte des Seefriedens genügten, um sie in achtunggebietender Stärke wiederherzustellen. Als im Hochsommer 1840 das von Thiers regierte Frankreich sich mit einer Koalition von Mächten in Krieg zu verwickeln drohte, deren diplomatischer Vorkämpfer der britische Staatssekretär des Auswärtigen, Lord Palmerston, war, hatte das französische Mittelmeergeschwader von 21 Linienschiffen die ausgesprochene Uebermacht über die 15 englischen Linienschiffe in diesen Gewässern.[1])

Bei dem damaligen Stande der Technik des Kriegsflottenbaus — gemischte Segel- und Dampferflotte ohne Panzerung — wurde der beste Maßstab, um die Stärke zweier Marinen zu vergleichen, durch die Zahl der Seeleute gebildet. Die Vertreter der Admiralität im Hause der Gemeinen legten damals bei ihren Reden über den englischen Ma-

[1]) Chevalier »Histoire de la marine française de 1815 à 1870«. Paris 1900. S. 112. (Prince de Joinville) »Note sur l'état des forces navales de la France«. Paris 1844, S. 14. Charles Stuart Parker »Sir Robert Peel from his private papers«. III. London 1899, pap. 214. Schreiben Sir Roberts an den Herzog von Wellington. Whitehall, 9. Aug. 1845. Vgl. auch Sir Henry Lytton Bulwer »The life of Viscount Palmerston«. Tauchnitz Endition Leipzig 1871. II, 279. Schreiben Palmerstons an Bulwer vom 21. Juli 1840. Ibidem S. 280. Schließlich Spencer Walpole »The life of Lord John Russell«, London 1889, Band I, S. 346. Denkschrift Lord Johns über eine Unterredung mit dem Herzog von Wellington.

Digitized by Google

rineetat immer den Satz zum Grunde, daß die Geldbewilligung für das Personal über die Höhe des gesamten Etats entscheide. Der Erste Lord der Admiralität, Sir James Graham, einer der hervorragendsten Männer in der Fraktion der Peeliten, sagte einmal im Parlament: „Bezüglich der Marine steht fest, daß die Zahl der Mannschaften maßgebend ist für die Höhe der Summen, welche in allen anderen Zweigen des Voranschlags bewilligt werden." In einem dem Parlament vorgelegten offiziellen Bericht über „den vergleichsweisen Stand der englischen und französischen Marine" heißt es: „Im Marineetat wird fast jede Geldbewilligung durch die Zahl der Mannschaften beeinflußt, da eine Vermehrung der Zahl der Seeleute entsprechende Ausgabenvermehrung nach sich zieht in Hinsicht auf die Dimensionen der neu gebauten Schiffe, betreffs der Förderung und Ausrüstung derselben und bei Anschaffungen für die älteren Schiffe."

Im Jahre 1840 dienten auf der englischen Flotte 37 665 Seeleute, auf der französischen 33 107. Im folgenden Jahr kam die Seemacht Frankreichs der Englands noch näher. In der englischen Marine zählte man 1841 im ganzen 41 389 Seeleute, in der französischen 40 171.[2])

Fast in jeder Session des britischen Parlaments verfocht Richard Cobden mit Eifer und Zähigkeit den Standpunkt, daß die Kriegsflotte Englands im Vergleich zu der Seemacht anderer Länder viel zu groß sei.[3]) Er verfuhr bei seinen Sparsamkeitsbestrebungen einseitig aber sachlich und so objektiv, wie er es verstand, und so sagte er 1862 in einer Flugschrift: „Wenn wir um nahezu ein Jahrhundert zurückschauen, finden wir, daß Frankreich sich gewöhnt hat, in Friedenszeiten eine Seemacht von ungefähr zwei Dritteln der unsrigen zu unterhalten. Indessen in den Jahren 1840 und 1841 erlitt jenes Verhältnis eine große und plötzliche Erschütterung, und statt sich mit zwei Dritteln unserer Macht zu begnügen, näherte sich die französische Marine beinahe der Gleichheit mit unserer eigenen."

Nach der Beilegung der ägyptischen Streitigkeiten hielten die Franzosen ihre außerordentlich gesteigerte Flottenstärke nicht aufrecht. Beispielsweise enthielt die französische Marine im Jahre 1845 nur 28 979 Seeleute, während die englische mit 40 089 Seeleuten bemannt war. Aber die Engländer vergaßen nicht wieder, wie nahe ihnen ihre Rivalen in einem kritischen Zeitpunkt auf den Fersen gewesen waren; das Gefühl der absoluten Sicherheit hatte die öffentliche Meinung Eng-

[2]) Richard Cobden »Political Writings«, II, 539.

[3]) Emil Daniels „Cobden", Preuß. Jahrb., Band 115, Heft 3, S. 401.

Digitized by Google

lands verloren. Im Jahre 1844 schrieb der dritte Sohn Louis Philipps, der Linienschiffskapitän Prinz von Joinville, eine Broschüre über den Stand der französischen Seemacht.[4]) In der geistvoll und zielbewußt geschriebenen Flugschrift wird gesagt, französische und englische Fachleute seien darüber einig, daß die Franzosen im Jahre 1840, wenn es zum Krieg gekommen wäre, wahrscheinlich im Mittelmeer eine große Seeschlacht gewonnen haben würden. Andererseits dürfe Frankreich sich nicht verhehlen, daß ein solcher Seekrieg zur Entscheidung eines englisch-französischen Krieges wahrscheinlich nur wenig beitragen würde. Eine große Seeschlacht wirke auf die Schiffe des Siegers beinahe ebenso zerstörend wie auf die des Besiegten. Menschenverluste vermöge die französische Kriegsflotte unendlich viel schwerer zu ertragen als die englische. Frankreich beschaffe sich seine Marinemannschaften nur mit der größten Mühe, während Großbritannien in seiner Handelsflotte ein unerschöpfliches Menschenreservoir besitze.[5]) Im Fall einer Niederlage ihrer (Segel)-Schlachtflotte würden die Engländer der französischen (Segel)-Schlachtflotte ihre zahllosen und vorzüglich bemannten Kriegs- und armierten Handelsdampfer entgegenstellen. Der Prinz rechnet, daß 3 Dampfer zu je 450 Pferdekräften erforderlich seien, um ein (Segel)-Linienschiff ersten Ranges mit Erfolg zu bekämpfen. Joinville schlägt die Ueberzahl der englischen über die französischen Dampfer so hoch an, daß seiner Meinung nach die Engländer keine Schwierigkeiten haben würden, die zur Erdrückung einer siegreichen französischen Schlachtflotte erforderliche Anzahl von Dampfschiffen in See zu bringen.

Umgekehrt, so geht das Räsonnement des Prinzen von Joinville weiter, wenn die Franzosen in ihrer Marine die Dampfkraft umfassender als bisher anwenden, wird ein Seekrieg mit England ihnen sehr viel günstigere Chancen bieten, als sie im Zeitalter der Revolution und Napoleons hatten. Der Dampf erleichtert Landungen in England wunderbar; mit dieser Mission ist die Dampferwaffe in der Welt erschienen: „Wir sind unserer Bewegungen sicher, frei in unseren Handlungen. Das Wetter, der Wind, Ebbe und Flut beunruhigen uns nicht mehr. Wir kalkulieren auf Tag und Stunde. . . . Unsere militärischen Hilfsquellen werden die Stelle unseres ärmlichen seemännischen Personals einnehmen. Wir werden immer genug Seeoffiziere und Matrosen

[4]) S. oben S. 1 Anmerkung.

[5]) Im Sommer 1845 gab es in England 200 000 registrierte Seeleute der Handelsflotte. Sir Robert Peel to the duke of Wellington. Brief vom 9. August. Parker II, 212.

Digitized by Google

haben, um die dem Seemann auf einem Dampfer verbleibenden Verrichtungen auszuüben. Die Maschine wird hunderte von Armen ersetzen."

Die Schrift des dritten Sohns des Königs der Franzosen fand bei den regierenden Männern jenseits des Kanals die ganze Beachtung, welche sie verdiente. Zwar plante der Prinz von Joinville nicht die Eroberung Englands wie Napoleon I. im Lager von Boulogne. Anstatt eines ganzen Heeres wollte der Prinz bloß Korps und Detachements an die englische Küste werfen. Aber auch diese strategische Methode versprach unter Umständen bedeutende Erfolge. Wie bei dem römischen ist auch bei dem englischen Staat die Kriegsbereitschaft im Frieden vielfach mangelhaft, so daß die Kriege häufig mit Mißerfolgen und Niederlagen beginnen.[6]) Im Jahre 1845 fanden zu London mündliche und schriftliche Erörterungen statt zwischen dem Premierminister Sir Robert Peel, dem Oberbefehlshaber der Armee Herzog von Wellington, dem Staatssekretär des Krieges Lord Stanley und dem der Marine Lord Haddington. Gegenstand jener Diskussionen war die von allen vier Würdenträgern als Tatsache anerkannte ungenügende Verteidigungsfähigkeit Englands gegen französische Landungen.[7]) Allerdings glaubte Wellington so wenig wie Joinville, daß es den Franzosen gelingen würde, eine große Armee über den Kanal zu werfen, vielmehr meinte der greise Feldherr bei seinen Erwägungen jene Gefahr vollkommen ignorieren zu dürfen. Dagegen hielt Wellington durchaus für möglich, daß 25 000 Franzosen an der englischen Küste landeten, Plymouth, Portsmouth oder ein anderes großes Arsenal zerstörten, in London, Edinburg, Liverpool, Dublin und überhaupt überall Kontributionen erhöben und einen niederschlagenden moralischen Eindruck bei der englischen Nation hervorriefen.

Nicht 1000 Mann, behauptete der Herzog von Wellington, könne England einem solchen feindlichen Korps im freien Feld entgegenstellen, da auf den britischen Inseln im ganzen nur 50 000 Landsoldaten vorhanden seien, die für Garnisonzwecke in Anspruch genommen würden. Er forderte deshalb die Verdoppelung der regulären Armee und die Wiederherstellung der vom älteren Pitt im Siebenjährigen Krieg eingerichteten Miliz mit Wehrpflicht.

In den Grenzen, welche ihm die Finanzlage des Reichs zu ziehen

---

[6]) So war es auch schon in der streng aristokratischen Periode des englischen Staatswesens. Vgl. Emil Daniels „Friedrich der Große und Maria Theresia am Vorabend des siebenjährigen Krieges". Preuß. Jahrb., Band 100, Heft 1, S. 53. Anm.

[7]) Der gesamte Briefwechsel bei Parker, III, S. 195—219.

Digitized by Google

schien, bemühte sich Sir Robert Peel, die von Wellington zugunsten der Landesverteidigung gemachten Ansprüche zu befriedigen. Aber nicht nur der Geldmangel hemmte die Bestrebungen des Premierministers, sondern auch die vorhandenen und für Rüstungszwecke angewiesenen Gelder wurden von der Verwaltung schlecht verwendet. Die damalige englische Militärverwaltung war in einem Grade veraltet, dessen Höhe bald darauf der Krimkrieg an den Tag gebracht hat: „Nach den Warnungen der Tahiti-Affäre, schrieb Sir Robert an den Staatssekretär des Innern Sir James Graham, ist es doch unerhört, daß wir nur 35 000 Perkussionsgewehre in der Reserve haben und Infanterieuniformen von dem passenden Muster nicht mehr als 12722. Wozu gibt es Verwaltungsbehörden und werden Budgets votiert? Wenn Sie wüßten, welche Mühe ich mir in dieser Sache gegeben habe, würden Sie über solch ein Resultat erstaunt sein. Nicht 13 000 Infanterieuniformen hat ein Land wie das unsrige auf Vorrat! Ich wage zu behaupten, Nassau und Koburg besitzen dreimal soviel."

Die schreienden Gebrechen der britischen Militärverwaltung sind auch nach den überaus traurigen Erfahrungen des Krimkrieges nicht sofort beseitigt worden. Erst um 1870 gelang es Gladstone, in einem Maße Wandel zu schaffen, welches anläßlich des Burenkrieges die Anerkennung aller unbefangen und sachverständig Urteilenden gefunden hat.[8])

Nicht bloß aus finanziellen Gründen wollte Peel die nötigen Verstärkungen von Heer und Flotte auf mehrere Jahre verteilen, sondern er verwarf das fieberhafte Rüsten auch deshalb, weil die französische Kriegspartei das offizielle Eingeständnis der militärischen Schwäche Englands darin erblicken könne. Dem Ministerium Guizot traute er nicht sehr viel mehr Friedensliebe zu als dem Ministerium Thiers. Der Herzog von Wellington ordnete sich Sir Robert Peel als dem Führer der konservativen Partei in der loyalsten Weise unter. Deshalb fühlte sich der greise Feldherr auf das peinlichste betroffen, als infolge einer Indiskretion „Morning Chronicle" am 4. Januar 1848 einen Brief Wellingtons publizierte, der an den Chef des Geniekorps, Sir John Burgoyne, gerichtet war und von der Verteidigungsunfähigkeit des englischen Reichs sowie einem zu befürchtenden baldigen „Trauerspiel" sprach.

---

[8]) Vgl. Emil Daniels „Gladstone", II. Preuß. Jahrb., Band 118, Heft 1, S. 53.

Digitized by Google

Die Regierung lag damals nicht mehr in den Händen der Konservativen. Aber in dem liberalen Kabinett Russell bekleidete das Ministerium des Auswärtigen Lord Palmerston, der wegen der Intrigue der spanischen Heiraten das stärkste Mißtrauen gegen Guizots Politik hegte. Uebrigens hatte er schon vorher, als sich die liberale Partei noch in der Opposition befand, die konservativen Minister gedrängt, Befestigungen anzulegen, die Marine zu vermehren und die Miliz zu reorganisieren: „Frankreich hat eine der unsrigen gleiche Flotte!" rief er im Hause der Gemeinen aus. „Ich spreche nicht von der Zahl der überhaupt vorhandenen Schiffe, sondern von der Flotte, die in Dienst gestellt oder zur Hälfte dienstfähig ist. In beiden Beziehungen ist die französische Flotte der unsrigen gleich .... Der Kanal ist keine Barriere mehr; die Erfindung der Dampfschiffahrt hat dasjenige, welches früher unpassierbar für eine Heeresmacht war, zu nichts anderem als einem Fluß gemacht, der auf einer Schiffbrücke von Dampfern passiert werden kann."

Die sensationelle Veröffentlichung von „Morning Chronicle" machte auf die britische Nation den stärksten Eindruck. Um zu verhindern, daß extreme Auffassungen von der Wehrlosigkeit Englands sich gar zu weit im Lande verbreiteten, hatte Peel im Parlament hervorgehoben, daß die neue Dampferwaffe doch nicht bloß dem Angreifer, sondern auch dem Verteidiger zugute käme. Aber die maritimen und militärischen Fachmänner neigten im allgemeinen dazu, jenes Argument zu ignorieren. So ging denn die militärische Strömung durch das ganze Volk; der Widerstand der Manchestermänner war vergeblich.

Als nun aber Lord John Russell im Januar 1848 ein Budget einbrachte, welches die Unkosten der verbesserten Nationalverteidigung enthielt, bäumte sich die von einer schweren Handelskrisis betroffene Nation[9]) gegen die Höhe der unproduktiven öffentlichen Lasten auf. Von dem Dilemma zwischen Steuerdruck und Verteidigungslosigkeit[10]) befreite die Engländer die Pariser Februarrevolution. Triumphierend schreibt Cobden: „Der Monarch und seine Minister, deren ehrgeizige Pläne die Vorwände für unsere Kriegsrüstungen geliefert hatten, und der tapfere Prinz, dessen Flugschrift uns wie eine Posaune in den Ohren geklungen

---

[9]) Ueber den wirtschaftlich-finanziellen Unterschied zwischen dem damaligen und dem heutigen England. Vgl. Emil Daniels „Cobden". Preuß. Jahrb., Band 115, Heft 3, S. 412.

[10]) Ueber die damaligen Invasionsbefürchtungen der öffentlichen Meinung und die Landesverteidigungspläne der Regierung handelt ausführlich Spencer Walpole in seinem Russell II, Kapitel XVIII. Panic and parsimony.

Digitized by Google

hatte, waren jetzt auf dem Weg, um die Gastfreundschaft Englands anzurufen."

Die zweite französische Republik übernahm die nationale Kriegsmarine mit 28 760 Seeleuten. 1849 zählte die Flotte Frankreichs 27 063 Seeleute, 1850 sank die Zahl auf 24 679, 1851 auf 22 316. Da die Franzosen von 1848—51 ihr seemännisches Personal um 6444 Köpfe verminderten, setzten die Engländer während der gleichen Periode das ihrige um 5021 Mann herunter.[11]) Angesichts des friedlichen Charakters der zweiten französischen Republik legten sich in Großbritannien die Befürchtungen, welche durch die auswärtige Politik und die Rüstungen der Julimonarchie geweckt worden waren. Nur die „Times", diese unvergleichliche Kennerin des nationalen Gemüts, brachte von Zeit zu Zeit pessimistische Artikel über den Stand der englischen Marine und die Chancen der Abwehr einer Landung von Frankreich her.

Am 2. Dezember 1851 schrieb Königin Victoria an König Leopold von Belgien: „Liebster Onkel! Es ist sehr schade, daß Sie nicht wagen, zu uns zu kommen; ich bin sicher, Sie könnten es leicht tun. Ich denke nicht, daß fürs erste in Frankreich ein Umsturz zu erwarten ist." Am 4. Dezember schrieb die Königin hinterher, sie schäme sich ordentlich, noch vor wenigen Stunden geschrieben zu haben, daß sich fürs erste wohl nichts in Frankreich ereignen würde.[12])

Die englischen Staatsmänner nahmen als wahrscheinlich an, daß dem Staatsstreich vom 2. Dezember die schwersten internationalen Verwicklungen folgen würden. Zunächst besorgten sie ein Bündnis zwischen dem Frankreich Napoleon Bonapartes und dem Oesterreich des Fürsten Felix Schwarzenberg. „Alle Freunde Oesterreichs, schrieb die Königin von England nach Brüssel, sehen den Fürsten Schwarzenberg für einen Tollhäusler an, und der Kaiser Nikolaus hat gesagt, er sei Lord Palmerston in weißer Uniform."

Man hielt in London für möglich, daß Frankreich und Oesterreich zu einer gemeinsamen Besetzung des Königreichs Sardinien schreiten würden, unter dem Vorwand, daß dieser Staat den Revolutionären aller Länder ein mit der Ruhe des Kontinents unvereinbares Asylrecht einräume, in Wahrheit mit dem Hintergedanken an Eroberungen auf Kosten Sardiniens, Belgiens, Preußens und anderer Staaten. Der

---

[11]) Cobden, »Political Writings« II, 538.

[12]) Königin Victorias Briefwechsel und Tagebuchblätter. Auf Veranlassung S. M. des Königs Eduard VII. herausgegeben. Autorisierte Uebersetzung von Konteradmiral Plüddemann. Berlin 1908. II, S. 99.

Digitized by Google

preußische Gesandte am Deutschen Bundestage, Herr v. Bismarck, teilte dem britischen Geschäftsträger in Frankfurt a. M., Edwardes, mit, man sei in Berlin über die österreichisch-französische Annäherung in einer großen Verstimmung, die er teile. Dann las er ihm einen Privatbrief vor, demzufolge von Wien her in Paris Eröffnungen geschehen waren bezüglich der Niederwerfung der konstitutionellen Regierungsform in Sardinien und Belgien und des Radikalismus in der Schweiz. Herrn v. Bismarcks Korrespondent fügte hinzu, dies sei eine abenteuerliche Politik ganz im Stile des Fürsten Schwarzenberg. Oesterreich würde nicht an jenem Punkt Halt machen, sondern wahrscheinlich eine feindselige Handlung gegen Preußen begehen. Preußen würde überrannt werden, ehe eine russische Armee ihm zu Hilfe kommen könnte. Der Brief besagte dann weiter, so wäre auch die Meinung des Barons v. Meyendorf, des russischen Botschafters in Wien. Herr v. Bismarck setzte auch den englischen Geschäftsträger davon in Kenntnis, daß die Geldforderungen, welche Frankreich jetzt gegen Belgien zu erheben vorhaben solle,[13]) auf den Antrieb Oesterreichs hin vorgebracht werden würden, zu dem Zweck, einen casus belli zu finden.[14])

Der französische Botschafter am englischen Hofe, Graf Walewski, der natürliche Sohn Napoleons I., führte eine Sprache, welche die britischen Staatsmänner verdroß und mißtrauisch machte. Er sagte zu Lord Cowley, der im Begriff stand, sich auf seinen Botschafterposten in Paris zu begeben, er würde seine Stellung dort sehr schwierig finden: „Viel würde davon abhängen, was die Mitglieder der Regierung bei der Parlamentseröffnung sagen würden. Ein einziges Wort der Mißbilligung über das Verhalten des Präsidenten, gesprochen von Lord John Russel oder Lord Granville (der soeben an Stelle Palmerstons Staatssekretär des Auswärtigen geworden war) würde die ernstesten Folgen haben. Zugleich führte Walewski bittere Klage über die Behandlung des Prinz-Präsidenten durch die englische Presse, besonders die „Times".

Infolge der hohen Papiersteuer konnte in dem damaligen Eng-

---

[13]) Es handelte sich um Ausgaben Frankreichs für die Belagerung von Antwerpen im Jahre 1832.

[14]) Lord Edmond Fitzmaurice: »The life of Granville George Leveson Gower, second earl Granville«. II, 60. Mr. Edwardes to Lord Granville. January 1852.

Ueber die Granville-Biographie des Lord Fitzmaurice, der der gegenwärtigen englischen Regierung angehört, vgl. Emil Daniels „Fürst Bismarck und die englischen Liberalen". Preuß. Jahrb., Band 123, S. 220.

Digitized by Google

land eine billige, für die Massen geschriebene Presse nicht aufkommen. Die teuren Zeitungen hatten ein tatsächliches Monopol. Speziell von der „Times" berechnete man, daß die Mehrzahl der täglich in England gedruckten Zeitungsexemplare Nummern jenes Preßorgans seien.[15]) Wie Lord Fitzmaurice sagt, war es im Jahre 1852 für englische Minister ebenso schwer mit der „Times" wie mit Louis Napoleon fertig zu werden. Notwendig aber war es, daß die „Times" veranlaßt würde, sich bei der Besprechung französischer Verhältnisse etwas zu mäßigen: „Eine Bemerkung", berichtete Lord Cowley aus Paris, „ließ der Präsident heute morgen fallen, die ich nicht in einer Staatsdepesche erwähnen will, obwohl Sie Kenntnis davon haben müssen. Wir sprachen beide von dem Wunsch beider Regierungen, mit einander im Frieden zu leben: „Nichts kann das unmöglich machen", sagte er, „als das Vorgehen Ihrer Presse. Wenn ein Bruch entstehen sollte infolge ihrer Heftigkeit, würden ein halbes Dutzend Individuen die Schuld tragen." Er hatte wahrscheinlich die Zukunft im Auge, als er so sprach."[16])

Lord Granville machte der „Times" ebenso freundliche wie dringende Vorstellungen. Herr Henry Reeves, der in jenen Tagen für die Stellungnahme der Zeitung gewöhnlich maßgebend war, antwortete dem Minister des Auswärtigen: „Unsere Leser sind ... Engländer, und wir haben immer versucht, sie zu lehren, daß die Ausbreitung englischer Institutionen in fremden Ländern wünschenswert wäre, und daß nichts so zu fürchten sei wie der Militärdespotismus ...."[17])

Immerhin lenkte die „Times" für den Augenblick ein und enthielt sich weiterer Schmähungen gegen Napoleon. Sie brachte dafür um so mehr Alarmartikel, meistens aus der Feder von pensionierten Marine- und Landoffizieren, welche alle darin übereinstimmten, daß die Invasion bevorstehe, und sich in abfälliger Kritik der bestehenden Anstalten für Landesverteidigung überboten. Die übrigen Zeitungen folgten dem von dem leitenden Journal gegebenen Beispiel. Durch diese Aktion der Presse genährt, entstand eine furchtbare Aufregung im Lande. Der Regierung war die Panik nicht unerwünscht, denn die öffentliche Meinung wurde dadurch militärischen und maritimen Ausgaben geneigt gemacht, welche die britischen Minister gegenüber dem Dezembermann für unerläßlich hielten. Um die Zeit der Parlamentseröffnung (im Februar 1852) wurde ihr Mißtrauen gegen Napoleon noch durch

[15]) Emil Daniels „Gladstone" II, 40.
[16]) Lord Cowley to Lord Granville. 20. Febr. 1852. Bei Fitzmaurice II, S. 67.
[17]) Ibidem S. 69.

Digitized by Google

eine Mitteilung vermehrt, welche Stockmar, der koburgische Gesandte am Bundestag, nach London gelangen ließ. Der Vertraute des Prinzen Albert wußte zu melden, im Herbst 1850, als Radowitz und Schwarzenberg gegen einander loszuschlagen im Begriff gewesen wären, habe der Prinz-Präsident die preußischen Rheinlande überfallen wollen und sei nur durch seine damalige konstitutionelle Ohnmacht von dem Handstreich, welchen der orleanistische General Changarnier mißbilligt habe, zurückgehalten worden.[18]) „Hinsichtlich ihrer Anschläge gegen den territorialen status quo Europas", schrieb Stockmar an Granville, „wird nichts auf den Präsidenten und die Franzosen einschüchternd wirken, als die Ueberzeugung, daß Europa sich einmütig jeder Invasion widersetzen wird. Frankreich ist in diesem Augenblick überreich an Menschen, und, Pferde ausgenommen, sind sie mit allem Kriegsmaterial wohlversehen. Die Bank besitzt 500 Millionen Franken in bar. Es wird dem Präsidenten nicht schwer werden, sie sich gegen eine Quittung ausbezahlen zu lassen."

Auch Königin Victoria, die in ihren unlängst veröffentlichten Briefen unendlich viel bedeutender erscheint als in ihren Charakterbildern bei Treitschke und ähnlich gesinnten Beurteilern,[19]) war durchdrungen von dem Ernst der europäischen Lage: „Der Gedanke schmerzt mich", schrieb sie zwei Stunden vor der Parlamentseröffnung an ihren königlichen Onkel in Brüssel, „daß ein Funke uns mitten in den Krieg hineinsprengen kann ... Ein Anschlag auf Belgien würde für uns ein casus belli sein; darauf können Sie sich verlassen. Vor einem Einfall hier bin ich nicht besorgt, aber das Volk ist aufgeregt; es ist voll von Verteidigungsplänen, und der Geist der alten Zeiten ist nicht erstickt."

Das stolze Sicherheitsgefühl der Souveränin wurde vom Parlament nicht geteilt; die Gefahr einer plötzlichen französischen Invasion ohne vorangegangenen diplomatischen Konflikt spielte in den Debatten des englischen Unterhauses über die Heeres- und Flottenverstärkungen eine hervorragende Rolle: „Die Verwendung des Dampfs in der Schifffahrt", sagte Palmerston, „hat in der Tat eine Brücke über den Kanal geschlagen und hat die Mittel zu raschem Angriff geschaffen, zu einem Angriff in großem Maßstabe, wie er vorher nicht möglich war. Nun ist eingewendet worden, wir würden Kenntnis davon erlangen, wenn

[18]) Lord Fitzmaurice »The Life of Lord Granville« II, 57.

[19]) Vgl. Emil Daniels: „Königin Victoria und Lord Palmerston" Preuß. Jahrb. Bd. 134, Heft II und III.

Digitized by Google

Vorbereitungen im Zuge wären. Ich sage nein, denn durch geheime Anweisungen an die Eisenbahnen können die Truppen so verteilt werden, daß sich 50—60 000 Mann in Cherbourg zusammenziehen lassen, ohne daß wir etwas davon erfahren. Wer die ungeheuren Anlagen dort gesehen hat, weiß, daß eine Truppenmacht wie die genannte ebenso bequem vom Quai in die Schiffe gehen kann wie in ihren Kasernenhof. Eine einzige Nacht würde sie herüberbringen, und auf alle unsere maritimen Gegenmaßregeln, wie sie auch beschlossen sein mögen, können wir uns zur Abwehr einer solchen Expedition nicht verlassen . . . ."

Offenbar hatte Lord Palmerston keine zutreffende Anschauung von den praktischen Schwierigkeiten, welche mit dem Problem einer Landung in England auch im Zeitalter der Dampfschiffahrt verknüpft blieben. Das Mitglied des Unterhauses, Admiral Berkeley, der im Ministerium Peel Lord der Admiralität gewesen war, antwortete ihm, er habe dem Hause nicht gesagt, wie die 50—60 000 Mann über den Kanal gebracht werden sollten. Er mache darauf aufmerksam, daß 50 bis 60 Schiffe zum Transport der Mannschaften gehörten, die in Cherbourg als aktionsbereit vorausgesetzt würden, und zu ihrer Deckung im Kanal würden ebenso viele Fahrzeuge erforderlich sein. Zur Bekämpfung „der absurden Panik, die vor kurzem durch das Land gegangen sei", wolle er aussprechen, daß man nach Verstärkung der Marine durch 4000 Mann und 1000 Schiffsjungen eine Flotte von 30 Dampfern im Kanal haben würde, alle mit einem Gehalt von mindestens 900—1000 Tonnen, und daß er den Feind sehen möchte, der im Angesicht einer solchen Macht einen Ueberfall wagte. Freuen würde er sich, wenn er sähe, sie versuchten, mit einer solchen Macht vor Augen an den britischen Gestaden zu landen.

Was Palmerston Uebertriebenes und Schiefes behauptet hatte, wurde durch diese Rede vorzüglich widerlegt. Aber mit Recht lehnten das Parlament und die öffentliche Meinung es ab, ihr Vertrauen einseitig auf die Marine zu setzen. Zwar wurde das Personal der Kriegsflotte noch stärker vermehrt, als Admiral Berkeley gewünscht hatte, aber mit besonderem Nachdruck betrieben Kabinett und Volksvertretung die Vergrößerung der Landmacht. Die Truppenzahl des stehenden Heeres wurde erhöht, und vor allen Dingen die 1845 von Wellington gestellte Forderung, die Miliz zu erneuern, zum Gesetz erhoben. Auch Palmerston war immer entschieden für jenen Plan des Herzogs von Wellington gewesen: „Keine Regierung", hatte er vor einem Jahr als Minister des Auswärtigen an den Schatzkanzler geschrieben, „erfüllt im

Digitized by Google

vollen Maße ihre Pflicht gegen das Land, wenn sie nicht eine ruhende aber teilweise ausgebildete Streitmacht organisiert, von der Natur einer Miliz oder „Landwehr" (im Original deutsch) .... Man erzählt uns, daß in dem kritischen Moment die Nation aufstehen würde wie Ein Mann; das ist eine pure bitter sarkastische Trivialität, denn eine Nation, so bewaffnet wie die englische sein würde, mit Besenstielen und Heugabeln, würde gegen eine disziplinierte Armee ungefähr so furchtbar sein wie Ein Mann."[20])

Das Milizgesetz bestimmte, daß 80 000 Mann angeworben oder ausgehoben werden sollten. Die Anwerbung geschah gegen eine Prämie von 3—4 Pfund. Die Dienstzeit betrug 5 Jahre. Geübt wurde jährlich drei und unter besonderen Umständen bis zu 7 Wochen. Der Milizsoldat unterlag ebenso wie der Reguläre der Prügelstrafe. Insoweit wie die Anwerbung die vorgeschriebene Zahl von Leuten nicht zu liefern vermochte, verordnete das Gesetz Konskription durch das Los mit Stellvertretung. Diese Bestimmung ging nur mit 127 gegen 110 Stimmen durch das Unterhaus.[21]) Ueberhaupt war die Bill unpopulär; 800 Petitionen dagegen liefen ein, keine einzige dafür.

Wie sich die englische Wehrverfassung nun gestaltete, lehrt uns eine im Dezember 1852 verfaßte Denkschrift des Herzogs von Cambridge, der damals Generalinspekteur der Kavallerie war.[22]) Den Angaben des Herzogs zufolge gab es in Großbritannien 10 Kavallerieregimenter, jedes zu 230 Mann, und 23 Infanteriebataillone, zu 800 Mann im Durchschnitt. Hierzu traten 11 Depots von Bataillonen, welche in den Kolonien stationiert waren, und das sogenannte provisorische Bataillon in Chatham, das dem gleichen Zwecke diente. Die Depot-Truppen zählten zusammen ungefähr 10 500 Mann. Der Verfasser der Denkschrift fügte hinzu, was die dritte Waffe beträfe, so sei die Zahl der bespannten Batterien gleichfalls sehr gering.

Nach den Feststellungen des Herzogs von Cambridge blieb also die Zahl der regulären Truppen in Großbritannien trotz der stattgehabten Heeresverstärkung auf nicht mehr als etwa 31 000 Bajonette und

[20]) Ashley »The life of Viscount Palmerston« I, 253.

[21]) »Annual Register of the year 1852«. London 1853. Pag. 53 u. 63.

[22]) Oberst Willoughby Verner „Herzog von Cambridge. Militärische Tagebuchblätter". Aus dem Englischen von Contreadmiral z. D., M. Plüddemann. Berlin 1907. Teil I. S. 45: „Bemerkungen über die Organisation der heimischen britischen Armee."

Die Tagebücher des Herzogs von Cambridge habe ich besprochen Preuß. Jahrb., Band 127, S. 498.

Digitized by Google

Säbel beschränkt. Aus Irland konnte nach der Ueberzeugung des fürstlichen Verfassers der Denkschrift höchstens ein Kavallerieregiment weggezogen werden. Wenn der Herzog von Wellington 1845 gesagt hatte, die reguläre englische Armee vermöge nicht, es mit 25 000 landenden Franzosen im Felde aufzunehmen, so waren die regulären Streitkräfte Großbritanniens auch 1852 dazu noch nicht imstande. Cambridge rechnet, daß einem an die britische Südküste geworfenen feindlichen Korps 16500 Reguläre mit 48 Kanonen entgegentreten könnten.

Nun kamen allerdings 80 000 Mann Miliz hinzu; 50 000 Mann im ersten, fernere 30 000 im zweiten Jahr. Da noch außerdem im Notfall 15 000 pensionierte Soldaten zur Verfügung standen, mochte dann für die Verteidigung von England, Schottland und Wales wenigstens in der Theorie auf 125 000 Bajonette und Säbel gezählt werden können. Aber die Mängel der Heeresverfassung waren noch immer ungeheuer. Der Herzog von Cambridge schlug vor, die einem französischen Landungskorps entgegenzustellenden 16500 Regulären durch einen Zusatz von Miliz ungefähr zu verdoppeln. Dann würde man also englischerseits vor der kaum lösbaren Aufgabe gestanden haben, die lang gedienten Soldaten Napoleons im freien Felde mit einer Streitmacht zu bestehen, die zur Hälfte nur drei bis höchstens sieben Wochen im Jahr ausgebildet worden war.

Nicht alle Mängel der britischen Landesverteidigung können hier berührt werden. Nur soll nicht unerwähnt bleiben, daß sich auf der lang gedehnten Küstenstrecke zwischen Portsmouth und Plymouth nicht eine einzige Kaserne befand. Infolgedessen war das ganze Gebiet westlich von Portsmouth, also der Cherbourg direkt gegenüberliegende Landstrich, in Friedenszeiten ohne Garnisonen. Der Herzog beantragte jetzt, in Plymouth 2 Bataillone garnisonieren zu lassen und zwischen Plymouth und Portsmouth eine Kavalleriebrigade (700 Reiter) zu verteilen, damit die Westküste wenigstens einigen Schutz gegen Ueberfälle erhielte. Jene 16 500 Mann, die dem Feind im Feld entgegenzutreten bestimmt waren, wenn Krieg mit Frankreich ausbrach, sollten, soweit sie in Wales, den Industriebezirken, Nordengland und Schottland stationiert waren, diese Standquartiere aufgeben und andere zwischen Portsmouth und Chatham beziehen. Hier und in dem benachbarten London resp. Windsor stand schon die Garde und was sonst noch zu der kleinen regulären Feldarmee gehörte, mit welcher Cambridge im Kriegsfall den ersten Landungsmanövern von der französischen Küste her zu begegnen gedachte.

Digitized by Google

In zweiter und dritter Linie, meinte der Herzog, würden dann die 15 000 Regulären aus dem mittleren und nördlichen Großbritannien, mit Milizbataillonen vereinigt, den Schutz der durch das dichte Eisenbahnnetz schnell zu erreichenden Südküste übernehmen. Dabei blieb aber zweifelhaft, ob die Miliz wirklich imstande sein würde, eine zweite und dritte Linie von Feldtruppen aufzustellen. Die Bestimmung des Milizgesetzes, welche für den Notfall Wehrpflicht festsetzte, mußte wegen ihrer Unpopularität suspendiert werden.[23]) Infolgedessen gelang es bei weitem nicht, soviele Milizen auf die Beine zu bringen, wie das Parlament bewilligt hatte.[24]) Nun konnte die Miliz Streitkräfte für den Kampf im offenen Feld erst abgeben, nachdem sie der Verpflichtung nachgekommen war, Portsmouth, Plymouth, Pembroke, Dover, Chatham, Sheerneß, Woolwich und andere Plätze mit reichlichen Besatzungen zu versehen. Denn die Festungen, Arsenale und Werften Englands bedurften im Kriegsfalle einer um so reichlicheren Belegung mit Verteidigern, als sie nach der Landseite zu mehr oder weniger unbefestigt waren.

Alles in allem: Die Verbesserungen, welche die Engländer nach dem Staatsstreich Louis Napoleons an ihrem Heerwesen vorgenommen hatten, waren wenig geeignet, der Nation dauernd das Gefühl der Sicherheit einzuflößen. Die Erhöhung der Ziffer des regulären Heeres war viel zu gering ausgefallen. Die Depot-Truppen, welche ein Drittel der regulären Streitmacht ausmachten, besaßen nicht das volle Vertrauen des Herzogs von Cambridge. Die Miliz, aus der er, den Umständen gehorchend, die Feldarmee zu 50 Prozent und mehr zusammensetzen wollte, war seiner Meinung nach, vom Besatzungsdienst abgesehen, nur zur Lieferung von Ersatzreservisten an die Feldarmee zu gebrauchen. Hierzu kam, daß noch nicht einmal die reguläre Infanterie gezogene Gewehre hatte, sondern nach wie vor mit der glatten Muskete ausgerüstet war.[25]) Ueberhaupt gab es in England eine Unzahl veralteter militärischer Einrichtungen, welche die Heeresmacht auch qualitativ unter das Niveau der französischen herabdrückten.

Im psychologischen Zusammenhang mit dieser Schwäche stand, daß im Winter 1852 auf 53, nachdem in Frankreich das Kaiserreich

---

[23]) Vgl. »The Annual Register of the year 1859«, S. 136. Debatte im Oberhaus vom 9. August.

[24]) Vgl. Verner „Herzog von Cambridge" I, 142. Denkschrift des Herzogs vom 25. Oktober 1853.

[25]) Verner „Herzog von Cambridge", I, 73.

Digitized by Google

wiederhergestellt worden war, die Engländer aufs neue in sehr lärmender und beleidigender Weise Mißtrauen und Haß gegen die Franzosen und ihre Regierung kundgaben. Ein Mitglied des Koalitionsministeriums Aberdeen hielt eine Ansprache an die Miliz von Yorkshire und sagte: „Die Zeit kommt, wo jedermann im Königreich Ursache haben wird, dankbar zu sein, daß Ihr Euch erboten habt, Herd und Heimat zu verteidigen."

Ein anderer Minister wurde deutlicher und schrieb in einer Zeitung geradezu von dem bevorstehenden Krieg mit Frankreich: „Ich habe positive Informationen erhalten", äußerte er sich, „an denen nicht gezweifelt werden kann, und denen zufolge die Franzosen die äußersten Anstrengungen machen, ihre Seemacht auf alle und jede Weise zu vermehren. Es sind Anordnungen getroffen und offiziell genehmigt worden, welche verbürgen, daß die Rüstungen Jahr für Jahr fortgesetzt werden. .... Die mir zugegangenen Informationen, Vorbereitungen betreffend, welche nur für die Offensive getroffen worden sein können, sind durchaus vertrauenswürdig."

Trotz des wiederholten Pochens auf die Zuverlässigkeit seiner Nachrichten waren die Behauptungen des Ministers falsch. Louis Napoleon hatte bei seiner Erwählung zum Präsidenten der französischen Republik auf der Kriegsmarine 28 760 Seeleute vorgefunden. Im Jahre 1849 waren nur 27 063 unterhalten worden, 1850 sogar nicht mehr als 24 679. 1851 ging die Zahl noch weiter herunter, nämlich auf 22 316.

Nun hatte die französische Flotte ihren Tiefstand erreicht; 1852 erfolgte eine Vermehrung des Personals von 22 316 auf 25 016 Köpfe. 1853, im ersten Jahre des Kaiserreichs, enthielt die französische Marine 28 513 Seeleute. Jener englische Minister hatte jedoch immer noch kein Recht, Napoleon vorzuwerfen, er rüste angestrengt für einen Angriff zur See. Denn im letzten Jahr der Regierung Louis Philipps waren 32 169 Seeleute auf der französischen Flotte gewesen. Ueberhaupt mußte man bis zum Jahre 1839 zurückgehen, um in Frankreich eine Präsenzziffer von Kriegsmatrosen zu finden, welche niedriger war als die von 1853, welche soviel Leidenschaft in England hervorrief.

Am gehässigsten wurde der Kaiser Napoleon wiederum von der „Times" angegriffen. Cobden, der unbeschadet seiner persönlichen freiheitsliebenden Gesinnung an dem Grundsatz festhielt, daß es nicht Sache englischer Politiker sei, ausländische nicht liberale Potentaten zu beschimpfen, warf der „Times" vor, eine Artikelserie in ihren Spalten,

Digitized by Google

unterzeichnet „An Engliſhmen", fordere geradezu zur Ermordung des Kaiſers der Franzoſen auf.

Da der Verdacht gegen Napoleons Politik ſachlich nicht begründet war und man in Paris eine kluge, Selbſtbeherrſchung an den Tag legende Haltung beobachtete, trat in der öffentlichen Meinung Englands eine Reaktion ein. Die Kaufleute und Bankiers der City veranſtalteten eine Verſammlung „derjenigen, welche die Verpflichtung fühlen, öffentlich ihr tiefes Bedauern auszudrücken, angeſichts der beharrlich gemachten Verſuche, Gefühle des Mißtrauens, des Uebelwollens und der Feindſchaft zwiſchen den Einwohnern der zwei großen Länder England und Frankreich hervorzurufen und zu verewigen". Die Verſammlung tat den jedes Präzedenzfalls ermangelnden Schritt, an den Kaiſer der Franzoſen eine Deputation von Notabilitäten zu ſchicken mit einer Ergebenheitsadreſſe, die über tauſend Cityfirmen unterzeichnet hatten. Dieſe für die guten Beziehungen zwiſchen den beiden mächtigen Weſtreichen ſehr förderliche Kundgebung konnte nur zuſtande kommen, weil die im Zuge befindlichen Rüſtungen wenigſtens den allerſchlimmſten Unvollkommenheiten des nationalen Verteidigungsweſens ſteuerten. Hierdurch wurde ein Gefühl der verhältnismäßigen Sicherheit hervorgerufen, das auch Lord Palmerſton teilte.[26])

Es kam nun die Zeit, wo das ſchlecht regierte England in den Krimkrieg hineintrieb. Die Weſtmächte verbündeten ſich, aber ihre Allianz war kaum geſchloſſen, da äußerte die britiſche Herrſcherin bereits: „Wer kann behaupten, es ſei unmöglich, daß unſere eigenen Küſten durch Mächte bedroht würden, die jetzt mit uns verbündet ſind?"[27]) Allerdings wurde die Stimmung der Engländer gegen ihre Nachbarn jenſeits des Kanals bedeutend durch den Beſuch verbeſſert, welchen die franzöſiſchen Majeſtäten im April 1855 dem britiſchen Hofe abſtatteten. Im Hochſommer machten Victoria und Albert dem Kaiſer und der Kaiſerin ihren Gegenbeſuch. Sie wurden von den Pariſern begeiſtert empfangen. 60 000 Mann Linie und Nationalgarde waren vom Straßburger Bahnhof bis St. Cloud aufgeſtellt, und die Truppen gaben lebhaft ihre freundliche Geſinnung für England kund. Die Königin wurde von Bewunderung für die herrliche Armee ergriffen. Am Arme Napoleons III. ſtand Victoria bei Fackelſchein am Grab Na-

[26]) Aſhley II, 7. Palmerſton an ſeinen Bruder, den engliſchen Geſandten in Neapel. 31. Januar 1853.

[27]) Königin Victorias Briefwechſel und Tagebuchblätter II, 242. Victoria an Lord Aberdeen, 24 Febr. 1854.

Digitized by Google

poleons I. Die alte Feindschaft und Nebenbuhlerschaft der beiden Nationen erschien der Herrscherin in diesem Augenblick als ausgelöscht.

„Ein so vollständiger Erfolg", schrieb Victoria dem König der Belgier, „eine so wirklich herzliche und liebreiche Aufnahme seitens eines so schwer zu befriedigenden Volkes, wie die Franzosen sind, ist in der Tat hoch erfreulich und für die Zukunft vielversprechend .... Die vollständige Einheit der zwei Länder ist in der befriedigendsten und festesten Weise verbrieft und besiegelt, denn es ist nicht nur eine Einheit der beiden Regierungen, der beiden Souveräne, es ist eine der beiden Nationen ... Ich habe eine große Zuneigung zu dem Kaiser gewonnen, und ich glaube, das beruht auf Gegenseitigkeit, denn er zeigte uns ein Vertrauen, das uns im höchsten Grade befriedigen mußte und sprach mit uns über alle Dinge, selbst die heikelsten .... Wir haben ihn jetzt volle zehn Tage gesehen, zwischen 12 und 14 Stunden jeden Tag, oft allein .... Ich kenne niemand ...., zu dem ich rückhaltloser sprechen möchte, oder dem ich unwillkürlich mehr vertrauen könnte als dem Kaiser .... Bezüglich des Krieges kann niemand offener, gerechter und ehrenhafter sein als er ...."

So schrieb die Königin Ende August und Anfang Oktober 1855,[28]) im November desselben Jahres, wo der Krimkrieg seinem Ende entgegen ging, befand sich Victoria in einer ganz anderen Stimmung. Sie ergab sich dem Verdacht, daß ein französisch-russisches Angriffsbündnis gegen England bevorstehe und lenkte die Aufmerksamkeit ihres Staatssekretärs der Marine auf den Umstand, daß Pembroke die einzige Marinewerft außerhalb des Kanals sei. Die Sicherheit des Reiches erfordere, daß in Schottland und, wenn möglich, auch in Irland eine Marinewerft angelegt werde.[29])

Nach dem Pariser Frieden wuchs das Mißtrauen der Engländer gegen Napoleon immer stärker an. Wie vor ein paar Jahren der Kaiser von Rußland, bot jetzt der Beherrscher Frankreichs den Briten Aegypten an. Napoleon sagte dem Botschafter Lord Cowley, dem er jenes verführerische Angebot gemacht hatte, nicht, was er als Gegenleistung verlange, aber Cowley wußte, daß es sich um Marokko handele. Hatte doch Kriegsminister General Vaillant gegenüber dem Staatssekretär des Auswärtigen, Lord Clarendon, geäußert, der Besitz Marokkos sei eine

[28]) Königin Victorias Briefwechsel II, S. 360 u. S. 363.

[29]) Königin Victorias Briefwechsel II, S. 375. Victoria an Sir Charles Wood, 16. Nov. 1855.

Digitized by Google

Notwendigkeit für Frankreich: „gerade wie die Amerikaner erklären, daß die Vereinigten Staaten ohne Kuba nicht gesichert seien.[30])

Ein Abkommen zwischen Frankreich und England, welches dem einen Land in Marokko, dem anderen in Aegypten freie Hand ließ, war im Jahre 1856 ein Ding der Unmöglichkeit. Abgesehen davon, daß die in England vorwaltende Theorie den Erwerb neuer Kolonien verwarf, wurde die britische Diplomatie von der Ueberzeugung, man darf wohl sagen von dem Vorurteil geleitet, daß jede Gebietserweiterung Frankreichs nur ein Markstein auf dem Wege Napoleons zum Umsturz des europäischen Gleichgewichts sein würde: „Die Eroberung Marokkos," äußerte Premierminister Palmerston, „war das geheime Bestreben Louis Philipps und gehört zu den Projekten, die, auf eine Gelegenheit wartend, für uns in den Archiven der französischen Regierung lagern." Weder politisch noch militärisch könne England die Erwerbung Aegyptens als eine Kompensation für die Eroberung Marokkos durch Frankreich ansehen.[31]) Palmerston verglich Großbritannien bezüglich seiner Interessen am Nil mit einem Privatmann, der in London wohne und in Nordengland ein Landgut besitze. Solch ein Mann habe nicht das geringste Bedürfnis darnach, daß die Gasthöfe an der Landstraße ihm gehörten. Vielmehr könne er vernünftigerweise weiter nichts wünschen, als daß die Hotels gut geführt und immer offen wären, und daß er in ihnen, wenn er käme, Hammelrippchen und Postpferde vorfände.[32])

Die Unruhe, welche die überall in der Welt wahrnehmbaren Umtriebe der französischen Politik bei den Lenkern des englischen Staatswesens hervorriefen, wurde gesteigert durch das den unausrottbaren Mißständen des Heerwesens entspringende Gefühl der Unsicherheit: „Das Fehlen jedes Plans zu unserer Verteidigung," schrieb die Königin an den Staatssekretär des Krieges, „ist ein großes Uebel und kaum glaublich. Es sollte ein wohldurchdachter Plan für jeden Platz bestehen .... Die Rapporte der verschiedenen Departements für das letzte Vierteljahr zeigen einen beklagenswerten Mangel an Handwaffen. 52 322 für das gesamte Vereinigte Königreich ist eine traurig kleine Reserve; wir sollten niemals weniger als 500 000 haben." Die Königin war auch von der geringen Leistung in Enfield betroffen: „es scheint,

[30]) Königin Victorias Briefwechsel II, S. 442. Lord Clarendon an Königin Victoria, 22. Dezember 1856.

[31]) Ashley II, S. 126. Palmerston an Clarendon am 1. März 1857.

[32]) Ashley II, S. 125. Palmerston an Lord Cowley am 25. November 1859.

Digitized by Google

daß diese neue, ausgedehnte Fabrikanlage während des ganzen Vierteljahrs nur drei Gewehre fertig gestellt hat.[33])

Lord Palmerston hatte den Eindruck, daß Napoleon durch die Weigerung der Engländer, „die Muhammedaner von der südlichen Gestaden des Mittelmeers zu vertreiben", mit zorniger Bitterkeit erfüllt worden sei. Die Gefahr liege darin, meinte der britische Premier in Uebereinstimmung mit seiner Herrscherin, daß Frankreich und Rußland sich verbündeten, um gemeinsam ein großes Unternehmen zur Befriedigung ihres Ehrgeizes ins Werk zu setzen. Im Mai 1857 verweilte der Bruder des Zaren Alexander II., Großfürst Konstantin, längere Zeit in Paris und dann einen Tag in London. Hier sagte ihm Palmerston, England könne nicht auf den von der russischen Regierung gemachten Vorschlag eingehen, daß Großbritannien die Ernennung englischer Konsuln auf Südpersien beschränkte und die russischen Konsuln in dem ungestörten Besitz von Nordpersien lassen solle.[34])

Im Herbst dieses Jahres fand zu Stuttgart eine Zusammenkunft der Kaiser von Frankreich und Rußland statt. Wie Napoleon ein Jahr später Palmerston erzählte, wurde in Stuttgart die Ersetzung der Türkenherrschaft in Konstantinopel durch eine andere Ordnung der Dinge erörtert.[35]) Denn Napoleon hatte seine gegen die Welt des Islam gerichteten Anschläge nicht nur nicht aufgegeben, sondern vielmehr dermaßen erweitert, daß er jetzt die Teilung des gesamten osmanischen Reichs erstrebte.[36]) Zar Alexander II. kam auf seiner Rückreise nach Rußland mit dem dritten großen Anwärter des Kontinents auf das Erbe des kranken Mannes, dem Kaiser Franz Josef I. von Oesterreich, in Weimar zusammen.

In Indien war inzwischen eine Militärrevolution ausgebrochen. Mit Vergnügen gestattete der Kaiser der Franzosen, daß englische Truppen durch Frankreich nach dem indischen Kriegsschauplatz befördert wurden, ein Manöver, das bei der Beherrscherin Englands gerade die entgegengesetzte Stimmung hervorrief. Denn schwer beängstigte Victoria: „der verteidigungslose Zustand unserer Küsten, nachdem das Heer auf 18 aktive Bataillone reduziert ist und die augenscheinliche

---

[33]) Königin Victorias Briefwechsel II, 434. Viktoria an Lord Paumure, 9. Nov. 1856.

[34]) Ashley II, 137.

[35]) Ashley II, 150. Anm.

[36]) Vgl meine Besprechung der Denkwürdigkeiten des Freiherrn v. Hübner, Preuß. Jahrb., Band 118, S. 513.

Digitized by Google

Neigung der Festlandsmächte, besonders Frankreichs und Rußlands, uns hinsichtlich der orientalischen Frage Vorschriften zu machen . . ."[37])

Napoleons III. Kopf, sagte Lord Palmerston über den ihm persönlich sehr sympathischen Monarchen, sei voll von Plänen wie ein Kaninchengehege voll Kaninchen, und ganz wie diese Tiere vergrüben sich seine Pläne für den Augenblick, um dem Durchschautwerden und der Bekämpfung zu entgehen. Indessen kam der unruhige Geist an der Seine nicht dazu, das osmanische Reich aufzulösen, da die italienische Frage sich gewaltsam in den Vordergrund drängte. Graf Felix Orsini verübte am 14. Januar 1858 jenes furchtbare Attentat, welches dem Kaiser Napoleon als dem Verräter der italienischen Sache galt und 141 Unschuldigen Leben und Gesundheit kostete. Die Höllenmaschine war von Orsini und seinen Spießgesellen in England vorbereitet worden. Auf den Wunsch Napoleons, der an dem schrankenlosen Asylrecht Englands noch stärkeren Anstoß nahm als an seiner freien Presse, schlug Premierminister Palmerston, da er den Kaiser bezüglich jener beiden Punkte unmöglich zufriedenstellen konnte, dem Parlament wenigstens ein Gesetz vor, welches die höchst unzulängliche Machtvollkommenheit der Gerichtsbehörden gegenüber den Vorbereitern von Mordanschlägen auf ausländische Herrscher verstärkte.

In Frankreich gingen dem Kaiser Napoleon neben unzähligen anderen Glückwünschen zu seiner Errettung vor den Bomben Orsinis die Gratulationen sämtlicher Obersten der Armee zu. Einige dieser Adressen atmeten einen höchst feindseligen Geist gegen England. Sie bezeichneten das treulose Albion als Mörderherberge, die gestürmt werden müsse. Als die Engländer diese Ausfälle im Moniteur lasen, ergriff sie ein Gefühl, wie wenn das Gespenst der Invasion bereits seinen Arm nach ihnen ausgestreckt hätte. Dem Schrecken folgte der Zorn. Die Gemeinen wollten jene „Murder-bill", so gerecht sie war, nicht annehmen. Viscount Palmerston, auf dessen Namen das Unterhaus gewählt war, erhielt von der Versammlung, in der er über eine Stimmenmehrheit von Hundert verfügt hatte, ein Mißtrauensvotum und mußte zurücktreten, weil der Lord — er, der Chauvinist — in den diplomatischen Erörterungen mit Frankreich über den Mißbrauch des britischen Asylrechts die Würde des Landes nicht gewahrt haben sollte.

Napoleon III., der schon die Angriffe der englischen Presse schlechterdings nicht zu ertragen vermochte, schwebte vor neuen Mordplänen

[37]) Königin Victorias Briefwechsel II, 462. Victoria an Viscount Palmerston, 4. August 1857.

Digitized by Google

der in Großbritannien und sonstwo hausenden Carbonari in einer, wie Königin Victoria sich ausdrückt, beinahe wahnsinnigen Angst.[38]) Aber das Schicksal Palmerstons belehrte den Kaiser, wie gefährlich es für ihn war, nur von fern her an die freien, in einzelnen Punkten vielleicht übertrieben freien britischen Institutionen zu rühren. Nachdem das offizielle und offiziöse Frankreich den Verbündeten jenseits des Kanals monatelang ein sehr böses Gesicht gezeigt hatte, lenkte Napoleon ein, wenn auch Haß und Furcht in seinem Herzen lebendig blieben. Gute Beziehungen zu England waren für ihn um so notwendiger, als er jetzt die wahrhaft große Idee ergriff, die romanische Welt von dem Giftstoff des italienischen Verschwörertums dadurch zu befreien, daß er sich selber an die Spitze der Freiheitsbewegung der Italiener stellte. Der Knoten dieses weltgeschichtlichen Dramas wurde geschürzt bei der Zusammenkunft Napoleons mit Cavour zu Plombières, im Juli 1858.

Im August dieses Jahres wurden die Anlagen des Kriegshafens von Cherbourg fertig, nachdem 80 Jahre daran gearbeitet worden war. Napoleon lud die Königin von England und den Prinzen Gemahl zur Eröffnungsfeier ein. Die beiden beschlossen, die Einladung in dem Sinne anzunehmen, daß am 5. August in Cherbourg eine Begegnung zwischen dem englischen und dem französischen Herrscherpaar stattfinden sollte, daß aber am folgenden Tage die Abreise der britischen Gäste erfolge, bevor die Eröffnungsfeierlichkeiten angefangen hätten. Nachdem französischerseits jenes Programm angenommen worden war, erschienen am 4. August abends Königin Victoria und Prinz Albert mit einem Geschwader, das 358 Geschütze führte, im Hafen von Cherbourg. Zu ihrer Begrüßung erscholl eine Kanonade, die jeder Beschreibung spottete und den erhabenen Ankömmlingen zuerst unangenehm auf die Nerven fiel. Allmählich aber gewöhnte sich ihr Ohr an die Pulververschwendung, und sie fanden die französischen Salute viel schöner als die englischen. Es feuerten, wie die Königin in ihrem Tagebuch[39]) erzählt, neun Linienschiffe, die in der trüben, grauen Abendluft längs des Hafendammes ankerten und: „alle die häßlichen Forts, welche den Hafen von allen Seiten beherrschen und jedes vorüberfahrende Schiff mit tausend Unheil verkündenden, furchtbar blickenden Schießscharten bedrohen.

Selten", fährt die königliche Verfasserin fort, „wurde eine ähnliche

[38]) Königin Victorias Briefwechsel II, 494. Anmerkung 12.

[39]) Bei Theodore Martin „Das Leben des Prinzen Albert, Prinz Gemahls der Königin von England". Uebersetzt von Emil Lehmann, Gotha 1880. Band IV, S. 268.

Digitized by Google

Kanonade überhaupt gehört und wenn je, doch gewiß selten zum Zwecke eines rein friedlichen Willkommens. Aber wie dem auch sei, dieselbe führte in einem Moment die große Ausdehnung und Zahl der Festungswerke vor Augen, welche jeden Fleck vorteilhaften Terrains um die Stadt bedecken. . . . . .

Der Feuerkreis schien nicht nur die ganze Stadt einzuschließen, sondern sich weit ins Land bis zu kleinen Hohlwegen hinauf auszudehnen, von denen niemand sich je hätte träumen lassen, daß dort Kanonen lauerten; auf dem Gipfel malerischer Hügel, wo man sich nur Villen und Landhäuser liegend dachte, bei dichten Baumgruppen und angrenzenden gelben Kornfeldern erscholl derselbe furchtbare Aufruhr . . ."

Napoleon und Eugenie kamen in einer weißen Barke mit grünseidenem Baldachin und goldenem Adler gerudert, um die englischen Herrschaften auf ihrer Yacht zu begrüßen. Die französischen Matrosen ruderten viel langsamer als englische und flößten der Königin nicht das gleiche Vertrauen ein. Bei der Begrüßung war die Kaiserin außerordentlich freundlich, der Kaiser verlegen und verstimmt: „Der Kaiser fragte besorgt", heißt es in Victorias Aufzeichnungen, „ob noch eine feindliche Gesinnung gegen Frankreich in England herrsche, ob man noch eine Invasion befürchte. Wir lächelten und sagten, die Stimmung habe sich sehr gebessert, aber gerade Cherbourg errege Besorgnis und die unglücklichen Adressen der Obersten hätten unberechenbares Unheil angerichtet. Der Kaiser erwiderte, er wisse und fühle das; alles sei ohne sein Wissen geschehen, und die Adressen seien zu seinem großen Leidwesen veröffentlicht worden."

Hunderte von Segelboten englischer Yachtklubs waren nach Cherbourg herübergekommen, und jede Stunde führte der glänzenden Luxusflotte neue Fahrzeuge zu. In kleine Geschwader vereinigt, glitten die eleganten Schiffe graziös am Hafendamm entlang. Auf einem gecharterten Dampfer kamen hundert Mitglieder des Unterhauses. Aber auch die Engländer in bescheidenerer sozialer Stellung fanden sich scharenweise zu dem halb unheimlichen, halb anziehenden Schauspiel ein, das ihnen der nationale Nebenbuhler bot.

Zum Gefolge der Königin gehörten die Staatssekretäre des Auswärtigen und der Marine. Ihnen legten am folgenden Morgen Victoria und ihr Gatte dringend ans Herz, daß sie in der Heimat für eine Verstärkung der Flotte und der Küstenverteidigung eintreten sollten; sie sähen, wie verderblich dieses Cherbourg England werden könne.

Digitized by Google

Bei herrlichem Wetter machten Victoria und Albert mit den kaiserlichen Majestäten eine Wagen-Rundfahrt. 80 000 Bajonette bildeten Spalier. Die Rufe der Truppen: „Vive la reine d'Angleterre!" berührten die Empfängerin dieser Ovation nicht angenehm.

Als der Lunch eingenommen wurde, zeigte sich der Kaiser etwas zugeknöpft, wenn auch im übrigen, gleich der Kaiserin, liebenswürdig. Aber Eugenie äußerte sich doch auch sehr besorgt über den Stand der französisch-englischen Beziehungen. Die Artikel der englischen Zeitungen täten Frankreich in der ganzen Welt Schaden; die Machtlosigkeit der britischen Regierung, solche Aeußerungen der Presse zu verhindern, wäre tief bedauerlich.

Um sieben Uhr abends fand an Bord der Bretagne, eines Schlachtschiffs von 120 Kanonen, das Abschiedsdiner statt. Es speisten siebenzig Personen auf dem Verdeck unter einem Zeltdach. Napoleon befand sich nicht in guter Laune; er verriet ziemlich deutlich seine Empfindlichkeit über alles, was in England und sonstwo über ihn gesagt worden war. Jedoch zeigte er sich in einer Nachtischrede auf die Königin und den Prinzen-Gemahl beflissen, in den entschiedensten Ausdrücken seine Hingebung für das Bündnis mit England zu beteuern.

Hieran schloß sich ein Trinkspruch des Kaisers auf das Wohl seiner erlauchten Gäste. Dann spielte die Musik, und der Prinz-Gemahl, dem vor Aufregung der Kopf schmerzte, erhob sich, um zu danken und in peinlich genau überlegten Wendungen die „bonne entente" (nicht „entente cordiale!") der Westmächte zu preisen: „Ich zitterte so sehr, daß ich meine Tasse Kaffee nicht trinken konnte", heißt es in dem Tagebuch der Königin.[40])

Unter den leidenschaftlichsten Kundgebungen der Sympathie und des Widerwillens von seiten aller Völker und Parteien Europas vollzog sich nun zwischen 1858 und 1860 durch eine Reihe von diplomatischen und militärischen Feldzügen die Wiedergeburt des modernen Italien. Als Napoleon III. im Jahre 1859 Krieg gegen Oesterreich führte, ging seine Absicht nicht etwa auf die Errichtung eines italienischen Einheitsstaats, sondern er wollte auf der apenninischen Halbinsel einen Staatenbund begründen, unter dem nominellen Vorsitz des Papstes, in Wahrheit unter dem Protektorat Frankreichs. Der Thron in Florenz sollte dem Prinzen Napoleon, der in Neapel einem Murat zuteil werden: „Wenn Frankreich die vereinigten Flotten von Genua und

[40]) Bei Martin: „Das Leben des Prinzen Albert." Band IV, S. 276.

Digitized by Google

Neapel leitete", schrieb der britische Staatssekretär des Auswärtigen, Lord John Russell, an Königin Victoria, „und Großbritannien aus Furcht oder Apathie oder übertriebener Friedensliebe zusähe, so möchte es bald seine Besitzungen von Malta, Korfu und Gibraltar zu verteidigen haben."[41])

Besonders lebhaft fühlte sich die britische Regierung beunruhigt durch die fortschreitende Annäherung Frankreichs an Rußland, das an der österreichischen Grenze eine Armee zusammenzog. Der Nachfolger Palmerstons, Lord Derby, nahm an, es bestehe eine geheime mündliche Abmachung zwischen Franzosen und Russen, der zufolge die ersteren freie Hand in Italien, die letzteren im Orient haben sollten. Montenegro, das einen 1858 in der Herzegowina ausgebrochenen Aufstand unterstützte, schien Derby als Losbruchspunkt für den Orient verdächtig zu sein.[42]) Wenn der französisch-österreichische Krieg nicht auf die apenninische Halbinsel beschränkt blieb, sondern die Feuersbrunst auch das Morgenland ergriff, hielten die Staatsmänner und der Hof in London für möglich, daß die russische Ostseeflotte gemeinsam mit der französischen Marine gegen die englische Seemacht operierte.

Es ist offenbar, daß die Engländer die Stärke des dämonischen Zuges im Charakter Napoleons III. etwas überschätzten. Um so stärker regte sich in ihnen das Gefühl der Unsicherheit. Nachdem Napoleon bei dem Neujahrsempfang des diplomatischen Korps die berühmte Ansprache an Freiherrn v. Hübner gehalten hatte, schrieb Königin Victoria an den Premierminister Earl of Derby:[43]) „Da das Kabinett jetzt zusammentritt und wahrscheinlich über das Budget beschließen wird, hält die Königin es für ihre Pflicht, auf das nachdrücklichste ihre Ueberzeugung auszusprechen, daß bei der jetzigen politischen Lage Europas keine Sicherheit für die Ehre, die Macht und den Frieden Englands ohne eine See- und Landmacht zu erhoffen ist. Die außergewöhnlichen Rüstungen, die Frankreich in seiner Marine macht, nötigen uns, uns aufs äußerste anzustrengen, um zur See die Uebermacht aufrecht zu erhalten, von der unsere ganze Existenz abhängt, und welche schon verloren in dem Augenblick wäre, wo Frankreich sich mit einem anderen über eine Marine verfügenden Lande verbündete.

Der Krieg in Indien[44]) hat uns jedes verfügbare Bataillon ent-

---

[41]) Königin Victorias Briefwechsel II, 630. Lord John Russell an Königin Victoria am 3. Nov. 1860.

[42]) Königin Victoria Briefwechsel. Lord Derby an Victoria, 1. Mai 1859.

[43]) Königin Victorias Briefwechsel, II, 531. Schreiben vom 13. Januar 1859.

[44]) Die Meuterei der eingeborenen Söldner im Jahre 1857. S. oben S. 275.

Digitized by Google

zogen. Wir haben augenblicklich nur 14 alte Linienbataillone in den drei Königreichen und 12 neu errichtete zweite Bataillone; dabei haben unsere Besitzungen im Mittelländischen Meer unvollständige Garnisonen .....

Man wird in Europa nicht auf England hören, und es wird machtlos sein, den allgemeinen Frieden aufrecht zu erhalten, was unser erster Zweck unter den jetzigen Umständen sein muß,[45]) wenn man erfährt, daß seine militärischen Vorkehrungen verächtlich schwach sind..."

Die außerordentlichen Flottenrüstungen Frankreichs, von denen das Schreiben der Königin sprach, wurden nicht gegen England, sondern für den österreichischen Krieg gemacht. Speziell zu Truppentransporten ist die französische Marine 1859 benutzt worden. Aber immerhin war Tatsache, daß man französischerseits die ziemlich hohe Zahl von 38 470 Seeleuten in Dienst hielt. Dem gegenüber brachte die englische Regierung, dem Appell der Königin nachkommend, die Ziffer des Flottenpersonals auf 72 400 Köpfe. Eine Ueberlegenheit von 33 930 Seeleuten hatte die englische Flotte im Vergleich zur französischen seit Jahrzehnten niemals annähernd besessen. Ueberhaupt wies die englische Geschichte kein Beispiel einer so hohen Präsenzziffer der Marine auf.

So wurden die letzten maritimen Rüstungen Frankreichs von England unter großen Geldopfern wett gemacht. Mit der gleichen Energie ging man britischerseits an die Aufgabe, ein fehlerhaftes Prinzip des englischen Flottenbaus zu beseitigen, welches den Franzosen auch bei geringerer Matrosen-Präsenzziffer die Seeherrschaft in den Schoß zu werfen drohte. Im Jahre 1840 war die französische Schlachtflotte im Mittelmeer der englischen bedeutend überlegen gewesen.[46]) Dieses Mißverhältnis zwischen dem Besitz der beiden Westmächte an Linienschiffen bestand 1859 noch fort. Da England einen viel größeren Marineetat hatte als Frankreich, hätte es auch über erheblich mehr Schlachtschiffe verfügen müssen. Indessen stellte der Erste Lord der Admiralität, Sir John Pakington, als er den Marineetat von 1859 im Unterhause einbrachte, fest, daß Frankreich und England je 29 ganz vollendete Schlachtschiffe besäßen. Cobden wollte nicht gelten lassen, daß die Statistik auf die vollständig fertigen Linienschiffe beschränkt würde. Nach seiner Berechnung, welche auch die im Bau und Umbau begriffenen Fahrzeuge berücksichtigte, disponierte England über 50, Frankreich bloß

[45]) Zwischen Frankreich und Oesterreich wurde zum Zweck der Vermeidung eines Krieges noch unterhandelt.

[46]) Vgl. oben S. 257.

Digitized by Google

über 40 Schlachtschiffe. Außerdem gehörten England, wie Cobden hervorhob, noch 9 Küstenwachtschiffe, die zwar auf hoher See keine Dienste leisten konnten, aber sonst in die Kategorie der Linienschiffe fielen. Ferner ließ der Führer der Manchesterpartei die übrigen Kriegsfahrzeuge der beiden Seemächte Revue passieren. Sir John Pakington hatte gesagt, Frankreich besitze 46 Fregatten, England nur 34. Cobden behauptete, ein Teil der französischen Fregatten sei so klein und veraltet, daß man bloß von 31 französischen Fregatten gegen 34 britische sprechen dürfe. Und was nun gar die noch kleineren Gattungen von Fahrzeugen beträfe, so habe England 82 Korvetten und Schaluppen, Frankreich 22, England 162 Kanonenboote, Frankreich 28.[47])

Cobden machte auch mit Nachdruck den Gesichtspunkt geltend, welchen vor Jahren der Prinz von Joinville so scharf hervorgehoben hatte, daß in einem künftigen Seekriege zwischen den Westmächten die Waffe der Linienschiffe[48]) nicht von entscheidender Bedeutung sein würde. Aber die maßgebenden Persönlichkeiten Großbritanniens zeigten sich nicht geneigt, auf jene Ansicht einzugehen. Hieraus ergab sich ganz von selber, daß Cobdens Statistik für das Parlament nichts beweisen konnte oder vielmehr geradezu bewies, daß die von der Regierung amtlich und ganz unverhohlen geäußerte pessimistische Auffassung der maritimen Wehrfähigkeit des Landes durchaus begründet war. Nach Cobden verfügte England über 50, Frankreich über 40 Schlachtschiffe, während jenes 34, dieses 31 Fregatten besaß. Es ist augenscheinlich, daß dieses Machtverhältnis den Briten die Meeresherrschaft nicht unbedingt verbürgte, zumal ja jetzt auch die russische Ostseeflotte mit ins Spiel kam. Cobden und der Prinz-Gemahl, sonst in ihren äußerpolitischen Auffassungen und Urteilen über Kriegswesen weit von einander entfernt, stimmten darin überein, daß die Verwaltung der britischen Flotte viel schlechter als die der französischen sei. Die französischen Kriegsschiffe waren bereits mit gezogenen Kanonen ausgerüstet, die englischen noch nicht. Zwar wurde bei Armstrong fieberhaft gearbeitet, aber es mußte bis zum Frühjahr 1861 dauern, bevor jene Firma der britischen Marine auch nur 300 gezogene Kanonen zu liefern vermochte.[49]) Ja sogar in

[47]) Cobden »Political Writings« II, 598 u. ff.

[48]) Sie bestanden jetzt, soweit sie als für den Ernstfall praktisch brauchbar in Rechnung gezogen wurden, nicht mehr aus Segelschiffen, sondern lediglich noch aus Dampfern (Cobden, »Political Writings« II, 606). Diese waren allerdings für besondere Fälle noch immer mit Segeln ausgerüstet.

[49]) Vgl. »The annual register of the year 1859«, S. 131 u. 136. Reden des Staatssekretärs Sidney Herbert im Unterhaus und des Lord Lyndhurst im Oberhaus.

Digitized by Google

der Technik des Kriegsschiffbaus waren die Beherrscher der Meere gegen ihre französischen Rivalen zurück. Das „Standard Work" für die Geschichte der englischen Marine[50]) sagt: „Während der Kriege mit Frankreich (1793—1815) .... wurden die hauptsächlichsten britischen Verbesserungen im Schiffbau den besten dem Feind abgenommenen Prisen nachgeahmt, und noch viele Jahre nach dem Frieden wurde dieses System in umfassendem Maße befolgt. Beispielsweise wurde 1845 in Devonport mit dem Bau des „Sanspareil" begonnen, der nach dem Muster des gleichnamigen 1794 gekaperten französischen Schiffes konstruiert war.

Die Engländer hatten die Zeiten nicht vergessen, als eine mächtige Flotte Napoleons I. nach Westindien gesegelt war, um hier plötzlich umzukehren und dem Kanal zuzustreben, den der Urheber dieses grandiosen, die Erdkugel umspannenden Feldzugsplans bei der jähen Rückkehr seiner Armada von britischen Segeln entblößt zu sehen hoffte.[51]) Napoleon würde glücklich gewesen sein, wenn er 50 englischen Schlachtschiffen 40 französische entgegenzustellen gehabt hätte, unberührt von der zerrüttenden Einwirkung der großen Revolution und gestützt auf die gewaltigen Kriegshafenbauten Louis Philipps. Der Aktionsradius der Küstenwachtschiffe, Korvetten, Schaluppen und Kanonenboote, an denen England so reich war, beschränkte sich auf die britischen Küstengewässer, auf die hohe See erstreckte er sich nicht. Mit Recht wurde Cobden entgegengehalten, niemand vermöge vorauszusagen, wo auf dem Meer sich im Kriegsfall die großen Aktionen abspielen würden.

Die Gruppe der Manchestermänner zählte im Unterhause 60 Mitglieder; ihr Einfluß im Lande mochte der Zahl ihrer Vertreter im Parlament ungefähr entsprechen. Nur einen Bruchteil der Nation bildend, vermochten Cobden und seine Freunde nicht zu verhindern, daß die Volksvertretung beschloß, in einem Jahre 26 neue Linienschiffe zu bauen. Die Aufregung des englischen Volks über die Pläne des territorialen Umsturzes, welche es Frankreich und Rußland zuschrieb und die Furcht, zur Abwehr jener dunklen Machinationen nicht gerüstet zu sein, manifestierten sich mit solcher Leidenschaft, daß die Cobdengruppe nicht einmal wagte, der Flottenverstärkung ernsthafte Opposition zu machen. Die Schlachten von Magenta und Solferino begleitete die öffentliche Meinung Englands mit dem Ausdruck lebhafter Freude über

---

[50]) Wm. Laird Clowes: »The royal navy. A history from the earliest times to the present«. London 1901. Band VI, S. 191.

[51]) Palmerston an Gladstone am 15. Dezember 1859. Bei Ashley: »Life of viscount Palmerston« II 170.

Digitized by Google

die Auferstehung Italiens. Aber das Mißtrauen gegen Napoleon III. nahm nicht ab, sondern wuchs mit den militärischen Erfolgen des Kaisers. Zur Zeit der Präliminarien von Villafranca schrieb Königin Victoria an Lord John Russell, den Staatssekretär des Auswärtigen in dem liberalen Ministerium Palmerston, welches das konservative Kabinett Derby abgelöst hatte: „Durch seine militärischen Erfolge und seine große anscheinende Mäßigung oder Vorsicht gleich nach denselben hat der Kaiser Napoleon sich eine ganz ungeheure Machtstellung in Europa geschaffen. Es ist auffallend, daß er jetzt Oesterreich ebenso behandelt, wie er es mit Rußland nach dem Fall von Sebastopol tat .... Er wird jetzt wahrscheinlich keine Gelegenheit vorübergehen lassen, Oesterreich zu schmeicheln, wie er es mit Rußland getan hat, und dessen Rachebedürfnis gegen Preußen und Deutschland zu richten — höchstwahrscheinlich die nächsten Opfer des Kaisers. Nachdem er so Herr des ganzen Kontinents geworden ist, mag die Zeit für uns kommen, ihm zu gehorchen oder bei furchtbarer Ueberlegenheit seinerseits gegen ihn zu kämpfen."[52])

Der eifrigste Anwalt, den Cavour und Italien in England hatten, war der Premierminister Lord Palmerston. Er arbeitete darauf hin, ein mächtiges italienisches Königreich zu schaffen, dessen Sympathien nicht dem durch und durch eigennützigen französischen Befreier, sondern dem verhältnismäßig uneigennützigen England zugute kommen sollten. Eine Staatskunst, welche dem Kaiser Napoleon die schönste Frucht seiner Siege zu entreißen strebte, konnte nur ein zu Wasser und zu Lande waffengewaltiges England treiben. Lord Palmerston war entschlossen, die Nation zu großen finanziellen Anstrengungen fortzureißen. Eines der wirksamsten Mittel, um die ohnehin gereizte Volksstimmung in immer stärkere Schwingungen zu versetzen und den Steuerzahlern Bereitwilligkeit zu politischen Opfern einzuflößen, fand der Premierminister in der Volunteer-Bewegung. Schon die konservativen Vorgänger des regierenden Kabinetts hatten nach dem Beginn der Feindseligkeiten in Italien mit der Bildung von freiwilligen Schützenkorps in allen Grafschaften begonnen. Die Volunteers gingen lediglich aus den besitzenden Klassen hervor; sie empfingen von der Regierung bloß die Gewehre; Uniformierung und Verpflegung hatten sie auf eigene Kosten zu beschaffen und auch die Unteroffiziere zu bezahlen, welche sie ausbildeten.

Nach der Meinung der Militärs von Fach taugte die Volunteertruppe, die nach dem Vorbild einer ähnlichen gegen Napoleons I. Lan-

---

[52]) Königin Victorias Briefwechsel II, 574. Schreiben vom 13. Juli.

Digitized by Google

dungspläne gerichteten Organisation ins Leben gerufen war, herzlich wenig. Und in der Tat — größere Revuen und Paraden unter Befehlshabern, die bedeutende Truppenmassen nicht zu bewegen verstanden, mit Stäben in der Eile für den Tag gebildet, in Divisionen, Brigaden und Bataillonen, gleichfalls für den Tag formiert, dienten nur dazu, dem Ausland die Unvollkommenheit der britischen Heeresverfassung zu offenbaren. Die Volunteers, welche sich für eine Kerntruppe hielten, empfanden freilich bei ihren chaotischen Exerzitien ein lebhaftes Vergnügen, besonders wenn ihnen ein Tag Felddienst mit Scheingefecht bewilligt wurde. Der Herzog von Cambridge, der jetzt Oberbefehlshaber der britischen Armee war, erteilte solche Erlaubnis immer mit großem Widerstreben. In der „Times" veröffentlichte er einen Artikel, in welchem er die Lordleutnants und sonstigen Kommandeure der freiwilligen Schützen vor großen Manövern warnte; die Truppe sei bis auf weiteres nur in kleinen Verbänden zu üben und sehr bescheidene Aufgaben zu lösen fähig.[53])

Der Wert der 130 000 Volunteers für die Zurückweisung einer feindlichen Invasion mochte nicht sonderlich hoch anzuschlagen sein, diplomatisch war die Selbstbewaffnung der britischen Mittelklassen für Palmerston von bedeutendem Vorteil und vor allen Dingen erleichterte der von den selbstbewußten jungen Patrioten erregte Waffenlärm dem Premierminister, Verstärkungen der nationalen Wehrkraft durchzusetzen, die nützlicher waren als die freiwilligen Schützen. Das Budget für 1860 steigerte die Zahl der Seeleute abermals gewaltig, von 72 400 auf 85 500. Da Frankreich gleichzeitig die Bemannung seiner Flotte von 38 470 auf 34 000 Seeleute reduzierte, hatte die englische Marine nunmehr die zweieinhalbfache Uebermacht.

Den Militäretet bezeichnete der Staatssekretär des Krieges, Sidney Herbert, als er ihn im Unterhause einbrachte, selber als enorm. Es wurden Bewilligungen verlangt für eine höhere Präsenzziffer der regulären Armee, für Militärwerkstätten, Kasernen, Munition, Kriegsmaterial jeder Art.[54]) Die stärkste Belastung der Landesfinanzen bildete eine Kreditforderung von 11 Millionen Pfund für Festungswerke. Der Schatzkanzler Gladstone, welcher die Ermäßigung der damals sehr hohen englischen Steuern betrieb, hatte sich gegen die Einstellung jener großen Ausgaben in das Budget gesträubt. Darauf schrieb ihm Palmerston: „Die entscheidende Frage ist, ob unsere Marinearsenale und andere

[53]) Verner, „Herzog von Cambridge" I, 298.

[54]) »The annual register of the year 1860«, S. 129.

Digitized by Google

wichtige Punkte durch Befestigungen geschützt werden sollen oder nicht. . . . Wenn durch den plötzlichen Angriff einer gelandeten starken Armee unsere Docks zerstört werden, ist unsere Seemacht ganz offenbar für länger als ein halbes Jahrhundert gelähmt. Unsere Kolonien, unser Handel und die Nahrung für einen großen Teil unseres Volkes würden dem Feinde auf Gnade und Ungnade preisgegeben sein, und zweifellos würde er uns keine Gnade erweisen. Wir würden auf die Stufe einer Macht dritten Ranges herabgedrückt werden, wenn uns nicht noch Schlimmeres widerführe.

Daß eine Landung möglich ist, wie die Dinge heute liegen, kann nicht in Abrede gestellt werden. Kein Aufgebot von Kriegsschiffen unsererseits kann wirksam dagegen ankämpfen. Blockaden eines feindlichen Hafens wie vor Zeiten sind unmöglich geworden. Das blockierende Geschwader muß seine Segel gebrauchen, da man außerstande sein würde, ihm soviele Kohlen zuzuführen, daß es immer unter Dampf zu liegen vermöchte. Dagegen könnte die ausbrechende Flotte ihre Dampfkraft mit großem Vorteil gebrauchen, den Moment ergreifend, nachdem die Windrichtung die Blockierenden gezwungen hätte, sich von der Küste zurückzuziehen. Eine Nacht genügt für die Ueberfahrt nach unserer Küste, und 20 000 Mann lassen sich an einem beliebigen Punkt ans Land setzen, ehe unsere Flotte weiß, daß der Feind seinen Hafen verlassen hat. Wir haben keine Sicherheit gegen das gleichzeitige Landen von 20 000 vor Portsmouth, 20 000 vor Plymouth und 20 000 in Irland. Unsere Truppen müßten notwendigerweise über das Vereinigte Königreich hin zersplittert sein. Wie Portsmouth und Plymouth gegenwärtig beschaffen sind, würden diese beiden Docks mit ihren gesamten Beständen gestürmt und verbrannt sein, ehe 20 000 Mann für ihre Verteidigung zusammengebracht worden wären."[55])

Der Schatzkanzler wurde durch die pessimistischen Ausführungen Palmerstons nicht überzeugt. Zeitlebens hat Gladstone der Furcht seiner Landsleute vor ausländischen Flotten einen ausgesprochenen Optimismus entgegengesetzt.[56]) Aber von seinen Amtsgenossen im Ministerium Palmerston wollte er sich bloß wegen der Befestigungspläne nicht trennen. Nachdem er ein dutzendmal oder öfter den Ministern seinen Rücktritt angedroht hatte,[57]) ohne dadurch die Zustimmung des Kabinetts

[55]) Ashley, „Palmerston" I, 168. Schreiben vom 15. Dezemb. 1859.

[56]) Vgl. meinen Gladstone II, Preuß. Jahrb., Band 118, Heft 1, S. 71, 73, 74, 76.

[57]) Königin Victorias Briefwechsel II, 642. Palmerston an die Königin, 1. Jan. 1861.

Digitized by Google

zu einem mit unproduktiven Ausgaben weniger belasteten Voranschlag zu erreichen, fügte er sich, brachte das Budget für 1860 bei den Gemeinen in der von Palmerston gewünschten Form ein und setzte die Geldopfer ohne Schwierigkeit durch. Die traurigen wirtschaftlichen Verhältnisse, welche 1848 die von Lord John Russell beantragte Steigerung der militärischen Lasten so unpopulär gemacht hatten, gehörten der Vergangenheit an. Das Land blühte. Es trug der Regierung die außerordentlichen an seine Steuerkraft gemachten Ansprüche nicht nach, wohl aber warf es einen heftigen Groll auf den Kaiser der Franzosen, als den indirekten Urheber der bedeutenden Erhöhung der englischen Einkommensteuer. Manche Stimme wurde laut, es sei besser, die Sache gleich auszufechten. Gladstone ist immer der Meinung gewesen, daß nur der Handelsvertrag, den Napoleon gerade in diesem Augenblick mit Cobden abschloß, das englische Volk vom Angriff auf die Franzosen zurückgehalten habe.[58])

Cobden selber hat sich nie geschmeichelt, durch das innere Gewicht seiner nationalökonomischen Gründe, sowie durch Beredsamkeit und diplomatische Gewandtheit den Kaiser zum Freihandel bekehrt zu haben. Der klar blickende Mann urteilte, nur die Furcht vor dem sonst unvermeidlichen Kriege mit England habe Napoleon zur Unterzeichnung des Handelsvertrages bewogen.[59])

In dem jüngst veröffentlichten Briefwechsel der Königin Viktoria befindet sich eine Depesche des britischen Botschafters in Paris, Earl of Cowley, geschrieben zu dem Zeitpunkt der Annexion von Nizza und Savoyen. Dieses Dokument gibt uns ein Mitgefühl der ungeheuren zwischen den Westmächten obwaltenden Spannung: „My Lord!" schrieb Cowley an Russell, „mit großem Bedauern lenke ich Euer Lordschaft Aufmerksamkeit auf folgende Begebenheit.

Letzte Nacht fand ein Konzert in den Tuilerien statt, zu dem die Spitzen des diplomatischen Korps eingeladen waren. . . . Ich saß zwischen dem Nuntius und dem russischen Botschafter. . . . . Nachdem der Kaiser einige bedeutungslose Worte zum Nuntius gesprochen hatte, wendete er sich an mich in einer Weise und in einem Ton, der bei ihm ganz ungewöhnlich ist, indem er Bezug auf die feindselige Stimmung nahm, die gegen ihn im englischen Parlament und der englischen Presse bezeugt würde. Da ich eine Diskussion zu vermeiden wünschte, so bemerkte ich nur, daß dem allerdings so sei, Seine Majestät

[58]) Daniels Gladstone II, 39.
[59]) Ibidem. S. 39.

Digitized by Google

müßte aber wahrgenommen haben, daß diesseits des Kanals eine ebenso große Erregung herrsche. Der Kaiser fragte scharf, ob man sich darüber wundern könne, wenn man die Verdächtigungen in Betracht zöge, die über ihn und das französische Volk in England geäußert würden. . . . Es sei wirklich zu schlecht, fuhr er fort, er habe alles in seiner Macht Liegende getan, um ein gutes Einvernehmen mit England zu unterhalten, aber das Verhalten Englands mache das unmöglich. . . . . .

Diese Unterhaltung hatte nicht nur in Hörweite des russischen Botschafters stattgefunden, sondern die Bemerkungen des Kaisers waren fast ebenso sehr an meinen Kollegen gerichtet wie an mich. Sich dann plötzlich an General Kisseleff wendend, fuhr der Kaiser fort: „Das Verhalten Englands ist gar nicht zu bezeichnen. Ich habe alles in meiner Macht Stehende getan, um die besten Beziehungen mit ihm zu unterhalten, aber ich bin am Ende meiner Kraft. Was hat England mit Savoyen zu schaffen? Was wäre die Folge gewesen, wenn ich, als es von der Insel Perim zur Sicherung seiner östlichen Dependenzen Besitz ergriff, dieselben Einwendungen erhoben hätte, die es jetzt gegen die Annexion Savoyens macht, dessen ich gleichfalls für die Sicherheit Frankreichs bedarf!"

Seine Majestät sprach noch einige Sekunden in derselben Weise weiter, und ich fühlte, daß meine Lage eine recht ungemütliche war. Mit der Erinnerung an die ungezügelten Worte Seiner Majestät an Herrn v. Hübner am Neujahrstage 1859 wollte ich Bemerkungen von solcher Tragweite nicht ohne Kommentar lassen . . . Diese Gedanken flogen mir schnell durch den Kopf und ich beschloß, die Sache eine Nacht zu beschlafen. . . . Was dabei herausgekommen wäre, kann ich nicht sagen, aber die Umstände brachten eine sofortige Klarstellung hervor.

Als der Kaiser weiter ging, wurde der Kreis, den wir gebildet hatten, nicht genau eingehalten, und nach einigen Minuten befand ich mich innerhalb desselben. Der Kaiser trat wieder an mich heran und fing wieder in derselben Weise an, auf mich einzureden, als ich mir die Freiheit nahm, Seine Majestät zu unterbrechen und seine Aufmerksamkeit auf das ungewöhnliche, von ihm eingeschlagene Verfahren zu richten, indem er sich in Gegenwart des russischen Botschafters in abfälligen Bemerkungen über das Verhalten Englands erginge. . . . . Sollte Seine Majestät es für richtig halten, sich über das Verhalten Englands beim russischen Botschafter zu beschweren, so hätte ich nicht das Verlangen, mich da hinein zu mischen. . . . Was ich aber nicht zugeben könne oder mit meiner Würde und der Würde meiner Regierung

Digitized by Google

für vereinbar hielte, sei, daß Beschwerden über England in Hörweite des russischen Botschafters an mich und in meiner Hörweite an den russischen Botschafter gerichtet würden."[60])

Im weiteren Verlauf des Gesprächs mit Lord Cowley lenkte Napoleon ein. Aber auch in seiner italienischen Politik mußte er einlenken. Lord Palmerston war der Ueberzeugung, daß die Rüstungen, für welche das Parlament ihm die Mittel bewilligt hatte, für die Sicherheit der britischen Inseln und als Grundlage einer energischen auswärtigen Politik durchaus genügten. Gegenüber einem so selbstbewußten und zähen Rivalen wie der britische Premier sah sich Napoleon, den überall in Europa Feinde und unzuverlässige Freunde umgaben, genötigt, die Idee eines von Frankreich abhängigen italienischen Bundes mit französischen Sekundogenituren in Neapel und Florenz fallen zu lassen. Mit der widerwillig erteilten Erlaubnis des Kaisers der Franzosen setzte Cavour die Vereinigung Mittel- und Süditaliens mit dem Königreich Sardinien ins Werk. Auf der apenninischen Halbinsel entstand der mächtige oder wenigstens potentiell mächtige Einheitsstaat des Königreichs Italien.

Indem Napoleon sich hier von den Engländern Schranken ziehen ließ und aus Rücksicht auf diese Nation auch darauf verzichtete, die 1860 wegen einer Katholikenmetzelei erfolgende Entsendung französischer Truppen nach Syrien zu einer greifbaren Machterweiterung Frankreichs auszunützen, erreichte er, daß das Gespenst eines Bruchs zwischen den Westmächten allmählich in den Hintergrund trat. Die Engländer hatten jedoch nach wie vor allen Grund, vor dem zweiten Kaiserreich auf ihrer Hut zu sein. Die Umwälzung der deutschen Verhältnisse durch Bismarck bestimmte Napoleon, die Eroberung Belgiens aufs Ernstlichste ins Auge zu fassen. Noch nach der Kriegserklärung von 1870 hat er gehofft, jenes Ziel mit Hilfe Preußens erreichen zu können.[61])

Unser Vaterland versagte sich einer solchen Politik. Vom Throne gestürzt, suchte Napoleon, wie einst Louis Philipp und der Prinz von Joinville, Zuflucht in jenem Inselkönigreich, dessen Bürger gefürchtet hatten, daß er als Feind an ihrer Küste landen, ihre Arsenale und Werften verbrennen würde.

Zwischen der französischen Republik, welche den Krieg mit den Deutschen erfolglos fortsetzte und dem siegreichen Deutschen Kaisertum

[60]) Briefwechsel der Königin Victoria II, 610. Depesche vom 7. März 1860.

[61]) Vgl. H. Delbrück: „Das Geheimnis der Napoleonischen Politik im Jahre 1870" in „Erinnerungen, Aufsätze und Reden" S. 231, Berlin 1902.

Digitized by Google

blieb eine tiefe Kluft bestehen. Zwar geriet Frankreich unter Ferry wieder in sehr ernsthafte Streitigkeiten mit England, aber die Aktion der Franzosen wurde dadurch gelähmt, daß sie ihren Gegensatz zu Deutschland nicht aus der Welt zu schaffen vermochten. Auch Rußland, dessen Vereinigung mit Frankreich die Engländer so oft gefürchtet hatten, sah sich seit dem Jahre 1879 genötigt, mit der Gegnerschaft des Kabinetts von Berlin zu rechnen.

Weil das Deutsche Reich Franzosen und Russen in Schranken hielt und dennoch, solange Bismarck das Ruder führte, die russisch-französische Allianz nicht zustande kam, konnten die Engländer zwischen 1871 und 1894 ihre Ausgaben für Heer und Flotte niedrig halten. Mit dem zuletzt genannten Jahre begann eine neue Periode militärisch-maritimer Kraftanstrengung in Großbritannien. Der russisch-französische Zweibund war geschlossen worden; bei dem Flottenbesuch von Toulon hatten die Marinen der französischen Republik und des Kaisers von Rußland fraternisiert. Das liberale Ministerium Rosebery antwortete den Russen und Franzosen mit dem kostspieligen Flottenbauplan des Earl of Spencer.[62])

Die Bedrohung Großbritanniens durch den Zweibund ging vorüber, aber das Glück niedriger unproduktiver Staatsausgaben blühte den Insulanern gleichwohl nicht wieder. Denn überall in der Welt entstanden neue Kriegsflotten, und die englische Politik stieß auf mehr als einen mächtigen Rivalen, mit dem zu rechnen sie früher gar nicht oder doch nur in geringerem Maße nötig gehabt hatte. Keineswegs blind gegen den Wandel der Zeiten, nahmen die Briten zu Wasser und zu Lande Rüstungen vor, wie sie die Annalen ihrer Geschichte auf keinem Blatte zu melden wissen. Gleichwohl blieben alle Anstrengungen, wenigstens hinsichtlich der Landmacht, Stückwerk, weil die militärischen Sachverständigen die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht nicht durchzusetzen vermochten. Diese verhältnismäßige Schwäche Englands ist die Ursache der Furcht vor einer ausländischen Landung, die heute in England ebenso weit verbreitet ist wie in den Jahren 1848 bis 1860, wenn man auch in der Gegenwart die Gefahr nicht mehr von jenseits des Kanals, sondern vom anderen Ufer der Nordsee erwartet. In einer politischen Korrespondenz der „Preußischen Jahrbücher", welche die Anregung zu dieser Studie gegeben hat,[63]) führte H. Delbrück aus, daß die wunden Punkte der britischen Wehrverfassung keineswegs eine Bürgschaft für die Auf-

[62]) Vgl. meinen „Gladstone" II 75.

[63]) Jahrgang 197, Band 128, S. 38.

Digitized by Google

rechterhaltung des europäischen Friedens bilden, sondern im Gegenteil eine Gefahr für die Ruhe des Weltteils, weil das Gefühl der Unsicherheit Argwohn und Gereiztheit in dem Gemüt des englischen Volks hervorbringt. Ich glaube, daß die Geschichte der „Entente cordiale“ in der Zeit Louis Philipps und Napoleons III. auf jedem Blatte die Wahrheit jenes Satzes bestätigt, abgesehen von mancher anderen nützlichen Lehre, welche der Historiker wie der Politiker aus jenem zwar unblutigen, aber doch stürmisch bewegten Kapitel der englisch-französischen Beziehungen entnehmen kann.

Digitized by Google

Bismarck, Napoleon III. und Bayern im August 1866.

Von

Albert von Ruville.

Ueber die diplomatischen Vorgänge nach den Nikolsburger Friedenspräliminarien, die Kompensationsforderungen Napoleons, die Verhandlungen Bismarcks mit Bayern und den anderen Südstaaten, die Friedens- und Bündnisverträge, herrschen, was ihren inneren Zusammenhang unter einander betrifft, noch sehr unklare Vorstellungen. Sie sind zwar wiederholt in Geschichtswerken auf guter Grundlage zur Darstellung gebracht, aber noch nicht mit strenger Sorgfalt und Beachtung aller Einzelheiten untersucht worden. Eine solche Untersuchung, unter vornehmlicher Berücksichtigung Bayerns, soll hier vorgenommen werden, doch nicht in dem Sinne, möglichst viel diplomatisches Detail zu geben, sondern vielmehr mit Hilfe des Details die wichtigsten Vorgänge und Beziehungen klarzulegen. Zwar sind die Archive dafür verschlossen, doch ist es nicht unmöglich, mittels des mannigfachen publizierten Materials die Hauptsachen festzustellen.

Bei den Nikolsburger Präliminarien, die am 26. Juli zum Abschluß kamen, waren vornehmlich zwei Angelegenheiten unerledigt geblieben: das bereits angemeldete Verlangen Frankreichs nach Kompensationen und die Festsetzung von Normen für den Friedensschluß mit Bayern. Diesen beiden Dingen mußte sich jetzt das Hauptinteresse zuwenden. Sie traten sehr bald in enge Verbindung miteinander.

Napoleon hatte bei den Friedensverhandlungen nicht offiziell mitgewirkt, sondern nur für deren Herbeiführung seine sogen. guten Dienste als Vermittler geleistet. Was die beiden Staaten miteinander ausmachten, das stand fest, dafür konnte sich der Kaiser keinen Lohn von dieser oder jener Macht ausbedingen, sonst hätte er seine Unparteilichkeit

Digitized by Google

in Frage gestellt. Er konnte nur Einspruch erheben, wo er seine Interessen gefährdet glaubte. Durch die Präliminarien hatte aber Oesterreich seine Hand ganz von Norddeutschland abgezogen, die dortigen Staaten, abgesehen von dem in seinem Bestande gesicherten Sachsen, schutzlos dem preußischen Sieger preisgegeben. Wenn Preußen hier Annexionen vornehmen wollte, so war ihnen die Anerkennung von seiten Oesterreichs gesichert, hingegen konnte Frankreich sehr wohl Bedenken tragen, die Streichung ganzer Staaten aus der Karte Europas und die entsprechende Vergrößerung eines waffenstarken Nachbars zuzulassen. Man darf sich nicht sittlich darüber entrüsten, wenn Napoleon hierfür seine Bedingungen stellte, wenn er die gewaltige Machterweiterung Preußens durch einige, weit geringere Erwerbungen auszugleichen suchte. Das war keine Rechts- sondern eine Machtfrage, die immer in solchen Fällen aufgeworfen werden wird, wenn die genügende Macht vorhanden ist. Man darf auch nicht die nationalen Rechte Deutschlands hineinziehen, das Vorgehen des Kaisers als einen Eingriff in die inneren Angelegenheiten Deutschlands brandmarken. Das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit war von großer tatsächlicher Bedeutung, aber kein Rechtsfaktor, da Deutschland seit der Auflösung des Bundes keinen politischen Körper mehr darstellte. Napoleon hatte nur mit unabhängigen Staaten zu tun, deren Streitigkeiten und deren Bestand ihn ebenso viel anging, wie die sonstigen Ereignisse im europäischen Staatensystem.

Die Kompensationsforderungen gründeten sich also ausschließlich auf die französische Anerkennung der preußischen Annexionen.[1]) Diese Anerkennung hatte mit den Präliminarien nichts zu tun, sie konnte also zum Gegenstand eines Privatabkommens zwischen Preußen und Frankreich gemacht, von Napoleon zu Gegenforderungen benutzt werden, wenn er sich stark genug fühlte, sie durchzusetzen. Man darf demnach nicht sagen, Napoleon sei mit seinen Forderungen zu spät hervorgetreten, er habe sich dupieren lassen. Es lag in der Natur der Sache, daß er nicht früher hervortrat. Die in Aussicht genommene Handhabe war ihm ja trotz des Abschlusses in Nikolsburg geblieben. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß es keine zweckmäßigere Politik gegeben hätte. Aber mit dem berühmten Vermittlungstelegramm vom 4. Juli war diese Po-

[1]) Sybel, Begründung des Deutschen Reichs V, 301. Das geht auch aus Goltz' Brief an Bernstorff vom 27. August 1866 hervor. Im Kampfe für Preußens Ehre; Aus dem Nachl. d. Grafen A. v. Bernstorff ed. Ringhoffer, Berlin 1906, S. 596 ff.

Digitized by Google

litik nun einmal eingeschlagen und so mußte sie sinngemäß durchgeführt werden.

Nur der eine Schritt geschah noch vor dem Abschluß der Präliminarien, daß Benedetti am 23. Juli beauftragt wurde, Bismarck über die Kompensationsfrage zu sondieren[2]) und zwar unter Zugrundelegung bestimmter, sehr mäßiger Forderungen. Der Kaiser nahm nur eine Grenzregulierung und die Ueberlassung Luxemburgs an Frankreich in Aussicht. Als der Graf aber seinen Auftrag unmittelbar vor der Unterzeichnung ausführte und dann die Wünsche Frankreichs nennen wollte, schloß ihm Bismarck höflichst den Mund, indem er ihn bat, zur Zeit keine amtliche Mitteilung darüber zu machen. Das hätte sich der Botschafter natürlich nicht gefallen lassen, wenn er es nicht selbst für angemessener gehalten hätte, erst den Rechtszustand feststellen zu lassen, auf dessen Grund er seine Forderungen stellen sollte. Weiterhin haben dann Besprechungen darüber stattgefunden. —

Bayerns Verhältnis zu Oesterreich beruhte, abgesehen von dem nunmehr unwirksamen Bundesrecht, ausschließlich auf dem Olmützer Abkommen vom 14. Juni 1866.[3]) Darin hatte sich der Kaiserstaat verpflichtet, einerseits, „keine einseitigen Friedensverhandlungen mit Preußen zu führen, vielmehr solche Verhandlungen nur unter Teilnahme eines Bevollmächtigten der Kgl. bayerischen Regierung einzuleiten und im Einverständnis mit dieser abzuschließen", andrerseits „aus allen Kräften dahin zu wirken, daß Bayern vor Verlusten bewahrt werde, jedenfalls aber mit solchen nur im gleichen Verhältnis zu allen verbündeten Staaten belastet und für etwaige Abtretungen demgemäß entschädigt werde."

Danach konnte Oesterreich die Friedensverhandlungen nicht führen, ohne einen bayrischen Vertreter heranzuziehen. Dies zu unterlassen, wäre ein Rechtsbruch gewesen. Deshalb wurde der Minister v. d. Pfordten trotz mangelnder preußischer Zustimmung nach Nikolsburg gerufen, wobei Benedetti ihm durch Unterstützung der Einladung eine gewisse Sicherheit bot. Für einen verlustlosen Frieden, für Integrität seines Gebietes besaß aber Bayern mit jenem Vertrage keine sichere Garantie. Oesterreich hatte nur versprochen, mit allen seinen Kräften dahin zu wirken, daß es vor unverhältnismäßigen Schädigungen und vor Gebietsabtretungen bewahrt, daß es für etwa notwendige Territo-

---

[2]) Sybel V, 301 f. — Goltz an Bernstorff, Bernstorff 596 ff. — Pradier-Fodéré, Docum. pour l'histoire contemporaine, Paris 1871, S. 27. Brief Drouyn de Lhuys' an Goltz vom 3. August.

[3]) Abgedruckt: Staatsarchiv XI, S. 200 f.

Digitized by Google

rialverluste entschädigt werde. Seine Kräfte konnten aber als erschöpft gelten, und so konnte es sich dieser Verpflichtung entledigt holten, wenn diplomatische Bemühungen nicht zum Ziele führten.

Bismarck war geneigt, Bayern in den Frieden einzubeziehen unter Bedingungen, die ihm von Napoleon nahegelegt worden waren.[4]) Es sollte eine Geldzahlung leisten, das Gebiet von Kulmbach abtreten und Hessen-Darmstadt für das an Preußen zu überlassende Oberhessen mit einem Teil der bayrischen Pfalz entschädigen. Der Kaiser hoffte, daß bei solcher Verschiebung am leichtesten ein Landgewinn für ihn abfallen könnte, was Bismarck natürlich zu vereiteln entschlossen blieb. Pfordten aber verlangte auf Grund des Olmützer Abkommens volle Integrität oder Entschädigung durch österreichisches Gebiet, und zwar durch das Innviertel.[5]) Da er hiermit abgewiesen wurde, so mußte er unverrichteter Sache aus Nikolsburg abziehen. Nur ein Waffenstillstand, vom 2. bis zum 22. August zum Zwecke der Friedensverhandlungen wurde ihm von Oesterreich erwirkt, für diese Verhandlungen selbst aber stand Bayern ganz isoliert dem übermächtigen und aller Orten siegreichen Feinde gegenüber.

Unmöglich hätte es Pfordten zu diesem Resultat kommen lassen dürfen, wenn ihm nicht gewisse Garantien geboten worden wären, und zwar von Bismarck; denn auf Napoleon, der die Beraubung Bayerns selbst in Anregung gebracht hatte, schien doch recht wenig Verlaß. Der preußische Minister muß schon damals einen günstigen Ausgleich in der Abtretungsfrage für den Fall einer herzustellenden Waffenbrüderschaft in Aussicht gestellt haben, denn es ist Tatsache, daß die berühmte Umarmung der beiden Staatsmänner, die von Sybel nach Berlin verlegt worden ist, bereits in Nikolsburg stattgefunden hat.[6]) Eine bestimmte Abmachung ist dadurch wohl nicht besiegelt worden; sie war vielmehr der Ausdruck der beiderseitigen Freude, in dem andern unerwartet einen deutschgesinnten Mann gefunden zu haben, der keine Neigung hatte, Frankreich in die deutschen Angelegenheiten hinein-

---

[4]) Sybel V, 290 f.

[5]) Oesterreichs Kämpfe 1866, II, 184.

[6]) Erzählung Bismarcks an eine hochgestellte Person 1868. Vergl. A. Memor (Duc de Gramont), L'Allemagne nouvelle, Paris 1879. S. 361 f. Gramont bezweifelt die Richtigkeit, weil einige Irrtümer in der Erzählung. Die Tatsache, daß die Umarmung in Nikolsburg stattfand, wird aber von Bismarck in einem Gespräch mit Prof. Lorenz bestätigt. Vgl. Lorenz, Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reichs, Jena 1902. S. 621.

Digitized by Google

zuziehen. Pfordten insbesondere überzeugte sich, daß dem preußischen Minister ein freundschaftliches Zusammengehen mit Bayern wichtiger war als Landgewinn auf dessen Kosten.[7]) Auch der Württemberger Varnbühler, der zuletzt in Nikolsburg eintraf, lenkte ganz in das preußische Fahrwasser ein, indem er sogar den Eintritt seines Staates in den Norddeutschen Bund anbot.

Aber die Könige dachten anders als ihre Minister. Sie wollten sich keineswegs der Gnade Preußens ausliefern, dem sie nur geringes Vertrauen entgegenbrachten. Kaum hatten sie erfahren, daß sich Oesterreich den bundesgenössischen Pflichten entzogen und seinen Frieden mit Preußen ohne Berücksichtigung der süddeutschen Staaten gemacht habe, so wendeten sie sich einem anderen Beschützer zu. Sie schrieben eigenhändige Briefe an Napoleon, in denen sie seine Hilfe erbaten.[8]) Und nun begannen sich die beiden Handlungen, Frankreichs Bemühungen um Landerwerb und Bayerns Bestrebungen, einen annehmbaren Frieden zu erlangen, mit einander zu verschlingen. —

Am französischen Hofe[9]) finden wir in jener Zeit mehrere politische Richtungen, deren Vertreter sich in der verschiedensten Weise mit den verwirrten auswärtigen Verhältnissen abzufinden suchten. Der leitende Minister Rouher, ein vorsichtiger Mann, paßte seine Maßnahmen der öffentlichen Meinung an, die Aktionen verlangte. Der auswärtige Minister Drouyn de Lhuys, ein Gegner Preußens, war von der Notwendigkeit scharfen Vorgehens überzeugt. Die Kaiserin stand zwar auf österreichischer Seite, war aber zu besonnen, um den Gegner zwecklos zu reizen. Viel verlangen und es durchsetzen oder gar nichts verlangen war ihre Tendenz. Der Prinz Napoleon vertrat das Natio-

[7]) So erklärt sich auch die Bemerkung der „Provinz.-Korr." vom 1. Aug.: „Die nunmehr schwebenden Verhandlungen werden unzweifelhaft dazu benutzt werden, Beziehungen zwischen dem künftigen Norddeutschen Bunde und den süddeutschen Staaten zur Geltung zu bringen, wie sie dem Interesse und der Größe des deutschen Gesammtvaterlandes entsprechen."

[8]) La vie militaire du général Ducrot d'après sa correspondance, 2 Bde. Paris 1894. II, 140: Ducrot au General Faure, 6. Nov. 1866: „Les rois de Wurtemberg, de Bavière, le grand-duc de Hesse-D. ont écrit des lettres autographes à l'empereur pour implorer son secours. Ducrot hatte treffliche Verbindungen in Süddeutschland, besonders mit dem Großherzog von Hessen und dessen Minister Dalwigk. Er konnte viel wissen.

[9]) Ueber die dortigen Verhältnisse s. Rothan, la politique française en 1866. Paris 1884. Th. VI, de la Gorce, Histoire du 2d Empire, Paris 1901. V. Kap. 1, Papiers secrets du 2d Empire, Paris 1891, S. 401 ff.: Rouher an Kabinetschef Conti, 6. Aug. 1866.

Digitized by Google

nalitätsprinzip und wünschte Deutschland auf seinem Wege zur Einigung keine Hindernisse bereitet zu sehen, da das der Idee des französischen Kaisertums zuwiderliefe.

Ohne klar hervortretende Tendenz stand Napoleon inmitten dieser gespaltenen Umgebung. Er war damals schwer leidend und mußte am 27. Juli ins Bad nach Vichy reisen, wo er aber nur bis zum 7. August verblieb. Man hat deshalb behauptet und aus den Vorgängen folgern zu dürfen geglaubt, daß er eine haltlos schwankende, von den wechselnden Einflüssen abhängige Politik betrieben hätte. Das scheint mir aber unrichtig. Nur die wechselnden Ereignisse, nicht die Personen wirkten auf ihn ein. Seine Politik ist konsequent und klar verständlich, und wenn er auch keine Einzelarbeit leisten konnte, so gab er doch in den großen Maßnahmen seinen Zielen gemäß den Ausschlag, wobei er sich jedesmal derer bediente, in deren Richtung er sich augenblicklich bewegen wollte.

Wir wissen, daß er den Krieg mit Preußen zu vermeiden suchte, besonders damals, wo Frankreichs Rüstungen fast alles zu wünschen übrig ließen. Daher ging er nur sehr vorsichtig an die Kompensationsfrage heran. Dem preußischen Gesandten Grafen Goltz erklärte er Mitte Juli nach manchem Hin- und Herschwanken, es sei das Beste, er fordere nichts. Und auch als bereits an Benedetti die Weisung ergangen war, den Grafen Bismarck darüber zu sondieren, fragte er Goltz am 27. Juli in Vichy ganz bescheiden, ob er wohl Luxemburg und Landau zu erhalten Aussicht habe.[10])

Das Ergebnis der Sondierung war die Meldung Benedettis, daß man eine sehr scharfe Sprache werde führen müssen, um die Forderungen durchzusetzen, daß aber Bismarck auf eine Entschädigung in Belgien hingewiesen habe.[11]) Der Gesandte hatte offenbar den Eindruck gewonnen, schon aus früheren Besprechungen, daß Bismarck persönlich nicht abgeneigt sei, einiges zu bewilligen, daß er aber durch den Widerwillen des Königs und der Militärpartei in Schranken gehalten werde und sich daher zurückhaltend benehmen müsse. Ein energisches Auftreten könne ihm dabei zu Hilfe kommen und schließlich zum Ziele führen.

Bei der friedlichen Gesinnung Napoleons sollte man nun denken, er habe entweder die Forderung fallen gelassen, um sich der von Bis-

[10]) Goltz an Bernstorff, Bernstorff S. 596 ff.

[11]) Pradier-Fodéré, S. 27, Benedetti, ma mission en Prusse, Paris 1871, S. 178. A. Sorel, Histoire diplomatique, Paris 1875. S. 22.

Digitized by Google

marck angeregten Unterhandlung zuzuwenden, oder kräftig auf der geringen Kompensation bestanden, um dem preußischen Minister die Erfüllung des Begehrens möglich zu machen. Statt dessen sehen wir ihn aber im Einverständnis mit Drouyn de Lhuys, der nach Vichy gefolgt war, ein ganz neues, weit umfassenderes Projekt[12]) aufstellen, ein Projekt, das man unmöglich hoffen konnte in friedlicher Weise durchzusetzen. Preußen sollte die Grenzen von 1814 herstellen, also ein Stück Rheinprovinz abtreten, sollte die linksrheinischen Gebiete Bayerns und Hessens gegen Entschädigung erwerben, um sie an Frankreich zu überlassen, sollte jeder Absicht auf Angliederung von Luxemburg und Limburg an einen neuen deutschen Bund entsagen und endlich auf das Besatzungsrecht in der Festung Luxemburg verzichten. Dieses von Drouyn de Lhuys verfaßte Projekt wurde am 29. Juli dem Kaiser präsentiert,[13]) von ihm durchgesehen und dann telegraphisch an Benedetti, gleichzeitig nach Nikolsburg und Berlin, übermittelt mit dem Befehl, es sogleich dem preußischen Ministerpräsidenten zur Annahme vorzulegen. Einige Tage später folgte noch die Erläuterung, daß die Festung Mainz als in die Forderung einbegriffen zu betrachten sei,[14]) was ja dem Wortlaut entsprach.

Wie kam man zu diesem ganz neuen, andersartigen Vorschlag und was hatte er zu bedeuten?

Die Ursache ist gewiß nicht in einer unsicher schwankenden Haltung Napoleons zu suchen, der sich von seinem Minister eine unerwünschte Maßregel hätte aufdrängen lassen, sondern vielmehr in dem Wandel der Lage, in den zwischenliegenden Ereignissen. Die erste Forderung war vor, die zweite nach den Nikolsburger Verhandlungen aufgestellt. Diese Verhandlungen brachten aber für die Umgestaltung Deutschlands im Ganzen, für das Verhältnis Oesterreichs zu Preußen nichts wesentlich anderes als was man erwartet hatte. Nur in einer wichtigen Hinsicht ergaben sie ein Resultat, das man nicht hatte voraussehen können. Die süddeutschen Staaten waren von Oesterreich fallen gelassen und von Preußen nicht in den Frieden aufgenommen worden. Sie standen hilflos dem Sieger gegenüber.

Es hätte sich nun vermuten lassen, daß sie geheime Abmachungen mit Preußen eingegangen wären, da man ihnen doch nicht zutrauen konnte, daß sie sich leichtfertig derart isolierten. Dagegen sprachen aber

[12]) Benedetti an Bismarck, 5. Aug. 1866. s. Hahn, Fürst Bismarck I, 508 f.
[13]) Drouyn de Lhuys an Goltz, 3. Aug. 1866. Pradier-Fodéré S. 27.
[14]) Sybel V, 366.

Digitized by Google

die Monarchenbriefe. Die Staaten hatten offenbar ihre ganze Hoffnung auf Frankreich gesetzt, und diese Hoffnung durfte keinesfalls getäuscht werden. Dabei kam hauptsächlich Bayern in Betracht, von dem man wußte, daß ihm große Gebietsabtretungen auferlegt werden sollten.[15]) Von den andern Staaten war Baden durch das Wohlwollen des preußischen Königs, Württemberg und Hessen durch Beziehungen zu Rußland einigermaßen geschützt.

Napoleon lebte eigentlich schon in ganz anderen als den Kompensationsideen, und zwar in denen, die ihm von Bismarck suggeriert worden waren. Er wollte Belgien nebst Luxemburg gewinnen und dafür sich die deutsche Einigung unter Preußens Führung vollenden lassen, ein Plan, über den er ja bald die Verhandlungen eröffnete. Mit dieser Aussicht hätte er gern die norddeutschen Annexionen ohne Entschädigung anerkannt. Aber nun kam die bayrische Frage dazwischen und hielt ihn noch eine Zeitlang auf dem alten Wege fest. Gerade wenn er den belgischen Plan glücklich durchführen wollte, mußte Süddeutschland intakt bleiben, da es bei stark verminderter Widerstandskraft Preußen mit der Zeit von selbst in die Hände fiel. Bismarck hatte dann keine Ursache, dem Kaiser in der belgischen Frage gefügig zu sein. Daraus ergab sich, daß man jetzt zugunsten Bayerns einschreiten, daß man durch einen scharfen Flankenangriff den preußischen Aar von seinem Opfer abziehen mußte. Und dazu schien eine hohe Kompensationsforderung, die einen Krieg in den Gesichtskreis rückte, das beste Mittel. Es war vorauszusehen, daß sich Preußen angesichts solcher Gefahr mit Bayern gütlich zu einigen suchte, indem es ihm seinen Territorialbestand beließ. Der Dank fiel dann dem Kaiser zu, so daß er im Bedarfsfall auf die Hilfe des Königreichs rechnen konnte, also bei den späteren Verhandlungen mit Preußen ein Gewicht mehr in die Wagschale zu werfen hatte.

Diese Kombination scheint bei Drouyn de Lhuys nicht mitgesprochen zu haben.[16]) Er hoffte wohl die Forderung wirklich durchzusetzen. Der Kaiser nahm also sein Projekt an, um es in anderem Sinne auszubeuten.

---

[15]) Französ. Gesandte in München an Drouyn de Lhuys, 2. Aug. 1866. Hahn, 2 Jahre S. 192.

[16]) Goltz an Bernstorff, 27. Aug.: „Mittlerweile hatte ich mit Drouyn de Lhuys eine ziemlich lebhafte Scene, worin er mit seiner Entlassung drohte, wenn der Kaiser mir wiederum nachgäbe. Sie wissen, daß letzterer dieses dennoch am 11. gethan hat und zwar fast ohne Kampf." Man sieht, Napoleon richtete sich nur nach Drouyn, wenn es ihm paßte.

Digitized by Google

Man könnte es befremdlich finden, daß es vornehmlich süddeutsches Gebiet war, auf das Napoleon Anspruch erhob, daß er also gerade seine Schützlinge berauben zu wollen schien. Aber Preußen sollte ja verpflichtet sein, die Fürsten aus eigenen Mitteln zu entschädigen. Außerdem werden diese gewußt haben, daß es sich nur um eine Finte handelte, durch die Preußen zur Nachgiebigkeit bei den Friedensverhandlungen bestimmt werden sollte. Den Kernpunkt der ganzen Angelegenheit bildete aber die Einbegreifung der Festung Mainz in den abzutretenden Komplex. Auf ihre derzeitige Lage müssen wir jetzt die Blicke lenken.[17])

Mainz war am 9. Juni, noch vor dem Austritt Preußens aus dem Bunde, von der Bundesversammlung mit Zustimmung der beiden Großmächte neutral erklärt worden. Infolgedessen verließen österreichische und preußische Truppen die Stadt, legten der österreichische Kommandant und der preußische Gouverneur ihre Aemter nieder. Bayrische, württembergische und kleinstaatliche Bundestruppen bildeten seitdem die Besatzung, während der bayrische General Graf Rechberg als Gouverneur an die Spitze trat. Im ganzen waren es zirka 5000 Mann, zu denen dann aber die ganze kurhessische Armeedivision unter Generalmajor v. Loßberg in Stärke von zirka 9000 Mann hinzutrat. Diese hatte eigentlich innerhalb des Festungsbezirkes nur ihre Mobilmachung vollenden sollen, wurde aber dann, da ihr keine andre Aufgabe zufiel, mit zur Besatzung gerechnet.

In den Waffenstillstandsverträgen zwischen Preußen und den süddeutschen Staaten wurde ausgemacht, daß alle Kontingente die Festung verlassen sollten. Nur für das bayrische war nichts stipuliert, weil das Abkommen mit Bayern in Nikolsburg von Pfordten abgeschlossen wurde, der die Festung unbedingt in der Hand behalten wollte. Er wird seinen Willen mit Unterstützung Oesterreichs und Frankreichs durchgesetzt haben. Die anderen Südstaaten, die im Feldlager mit General von Manteuffel ihren Stillstand verhandeln mußten, legten weniger Wert darauf und bewilligten daher den Abzug ihrer Truppen. Auch die kurhessische Division blieb. Sie schwebte gewissermaßen in der Luft, da mit ihrem in Gefangenschaft geratenen Kurfürsten keine Abmachungen getroffen wurden.

---

[17]) S. hierüber: Tagebuch des k. bayr. Gouverneurs der Bundesfestung Mainz (L. Graf v. Rechberg) vom 18. Juni bis 26. Aug. 1866 (Darstell. aus d. bayr. Kriegs- und Heeresgeschichte 12); J. v. Schmidt, Die vormals Kurhessische Armeedivision im Sommer 1866. Kassel 1892.

Digitized by Google

Nach Ausführung der Verträge standen also dem Grafen Rechberg nur zwei bayrische Bataillone und die Kurhessen zur Verfügung, deren Kommandeur, General v. Loßberg, inzwischen von dem Militärausschuß der nach Augsburg verschlagenen Bundesversammlung zum Kommandanten ernannt worden war.

So standen die Dinge in Mainz, als die süddeutschen Monarchen den französischen Kaiser um Unterstützung angingen und dieser an Preußen jene Kompensationsforderung stellte, die ihm das linke Rheinufer einschließlich Mainz in die Hände liefern sollte. Die Forderung erhielt natürlich dadurch eine verschärfte Bedeutung, daß ein bayrischer General in der Bundesfestung kommandierte, denn daraus erwuchs die Gefahr, daß die Stadt gegebenenfalls eine französische Besatzung aufnahm und so für Napoleon ein wertvolles Pfandobjekt wurde. Bei einem etwaigen Kriege zwischen Frankreich und Preußen hätte jenes die vortrefflichste vorgeschobene Stellung in Händen gehabt. Diese Gefahr mußte am preußischen Hofe empfunden werden, und so konnte man in München und Paris hoffen, daß dort gegen Bayern mildere Saiten aufgezogen werden würden.

Die Sache hatte aber einen Haken. Der kurhessische General v. Loßberg fühlte sich keineswegs als Untergebener Rechbergs, sondern trieb seine eigene Politik. Er wollte sein Kontingent nicht zur Verteidigung der Festung verwenden lassen, wozu es von seinem Kurfürsten nicht bestimmt war, und hätte noch weniger daran gedacht, sie Napoleon in die Hände zu spielen. Das war nicht zu ändern und konnte leicht bekannt werden, wodurch die napoleonische Forderung sehr an Wirkung verloren hätte. Am 5. August erschien Loßberg sogar „ziemlich erregt beim Gouverneur[18]) und gab die Erklärung ab, daß er im Hinblick auf die politische Lage sich nicht mehr imstande fühle, das Festungskommando noch beizubehalten, wenn er von seiner Regierung zum Niederlegen desselben aufgefordert werde; er wolle jedoch das Weitere hier abwarten, um event. als preußische Besatzung in Mainz zu bleiben.“ Man mußte sonach mit der Möglichkeit rechnen, daß die Hessen sich plötzlich als Preußen benahmen und die Festung ihrem neuen Landesherrn überlieferten.

Der General beeilte sich freilich, seine Aeußerungen zu widerrufen, indem er noch an demselben Tage erklärte, „daß er in Ueberzeugung, unser Geschick liege in höherer Hand, sein Gesuch um Ent-

[18]) Rechberg S. 93 f.

Digitized by Google

hebung von der Kommandostelle zurückziehe und künftig nur in Uebereinstimmung mit dem Gouverneur gehen werde." Das geschah aber nur aus praktischen Rücksichten. Das Kontingent konnte die Unterstützungen aus der Bundeskasse nicht entbehren, die ihm nach jener Absage entzogen worden wären, und wußte noch nicht, wohin es sich wenden sollte, wenn es die Festung verließ. Irgendwelche militärische Hilfe konnte Rechberg also von dem Korps und seinem Führer nicht mehr erwarten.

Nun ist es merkwürdig, daß der bayrische Gouverneur gerade diesen Vorfall benutzte, um dem Minister von der Pfordten, der eben zu den Friedensverhandlungen nach Berlin abreisen wollte, eine willkommene Waffe in die Hand zu liefern. Er meldete nämlich, Loßberg würde jedenfalls Mainz verteidigen, es sei daher nicht ratsam, den Abzug der Bayern aus der Festung zuzugestehen; es könne das sogar ihrer Waffenehre nachteilig sein, wenn sie gerade während des Kampfes gezwungen wären auszurücken.

Das war zweifellos eine falsche Nachricht, die Rechberg später auf Verlangen des hessischen Generals, der davon erfahren, feierlich widerrufen mußte.[19]) Aber mit dieser falschen Nachricht in der Tasche begab sich Pfordten nach Berlin, wo er sie vortrefflich verwenden konnte.

Sollte es wirklich nur Zufall oder Mißverständnis gewesen sein, daß Rechberg seinem Minister genau im Moment des Bedarfs eine solche Waffe lieferte? Er hatte doch Zeit und Gelegenheit genug gehabt, sich über die wahren Absichten des hessischen Generals zu unterrichten, der damit niemals hinter dem Berge gehalten, sondern seine Abneigung, die unterstellten Truppen für die Interessen der Festung verwenden zu lassen, immer sehr scharf hervorgekehrt hatte. Niemals war ihm der Gedanke gekommen, den Platz auf eigene Faust, unabhängig von den Bayern, zu verteidigen.

Jedenfalls wußte Pfordten seine Waffe gut zu gebrauchen. Bismarck sah die Stadt natürlich nicht ohne Besorgnis in der Hand der

[19]) Ueber diesen Vorgang s. Schmidt S. 200 f. u. 210 f. Schmidt erzählt das merkwürdige Verhalten Rechbergs ohne eine Ahnung von der Bedeutung zu haben. Auch Loßberg zeigt sich nur erstaunt, daß ihm der Gouverneur solch' ungereimte Absichten unterschiebt und weiß keine Erklärung dafür. Diese naiven Angaben sind aber umso glaubwürdiger. Der Inhalt der Rechbergschen Meldung an Pfordten ist nur nach Hörensagen formuliert (S. 201). Wahrscheinlich ist der Wille Loßbergs, Mainz selbständig zu verteidigen, viel schärfer betont. Ueber den Wunsch der preußischen Regierung, die Hessen aus Mainz zu entfernen, handelt ein Münchener Telegramm an Loßberg vom 19. August (S. 200).

Digitized by Google

Gegner. Er suchte sie durch Abschneiden aller Verbindungen möglichst zu isolieren, was namentlich mit Hilfe Badens gelang,[20]) und verlangte von Pfordten wiederholt die Uebergabe an Preußen. Er betonte dabei ausdrücklich die Gefahr französischer Besetzung, „was Bayern doch sicher nicht wolle".[21]) Der bayrische Minister stellte die Sache aber immer so dar, als befänden sich seine Landsleute in Mainz in einer Zwangslage, indem der rabiate General v. Loßberg mit seinem übermächtigen Kontingent die Festung durchaus behaupten wolle. Demgemäß richtete sich das Streben der preußischen Unterhändler darauf, die Hessen aus Mainz zu entfernen, um dadurch die Uebergabe möglich zu machen. Um so erstaunter war man dann in Berlin, als sich Loßberg am 20. Aug., noch vor dem bayrischen Friedensschluß, freiwillig der preußischen Botmäßigkeit unterwarf, ein Schritt, zu dem er besonders durch die unwahren Berichte über sein Verhalten bewogen worden war.[22])

Als Benedetti bei seiner Rückkehr nach Berlin, am 3. August, den Befehl des auswärtigen Ministers erhielt, jene große Kompensationsforderung zu stellen, sah er darin, mit der Denkweise am Berliner Hofe wohlbekannt, eine schwere Gefahr für den Frieden. Die Wünsche vom 23. Juli hatte er wohl durchzusetzen gehofft, diese aber schienen ohne Waffengewalt unerfüllbar. Aus seiner Antwort an Drouyn die Lhuys vom 5. August[23]) scheint zwar hervorzugehen, daß er ganz damit einverstanden war und sofort gehorchte. Er nennt die Forderung berechtigt und erklärt, sie aufs schärfste vertreten zu wollen, nur daß er, um das Aufeinanderprallen der Meinungen abzuschwächen, eine schriftliche Uebermittlung an Bismarck für ratsam hält, der dann die mündliche Aussprache folgen solle. In seinen Aufzeichnungen[24]) aber gibt er an, er habe zunächst nach Paris die Bitte gerichtet, dorthin kommen und die Sache mündlich bereden zu dürfen.

Inzwischen war aber in Paris resp. Vichy am 2. oder 3. August ein amtliches Gesuch der bayrischen Regierung um Intervention[25]) eingetroffen, das im Ministerrat beschlossen worden war. Pfordten hatte sich also dem Willen seines Königs fügen und dessen mit jenem Briefe bereits vollzogenen Schritt bestätigen müssen, wiewohl er gewiß mit

---

[20]) Aechberg, S. 89.
[21]) Graf Otto v. Bray-Steinburg, Denkwürdigkeiten, Leipzig 1901, S. 104.
[22]) Schmidt, S. 204 ff.
[23]) Hahn, Bismarck I, S. 510.
[24]) Benedetti, S. 178 f.
[25]) Franz. Gesandte in München an Drouyn de Lhuys, Hahn, 2 Jahre, S. 192.

Digitized by Google

seiner in Nikolsburg gewählten Haltung nicht ganz in Einklang zu bringen war. Das hatte zur Folge, daß Napoleon Benedetti gegenüber um so fester auf seinem Entschlusse beharrte. Der Botschafter erhielt auf sein Ansuchen den kategorischen Bescheid, erst die befohlene Forderung zu stellen und dann in Paris persönlich zu berichten. Der Brief an den Minister dürfte seiner Anfrage und der erteilten Antwort zeitlich nachzusetzen sein. Man sieht, der Kaiser wollte keine Einreden, weil er eben besondere Gründe für sein Vorgehen hatte, die dem Botschafter fremd waren und Eile heischten.

Nun erfolgte am 5. August die Uebersendung des Vertragsentwurfs an Bismarck und am 7. die bekannte Unterredung, bei der der preußische Minister den überraschend hohen französischen Ansprüchen höflich gehaltene, aber äußerst scharfe Drohungen entgegensetzte. Ihr Kernpunkt war der Gedanke, revolutionäre Maßregeln zu ergreifen,[26]) d. h. die Ideen von 1848/49 wachzurufen, die Frankfurter Reichsverfassung zu proklamieren. Gleich darauf reiste Benedetti ohne Vorwissen des auswärtigen Ministers nach Paris, um Bericht zu erstatten.[27])

Napoleon wird nicht viel anderes erwartet haben. Die Drohung, die ihm Benedetti sofort mündlich übermittelte, schreckte ihn nicht, da er ja selbst nicht Ernst machen wollte. Er wußte, daß Bismarck sie nur im äußersten Notfall wahr machen würde, erwartete aber, daß er sich in andrer Weise zu sichern suchen werde, nämlich durch einen annehmbaren Vergleich mit Bayern, um den Franzosen dessen durch den Besitz von Mainz besonders wertvolle Hilfe zu entziehen. Dann war der Zweck der ganzen Aktion erreicht. Die Integrität Süddeutschlands war gerettet und Napoleon wurde als Retter verehrt. Gerade darin aber erlebte der Kaiser eine böse Enttäuschung.

Diese Drohungen eben waren es, die Bismarck davon zurückhielten, sich den Bayern nachgiebiger zu zeigen. Bei den Friedensverhandlungen, die am 9. August in Berlin ihren Anfang nahmen,[28]) hielt er seine hohen Forderungen aufrecht. Die Rheinpfalz zur Entschädigung Hessens und einen großen Teil Frankens sollte das Königreich opfern und dazu eine bedeutende Kriegsentschädigung zahlen. Am 8. August rückten preußische Vortruppen von der Rheinprovinz her in

---

[26]) Sybel V, S. 369.

[27]) Goltz an Bernstorff. Bernstorff, S. 596 ff.

[28]) Näheres über diese bei: Graf Otto v. Bray-Steinburg, Denkwürdigkeiten, Leipzig 1901, S. 101 ff.

Digitized by Google

die Nordspitze der Rheinpfalz ein,[29]) wodurch einem französischen Vormarsch auf Mainz begegnet werden konnte. Auch am 10. blieb Bismarck fest. Er setzte den bayrischen Vertretern ganz nüchtern auseinander, daß ihnen allein unter den Süddeutschen keinerlei Protektion zu Gebote stünde, sie also die ganze Zeche zahlen müßten, worauf Pfordten in seiner Antwort eine versteckte Drohung mit Napoleon einfließen, aber doch auch seinen Wunsch durchblicken ließ, deutsch-nationale Politik treiben zu können. Das veranlaßte den preußischen Minister, einen geheimen Bündnisvertrag in Vorschlag zu bringen. Aber Pfordten wollte erst annehmbare Friedensbedingungen haben, während Bismarck auf der Herausgabe von Mainz bestand. Man traute sich also gegenseitig nicht.

Währenddessen hatte Bismarck dafür gesorgt, daß die Kompensationsforderung Napoleons an die Oeffentlichkeit kam und zwar so, daß ihm und der deutschen Presse keine Indiskretion zur Last fiel.[30]) Dem Korrespondenten des „Siecle" wurde der Vorgang scheinbar unvorsichtigerweise von Keudell ausgeplaudert und schon am nächsten Tage, 10. August, erschien in dieser Zeitung die Kunde von dem geforderten und verweigerten linken Rheinufer. Sofort druckte die preußische offiziöse Presse die Nachricht ab, indem sie hervorhob, daß zum Glück kein deutsches, sondern ein französisches Blatt die Indiskretion begangen habe. Damit erhielt natürlich Napoleons Ansehen und Popularität in Süddeutschland einen argen Stoß, da er süddeutsches Gebiet hatte rauben wollen. Das Volk ahnte ja nichts von den Zielen, die dabei verfolgt worden waren.

Der Strenge Bismarcks gegenüber trafen nun auch die Bayern ihre Maßnahmen. Mainz, das schon die Armierungen eingestellt hatte, wurde aufs neue in Belagerungszustand versetzt,[31]) die Reserven des Königreichs wurden einberufen,[32]) und an Frankreich erging nochmals das dringende Ersuchen, Ernst zu zeigen.

Da Benedetti nach Paris gereist war, so wandten sich Pfordten und der Hesse Dalwigk am 11. August an den Geschäftsträger Lefèvre de Béhaine,[33]) um ihm die Notwendigkeit vorzustellen, daß der Kaiser

---

[29]) Kreuzzeitung v. 16. Aug. 1866. Notiz vom 8.

[30]) de la Gorce, Hist. du 2d Empire, Paris 1901, V, S. 57 f.

[31]) Kreuzzeitung, 16. Aug. 1866. Notiz vom 11.

[32]) Kreuzzeitung, 17. Aug. 1866. Notiz vom 12.

[33]) Lefèvre an Drouyn de Lhuys, 11. Aug. 1866. Harcourt, les 4 ministères de Dr. de L., Paris 1882. S. 308 f.

Digitized by Google

Grund beiderseitiger Gebietserweiterung, Preußen durch Süddeutschland, Frankreich durch Belgien und Luxemburg.[36]) Wieder war es ein Phantom, dem der Kaiser nachjagte, das aber nicht einmal von dem preußischen Botschafter Goltz als solches erkannt wurde. Dessenungeachtet sollte die Freundschaft Frankreichs mit Bayern zunächst sorglich gepflegt werden, wenn man ihm auch mit materiellen Mitteln nicht zu Hilfe kommen konnte.

Seit dem 12. August standen also die bayrischen Vertreter dem preußischen Minister wehrlos gegenüber. Er konnte sie, ohne einen neuen Krieg zu riskieren, zu bedeutenden Abtretungen zwingen. Dazu aber war er jetzt ebensowenig geneigt wie in Nikolsburg, wo ihm Pfordtens Umarmung zuteil wurde. Er war sich bewußt, Napoleon auch in seinem neuen Projekt eine Enttäuschung bereiten zu müssen und bedurfte daher der bayrischen, wie überhaupt der süddeutschen Freundschaft.

Nun kam bereits am 13. August der Friede mit Württemberg zustande und zwar auf einer Grundlage, die auch für Bayern angemessen erscheinen konnte. Das Königreich bewahrte seine Integrität und hatte nur eine Kriegsentschädigung zu leisten, mußte sich aber zu einem geheimen Schutz- und Trutzbündnis verstehen, das für den Fall eines Krieges die württembergischen Truppen preußischem Oberbefehl unterstellte.

Bismarck war bereit, in gleicher Form mit Bayern abzuschließen, doch standen dem verschiedene Hindernisse im Wege.

Einmal galt es die Bestrebungen der Annexionisten im preußischen Lager abzuwehren, die einzig dahin gingen, möglichst viel Land zu gewinnen.[37]) Dazu aber waren die Drohungen Napoleons noch immer ein brauchbares Mittel. Grade jetzt, am 14. August, wies der Kaiser seinen Vertreter an, „zwar nicht direkt in die Unterhandlungen einzuschreiten, aber dem Herrn Grafen Bismarck nicht vorzuenthalten, welches die persönlichen Gefühle des Kaisers für jene Höfe sind, die sich an sein freundschaftliches Wohlwollen gewandt haben".[38]) Das konnte, so

---

[36]) Der Befehl dazu erging an Benedetti am 16. August. Hahn, Bismarck I, S. 511. Die Ausführung geschah am 20., also erst als Bismarck mit Bayern im Reinen. Rothan S. 382.

[37]) Vgl. Bismarck, Ged. u. Erinn. II, 74.

[38]) Franz. Gelbbuch. Drouyn de Lhuys an Benedetti, 14. Aug. 1866. Hahn, 2 Jahre. S. 192.

Digitized by Google

seine schützende Hand über Süddeutschland breite. Sie teilten ihm Bismarcks Auslassungen mit und verlangten geradezu, daß Napoleon seine Truppen in die Pfalz und Rheinhessen einmarschieren ließe, wo sie günstige Aufnahme finden würden. Auch ließ Pfordten sehr deutlich durchblicken, daß man nicht abgeneigt sei, die Pfalz abzutreten und Mainz den Franzosen einzuräumen. Ob der Antrag ernst gemeint war, läßt sich, wenigstens bei Pfordten, billig bezweifeln. Es kam dem Minister wohl nur darauf an, daß ein schärferer Druck auf Preußen geübt wurde, damit dieses endlich sich zu annehmbaren Bedingungen herbeiließ.

Aber mit Napoleons Initiative war es zu Ende, seit er das Geheimnis gebrochen sah. Wenn seine Aktion zugunsten Bayerns nur die Folge hatte, ihm Süddeutschland zu entfremden und wohl gar eine nationale Erhebung Deutschlands gegen ihn und sein Land ins Werk zu setzen, dann war es weit besser, davon abzustehen. Ein verkleinertes Bayern, dessen Regierung seinen Winken folgte, war immer noch annehmbarer als ein intaktes, das sich in Furcht vor französischer Habgier eng an Norddeutschland anlehnte. Das hätte er sich freilich schon vorher sagen können, aber er hatte eben das Bestmögliche erlangen wollen, ein intaktes Bayern, das Frankreich seine Intregität dankte und ihm die Treue hielt. Das hatte sich nun als Fehler erwiesen.

Der Kaiser trat also am 11. August unter Betonung seiner Vermittlerrolle einen mangelhaft verschleierten Rückzug an.[84]) Alle Schuld wurde auf Drouyn de Lhuys geschoben, der seinem schwer leidenden Herrn die Ordre entrissen hätte. Er fiel dem Frontwechsel zum Opfer. An Goltz erging die Versicherung, daß die norddeutschen Annexionen anerkannt werden würden. Der Minister des Innern aber erhielt Anweisung,[85]) den Zeitungssturm zu beschwichtigen, die Uneigennützigkeit der kaiserlichen Regierung bekannt zu machen. Gleich darauf wurde der andere Weg eingeschlagen, auf den Bismarck wiederholt hingewiesen und den auch Napoleon während des ganzen Zwischenfalls nicht aus den Augen verloren hatte, der Weg zur preußischen Alliance auf

---

[84]) Sybel V, S. 374 f. Harcourt S. 312 f.

[85]) Napoleon an La Valette, 12. August 1866. Benedetti S. 181 f. Als dieser Brief bald darauf in einer engl. Zeitung erschien, verwahrte sich Drouyn de Lhuys in einem Brief an den Kaiser vom 12. Oktob. sehr energisch gegen die Unterstellung, ohne die Zustimmung und Mitwirkung Napoleons gehandelt zu haben. Abgedr. bei Pradier-Fodéré S. 30 f.

Digitized by Google

Grund beiderseitiger Gebietserweiterung, Preußen durch Süddeutschland, Frankreich durch Belgien und Luxemburg.[36]) Wieder war es ein Phantom, dem der Kaiser nachjagte, das aber nicht einmal von dem preußischen Botschafter Goltz als solches erkannt wurde. Dessenungeachtet sollte die Freundschaft Frankreichs mit Bayern zunächst sorglich gepflegt werden, wenn man ihm auch mit materiellen Mitteln nicht zu Hilfe kommen konnte.

Seit dem 12. August standen also die bayrischen Vertreter dem preußischen Minister wehrlos gegenüber. Er konnte sie, ohne einen neuen Krieg zu riskieren, zu bedeutenden Abtretungen zwingen. Dazu aber war er jetzt ebensowenig geneigt wie in Nikolsburg, wo ihm Pfordtens Umarmung zuteil wurde. Er war sich bewußt, Napoleon auch in seinem neuen Projekt eine Enttäuschung bereiten zu müssen und bedurfte daher der bayrischen, wie überhaupt der süddeutschen Freundschaft.

Nun kam bereits am 13. August der Friede mit Württemberg zustande und zwar auf einer Grundlage, die auch für Bayern angemessen erscheinen konnte. Das Königreich bewahrte seine Integrität und hatte nur eine Kriegsentschädigung zu leisten, mußte sich aber zu einem geheimen Schutz- und Trutzbündnis verstehen, das für den Fall eines Krieges die württembergischen Truppen preußischem Oberbefehl unterstellte.

Bismarck war bereit, in gleicher Form mit Bayern abzuschließen, doch standen dem verschiedene Hindernisse im Wege.

Einmal galt es die Bestrebungen der Annexionisten im preußischen Lager abzuwehren, die einzig dahin gingen, möglichst viel Land zu gewinnen.[37]) Dazu aber waren die Drohungen Napoleons noch immer ein brauchbares Mittel. Grade jetzt, am 14. August, wies der Kaiser seinen Vertreter an, „zwar nicht direkt in die Unterhandlungen einzuschreiten, aber dem Herrn Grafen Bismarck nicht vorzuenthalten, welches die persönlichen Gefühle des Kaisers für jene Höfe sind, die sich an sein freundschaftliches Wohlwollen gewandt haben".[38]) Das konnte, so

---

[36]) Der Befehl dazu erging an Benedetti am 16. August. Hahn, Bismarck I, S. 511. Die Ausführung geschah am 20., also erst als Bismarck mit Bayern im Reinen. Rothan S. 382.

[37]) Vgl. Bismarck, Ged. u. Erinn. II, 74.

[38]) Franz. Gelbbuch. Drouyn de Lhuys an Benedetti, 14. Aug. 1866. Hahn, 2 Jahre. S. 192.

Digitized by Google

platonisch die Liebe auch war, doch als ein ernster Schritt hingestellt werden.

Andrerseits aber hegte Bismarck selbst Bedenken, mit Bayern dasselbe Abkommen zu treffen wie mit Württemberg. Abtretungen waren ein realer Gewinn, den man sicher in der Hand hatte, ein Bündnisvertrag aber konnte gebrochen oder umgangen werden, wenn es die Weltverhältnisse zuließen. Er bot keine genügende Garantie, so sorgfältig man ihn auch formulieren mochte. Es mußte also eine besondere Sicherheit ausfindig gemacht werden und das geschah durch Verhandlungen zwischen den beiden Höfen, die selbst vor Pfordten geheim gehalten wurden, ein Vorgang, der an andrer Stelle von mir untersucht werden soll. Das Ergebnis scheint ein gegenseitiges feierliches Versprechen der beiden Monarchen, Wilhelm I. und Ludwig II., gewesen zu sein, womit sie sich auf die getreue, sinngemäße Erfüllung des Vertrages verpflichteten.

Diese Angelegenheit wurde bis zum 18. Juli erledigt, wo dem bayrischen Minister ein Wink zuging, der ihm sein Verhalten vorschrieb. Von unbekannter Hand erhielt er ein Billet zugestellt des Inhalts, er solle statt aller Gebietsabtretung Kontribution und Bündnis anbieten. Daraufhin konnte am 20. August der Schlußakt stattfinden. Es war eine Theaterszene, bei der die Rollen vorher verteilt waren. Bismarck wußte offenbar, was Pfordten vorschlagen werde, und hatte die Formel des Abkommens schon bereit. So erledigte sich alles glatt. Bayern mußte sich eine kleine Grenzberichtigung gefallen lassen, eine Kriegsentschädigung zahlen und das geheime Schutz- und Trutzbündnis abschließen.

Nun galt es aber noch zu verhüten, daß Napoleon wegen der erstaunlichen Nachgiebigkeit Preußens Verdacht schöpfte. Das Bündnis sollte ja geheim bleiben. Mit dieser Tendenz richtete der Hof von München am 21. August, als man mit Preußen bereits im reinen war, nochmals ein Hilfegesuch nach Paris, worauf Benedetti entsprechende Anweisung erhielt.[39]) So konnte dann der günstige Vertrag vom Kaiser als ein Resultat seiner Bemühungen verstanden werden, und Bismarck sowohl als Pfordten versäumten nicht, ihn in dieser Meinung zu befestigen, der bayrische Minister durch warme Danksagung für die erfolgreiche Unterstützung.[40])

---

[39]) Drouyn de Lhuys an Benedetti. Rothan, S. 393, Anm.

[40]) Benedetti an Drouyn de Lhuys, 21. Aug. 1866. Rothan, S. 393, Anm. Drouyn de Lhuys an den französ. Gesandten in München, 23. Aug. 1866: „Aus

Digitized by Google

den Mittheilungen, die mir aus Berlin zugehen, habe ich entnommen, daß unsere ersten Bemühungen nicht erfolglos geblieben sind. Ich bin erfreut, daß unsere letzten Schritte gleichfalls nicht ohne Einfluß auf das endgiltige Resultat einer Unterhandlung geblieben sind, die sich in befriedigenderer Weise abschließt, als das Münchener Cabinet Anfangs gehofft hatte." Franz. Gelbbuch. Hahn, 2 Jahre, S. 192. — Rothan fügt seiner Publikation der Brief-Auszüge die Bemerkung bei: „Cette demande (die letzte Bayerns an Frkr.) aurait été conseillée, a-t-on dit, à M. de Pfordten par M. de Bismarck afin d'ajouter au secret des leurs arrangements et de laisser à l'amour-propre du cabinet des Tuileries la satisfaction d'avoir obtenu de la Prusse le salut de la Bavière." Er trifft damit zweifellos das Richtige.

Digitized by Google

Digitized by Google

Politik

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Anfänge der freikonservativen Partei.

Von
August Wolfstieg.

Als Sie, mein hochverehrter Lehrer, im Jahre 1882 in das hohe Haus der Abgeordneten, dem ich jetzt zu dienen die Ehre habe, eintraten, schlossen Sie sich der freikonservativen Partei an, der Sie dann bislang auch immer treu geblieben sind. So durften wir beiden, Sie und Ihr zeitlich allererster Schüler in Ihrem Seminar, dann gemeinsam am 4. und 5. Mai 1907 das schöne Fest des 40jährigen Gedenktages der Entstehung dieser Partei feiern und jene Reden[1]) des Herrn Herzogs v. Trachenberg und des alten würdigen Herrn v. Kardorff, eines der Stifter der Partei, und der Ansprache des jetzigen Führers derselben, Herrn Frhr. v. Zedlitz-Neukirch, lauschen und uns erwärmen an den Idealen dieser Männer, deren Wahlspruch es immer gewesen ist, das Vaterland über die Partei und ihre Interessen zu stellen, „eine Partei, die stets darauf bedacht gewesen ist, der Freiheit die nötige Bahn zu öffnen, aber ihrem Mißbrauch zu steuern im Interesse staatlicher Ordnung und staatlicher Sicherheit, eine Partei, die stets streng monarchisch gewesen ist, dabei aber der Verfassung und den Freiheiten unseres Volkes ihr volles Recht hat angedeihen lassen, eine Partei, die wie keine andere geeignet gewesen ist, Elemente von rechts und links zu sammeln zu gemeinsamer positiver Arbeit im Dienste des Vaterlandes."[2]) Ich glaube daher Ihnen zu Ihrem 60. Geburtstage keine bessere Gabe darbringen zu können, als eine kleine Untersuchung über die Anfänge und die ursprünglichen Ziele dieser Partei; mag dann die bereits begonnene Parteigeschichte aus berufenerer Feder zeigen, was die Partei im Laufe der 42 Jahre ihres Bestehens zu erreichen vermocht hat.

[1]) Jetzt als Manuskript gedruckt, aber durch die Parteileitung zugänglich.
[2]) Worte des Herrn Frh. v. Zedlitz.

Digitized by Google

Freilich die Quellen über die Gründung der Partei fließen sehr schlecht, da am 29. Juli 1866 die „freie konservative Vereinigung", wie sie sich damals nannte, ohne viel Geräusch ins Leben trat und es versäumte, eine Geburtsanzeige in Gestalt eines Partei-Programms in die Welt hinaus zu schicken. Erst am 27. Oktober 1867 erschien am Schlusse der ersten Session des Reichstags des norddeutschen Bundes und angesichts einer neuen Legislatur-Periode des Landtags eine programmatische Kundgebung, welche, wie Parisius wahrscheinlich richtig vermutet, aus der Feder des Abgeordneten Dr. Aegidi stammt[3]). Im Jahre 1870, als die Partei dann wieder vor einer Wahlkampagne stand, veröffentlichte ein Anonymus eine kleine Broschüre ohne parteioffizielle Gewähr,[4]) eine Schrift, die aber doch sichtlich aus den Reihen der Führer der freikonservativen Partei selber entsprungen ist und trotz ihrer Anonymität als parteioffiziös gelten kann. Sonst sind wir vor 1870 auf die Reden der Abgeordneten der Fraktion, auf Notizen in den Memoiren der Politiker der großen Zeit und meist auf die Zeitungen angewiesen, wobei dann aber zu berücksichtigen bleibt, daß die Partei als solche zunächst keine Vertretung in der Presse hatte. Die Zeitung „Die Post", welche zwar schon im Oktober 1866 von dem bekannten Abgeordneten Dr. Strousberg gegründet worden war, ist erst Mitte Mai 1874 in die Hände verschiedener freikonservativer Parlamentarier übergegangen und somit von der Partei als Parteiorgan übernommen worden.

Indessen läßt sich aus diesen Quellen soviel mit Sicherheit ersehen, daß die Begründung der „freien konservativen Vereinigung" in den Sommer des Jahres 1866 fällt, und daß es wichtige staatsmännische Gründe gewesen sind, die eine Reihe von konservativen und gemäßigt liberalen Männern veranlaßte, eine neue Gruppierung unter den Abgeordneten zu versuchen.

Aber ehe wir näher darauf eingehen, werfen wir nun einen Blick auf die allgemeine politische Situation, unter der die Gründung der freikonservativen Partei erfolgte. Die damaligen politischen Theorien — ziemlich graue, abstrakte Theorien — waren, wie bekannt, in der Frage der Heeresreorganisation wild aufeinander geplatzt und hatten sich in der Siedehitze des Konflikts nur noch gehärtet. Gewiß, man hatte in allen Parteien ein lebhaftes Gefühl dafür, daß es sich in diesem Kampfe

[3]) Abgedruckt mit Unterschriften bei Parisius: Deutschlands politische Parteien, Berlin 1878, S. 113 ff. und bei Salomon: Die deutschen Parteiprogramme, Bd. I, Leipzig u. Berlin 1907, S. 83 ff.

[4]) Ein freikonservatives Partei-Programm. Berlin: F. Schneider & Co., 16 S. 8°.

Digitized by Google

im letzten Grunde rein um reale Machtinteressen handelte, aber man stand während der ganzen Zeit in der Partei-Strategie und der Partei-Taktik nur zu sehr in dem Banne der abstrakten politischen Prinzipien, als daß eine ruhige Erörterung der realen Tatsachen hätte durchdringen können.

Der damalige Liberalismus, der seine staatsrechtlichen Theorien aus den Ideen der französischen Revolution und aus dem Studium der belgischen und der englischen Verfassung schöpfte, ohne deren Voraussetzungen zu beachten, wußte weder mit der Macht und dem Wesen des nun einmal gewordenen historischen Preußen, noch mit den realpolitischen Gedanken der Bismarckschen Politik etwas anzufangen. Statt die Politik geschäftsmäßig kühl auf Grundlage der realen Machtinteressen zu betreiben, legte man sich auf gefühlvolle Strebereien nach mißverstandenen Idealen. Man schwärmte für die Freiheit der Bürger und für die Einheit des Reiches, verstand aber in dem Rahmen dieser Freiheit die Staatsautorität, und in der neuen Einheit den Staat Preußen in keiner Weise unterzubringen. Es überrascht heute beim Lesen der damaligen Reden zu finden, daß man selbst über das Wesen des Konstitutionalismus und seinen Gegensatz zum Parlamentarismus auf liberaler Seite ebenso im unklaren war, wie über das Wesen der preußischen Monarchie. Gagern und mit ihm viele Liberale haben um der Einheit Deutschlands willen, für die Preußen zu groß schien, allen Ernstes verlangt, der Staat solle in seine Provinzen und Länder wieder zerschlagen werden.[5]) Der Weg aber, auf dem man zum Ziele zu kommen hoffte, war in allen liberalen Kreisen lediglich der der Ueberredung: man glaubte noch ganz naiv an die reale Macht der öffentlichen Meinung und der überzeugt ausgesprochenen politischen Ideale, für die man allerdings in hervorragender Weise die Massen zu begeistern verstand. Alles stand noch unter dem Eindrucke der spekulativen Philosophie der ersten fünfzig Jahre des Jahrhunderts und des Rausches der Revolution von 1830 und 1848. Man schoß sozusagen zu hoch und betrachtete Vieles vom Standpunkte ganz allgemeiner moralischer und patriotischer Gesichtspunkte. Meinecke nannte das mit Recht den Primat des ethischen vor dem realpolitischen Gedanken. Der damalige Liberalismus tummelte sich zum Teil sogar sehr eifrig im Lande des Sonnenstaats und der politischen Insel Utopia.

Auf nicht viel realerem Boden arbeiteten die damaligen Konservativen. Noch war die Blütezeit des Junkertums. Religiöse Ge-

[5]) Ueber diese Probleme siehe das schöne Buch von Friedrich Meinecke Weltbürgertum und Nationalstaat. 1908.

Digitized by Google

danken, pietistische fromme Wünsche, staatsrechtlich-absolutistische Ideen durchdrangen sich mit ständischen Neigungen, egoistisch-junkerlichem Machthunger,[6]) Reminiszenzen aus der Zeit der heiligen Allianz und Hallers Staatsrechtstheorien. „So rangen sie mühsam nach einer Grundlegung für ihren ständischen Staat, die ihrem religiösen und politischen Gewissen zugleich genügen und ihre aristokratischen Herrschaftsansprüche befriedigen sollte, die ewige Offenbarung, unabweisbare geschichtliche Notwendigkeit und robustes Standesinteresse mit einander verschmelzen sollte.“[7]) Es war ein beständiger Kampf von abstrakten Theorien dieser „kleinen, aber mächtigen Partei“ gegen die „Revolution“ und gegen das, was Ludwig v. Gerlach „Pantheismus“ und sein Bruder Leopold „Laster des Patriotismus“ nennt. Auch hier Theorie und Ideale, von einem Verständnis für das rein Geschäftliche der Politik findet man wenig oder nichts. Der Präsident v. Gerlach bezeichnete noch 1867 die Realpolitik, die sich los macht von den Geboten Gottes, also von der „Quelle alles Rechts und der Wurzel des Staats“, als „eine geistlose Politik im eigentlichsten Sinne des Wortes“.[8]) Es war ihnen das alles, wenn nicht Sünde wider den heiligen Geist der hohen Politik, so doch mindestens Stumpfsinn.

Solcherlei Auffassungen im liberalen und konservativen Lager hatte nun die Politik des Grafen Bismarck seit 1862 stark untergraben, verändert oder vernichtet. Der Erfolg seiner auswärtigen Politik hatte zugleich die Notwendigkeit realer Machtpolitik und den hohen Wert Preußens für Deutschland erwiesen und die Nebel der vorgefaßten Meinungen zerstreut. Der Kampf, der 4 Jahre so heftig getobt hatte, entbehrte nun des Objektes, und das Volk gewöhnte sich die grauen Theorien von Volksherrschaft, Absolutismus, Landwehr u. s. w. als das anzusehen, was sie waren. Man hatte wieder Vertrauen zu der deutschen Kraft, man hatte den sicheren Weg zur Einheit. Die Bismarcksche Realpolitik hat in der Tat so erziehlich auf das Volk gewirkt, daß die Wahlen am Tage der Schlacht von Königgrätz stark konservativ ausfielen. Und doch nicht eigentlich konservativ, sondern bismärckisch: so hatte es das Volk wohl meist gemeint, wenn es jetzt seine Stimme für die konserva-

---

[6]) Grundzüge konservativer Politik. 2. Aufl. Berlin 1868. S. 30: „Das Junkertum ist der Egoismus, es ist die Karikatur der konservativen Ideen“. Man sieht, wie schnell sich die Partei unter dem Drucke der Ereignisse wandelte.

[7]) Meinecke a. a. O. S. 232.

[8]) L. v. Gerlach, Lebenserinnerungen II, S. 297 und die Annektionen und der Norddeutsche Bund, 3. Aufl., S. 4.

Digitized by Google

tiven Kandidaten abgab. Die Parteien waren eben mit ihren Programmen und Theorien antiquiert und zersetzt; man war sich nicht klar, wie man bei der veränderten Lage und den trotzdem fortbestehenden alten Organisationen wählen sollte; man wählte konservativ, weil man wußte, daß Bismarck dieser Partei entsprossen war und ihr in vielen Dingen noch nahe stand. Man hielt die Regierung tatsächlich für altkonservativ, was sie ja auch war, ohne zu merken, daß das Wort in gouvernementalen Kreisen jetzt einen ganz anderen Inhalt und eine andere Bedeutung bekommen hatte. Auch die konservativen Führer waren sich dieses Unterschiedes vorerst nicht bewußt. Sie sahen den Mann, der Jahre hindurch im Widerspruche mit der Majorität regiert und die äußere und die innere Politik geleitet hatte, noch völlig als den ihrigen an und erwarteten zuversichtlich und siegesgewiß eine Fortsetzung des Konfliktes.[9]) Bismarck selbst erkannte dagegen die Lage mit scharfem Auge und betonte den Unterschied zwischen seiner Auffassung und der seiner früheren Parteifreunde durch Vorlegung der Indemnitätsvorlage sehr energisch, leider ohne für diesen staatsmännischen Akt das Verständnis der Mehrzahl der Konservativen zu finden. Am 3. August schrieb er an seine Gattin: „Hans Kleist hat mir einen aufgeregten Brief geschrieben. Die Leutchen haben alle nicht genug zu tun, sehen nichts als ihre eigene Nase und üben ihre Schwimmkunst auf der stürmischen Welle der Phrase. Mit den Feinden wird man fertig, aber die Freunde! Sie tragen alle Scheuklappen und sehen nur einen Fleck von der Welt."[10]) Das Resultat war: Der fortschrittliche Liberalismus zerfiel nach den Wahlen vom 3. Juli von Tag zu Tag mehr, die nationalliberale Partei entstand, der Altliberalismus löste sich alsbald auf unter dem ehrlichen Geständnis, daß die liberale Partei ihren ersten Kampf um die Macht, ihren ersten Feldzug um das parlamentarische System in Preußen verloren habe.[11]) Die damalige konservative Partei aber, die siegreiche Partei, die fast 140 Sitze gewonnen hatte, bewies durch ihr geringes Verständnis für die Zeit und durch „ihr Benehmen, daß sie eine Leiche war".[12])

Am 28. Juli 1866 brachte die Kreuzzeitung nun eine Notiz, daß „die Herren Grafen Johs. Renard,[13]) Frhr. von dem Knesebeck-Carve[14])

---

[9]) Rückblicke auf die Geschichte der freikonservativen Partei. 1881. S. 5.

[10]) Briefe an seine Braut und Gattin, S. 576.

[11]) Provinzial-Korrespondenz 1866, Nr. 47.

[12]) So v. Gerlach, Lebenserinnerungen II, S. 295.

[13]) Graf Joh. Maria Renard, geb. den 24. März 1829 zu Groß Strehlitz in Oberschlesien, kath., vertrat den Wahlkr. 3 Oppeln (Gr.-Strehlitz, Lublinitz), von

Digitized by Google

und Graf Bethusy-Huc[15]) eine Einladung an alle diejenigen Abgeordneten erlassen hätten, die vor allem bei der gesetzlichen Regelung der Armee-Reorganisation und der bedingungslosen Bewilligung des Kriegsanlehens mit Hintenansetzung aller inneren Parteifragen mitzuwirken entschlossen seien", d. h. an alle diejenigen Abgeordneten, welche die neue versöhnliche Wendung der bismarckschen Politik mitmachen wollten. Die Versammlung fand am Sonntag den 29. Juli 1866, abends 6 Uhr, im Abgeordnetenhause statt; wieviel Herren daran teilnahmen, ist heute nicht mehr festzustellen, wohl aber ist gewiß, daß sie erst zur Gruppenbildung, dann zur Gründung der „Freien konservativen Vereinigung" führte, an der sich sofort oder doch kurz darauf etwa 20 Mitglieder beteiligten; am 10. November waren es 17 Herren.[16]) Davon waren 7 bereits früher Abgeordnete gewesen und hatten z. T. der konservativen Partei (4), z. T. dem Zentrum (2) und einer der Fraktion

1862 bis zu seinem Tode am 7. März 1874. Er war auch von 1867—73 Mitglied des Reichstags. Seine ursprüngliche Fraktion war die des Zentrums (Reichensperger-Mallinckrodt) gewesen. (Nach den Akten des Abg.-Hauses.)

[14]) Alfred Kuno Paridam v. d. Knesebeck, geb. am 29. Aug. 1816 zu Berlin, evang., Major, Rittergutsbesitzer und Kreisdeputierter, wohnhaft zunächst in Tylsen bei Salzwedel, dann in Karve b. Neuruppin, vertrat 1859—1861 den Wahlkr. 4 Magdeburg (Salzwedel, Gardelegen), wo er der Fraktion Graf Pückler, dann v. Blanckenburg angehört hatte. Dann 1866 wiederum in den Landtag für 2 Potsdam (Ruppin, Templin), gewählt, trat er sofort der Fr. kons. Ver. bei, der er bis zu seinem Tode am 14. Dez. 1883 angehört hat. Seit 1867 war er auch Mitglied des Reichtags. (Nach den Akten des Abg.-Hauses).

[15]) Graf Eduard Georg Bethusy-Huc, geb. am 3. Sept. 1829 zu Bankau bei Kreuzburg, evang., Landrat des Kreises Kreuzburg, vertrat den Wahlkr. 1 Oppeln (Kreuzburg, Rosenberg) von 1862 bis zu seiner Mandatsniederlegung am 3. Jan. 1880. Er hatte zuerst der konservativen Fraktion angehört. B. war in der XII. Leg.-Per., Sess. 2 u. 3 und in der XIII. Leg.-Per., Sess. 1 (1875—1877) 2. Vize-Präsident des Hauses. Mitglied des Reichstages war B. 1867—1881. Nachher zog er sich zurück und ist am 19. No. 1893 gestorben. (Nach den Akten des Abg.-Hauses).

[16]) Die Zahl ist nicht ganz sicher. Die Kreuzzeitung in Nr. 182 vom 8. Aug. 1866 und die Vossische Zeitung in Nr. 181 vom 7. Aug. 1866 geben übereinstimmend „etwa 20 Mitglieder" an; Plate im Handbuch für das Abgeordnetenhaus 1904, S. 194, zählt nach den Akten des Abgeordnetenhauses 17, das sind: Achenbach, Graf Bethusy-Huc, Bode, Dietze, v. Kicke, Hoffmann, Prinz Carl zu Hohenlohe, Jansen, v. Kardorff, v. d. Knesebeck, Graf v. Oppersdorff, Polomski, Graf Praschma, Graf Renard, Frh. v. Richthofen, Frh. v. Unruhe-Bomst, Willimek. Die Partei schwankte in ihrer Mitgliederzahl zunächst offenbar, man trat ein und aus. Herr v. Kardoff erzählte am 5. Mai 1907: „Ich war in die alte konservative Partei jener Zeit eingetreten, und als ich zum erstenmal bei der bevorstehenden Präsidenten-

Digitized by Google

Büchtemann angehört.[17]) Aus den Wahlen zur 10. Legislatur-Periode 1867 ging die Fraktion, die jetzt bereits den Namen Freikonservative Partei angenommen hatte, mit 52 Mitgliedern hervor, von denen 19 Schlesien und 17 dem Rheinlande angehörten. Im Laufe der 1. Session dieser Legislatur-Periode traten sogar noch weitere Abgeordnete[18]) hinzu und in der 2. Session 1868/69 begann die Fraktion mit 55 Mitgliedern, die sich am Schlusse derselben allerdings infolge des Uebertritts des Abgeordneten Stuckmann-Geldern zur konservativen Partei und eines Verlustes durch eine Neuwahl wegen der Mandatsniederlegung des Abg. Collig auf 53 Mitglieder reduzierte. Als die Legislatur-Periode 1870 zu Ende ging, hatte die Partei noch 48 Mitglieder.[19]) Führer derselben war unbestritten Graf Bethusy-Huc, doch gehörten ihr schon Männer wie v. Kardorff, Achenbach, Graf Fred Frankenberg und Stumm an; auch Geheimrat Karl Friedrich v. Savigny, der spätere Gründer der Zentrumspartei, war 1867/68 Freikonservativer.

In dem am 12. Febr. 1867 gewählten konstituierenden Reichstage trat sofort eine „freie konservative Vereinigung" unter Führung des Herzogs v. Ujest zusammen, 39 oder 40 Mitglieder, „darunter 2 Herzöge, 3 Fürsten, 9 Grafen, 11 Barone und einfache Edelleute", wie

---

wahl innerhalb der konservativen Fraktion zu äußern wagte, mir scheine es doch zweckmäßig zu sein, Herr v. Forckenbeck von der nationalliberalen Partei, die sich inzwischen gebildet hatte [stimmt für die damalige Zeit noch nicht] die Stimmen bei der Wahl zu geben, um eine Versöhnung herbeizuführen mit diesem Teil der liberalen Partei, der sich auf den nationalen Standpunkt gestellt hatte, da wurde ich und ein Freund von mir, der zu den Begründern unserer Partei gehörte, Herr v. Hagemeister, der spätere Oberpräsident von Westfalen, mit Spott und Hohn überschüttet" . . . Das führte dann zum Austritt der beiden Herren aus der konservativen Fraktion. Die Wahl erfolgte am 10. August, die Vorbesprechung in den Fraktionen sicher nicht vor dem 8. oder 9. August, die Herren sind also der Vereinigung vor dem 8. August nicht beigetreten, waren also nicht bei der Konstituierung am 29. Juli. Herr v. Hagemeister ist in den Akten nicht der Fraktion zugezählt, weil er am 9. Nov. sein Mandat niederlegte; sein Nachfolger war der konserv. Heinrich v. Boetticher. Die Zusammenstellung in unseren Akten, auf denen Plate fußte, ist also erst nach dem 9. Nov. gemacht. Man beachte das: die Partei war also vor dem 9. Nov. sicherlich nicht als Partei konstitniert, sondern noch linker Flügel der Konservativen. Wahrscheinlich ist aber auch dieses Datum noch viel zu früh.

[17]) Parisius: Deutschlands politische Parteien, bemerkt S. 117, daß zu der Freikonsertiven Partei „außer liberalisierenden Strebern die meisten konservativen Katholiken gingen".

[18]) v. Brewer, Schröder-Lekelenz, Dr. Aegidi und v. Tempelhof.

[19]) So zählt Plate a. a. O.

Digitized by Google

Parisius ingrimmig bemerkt.[20]) Aus den Wahlen zur 1. Legislatur-Periode am 31. August 1867 gingen jedoch nur 34 Abgeordnete hervor, die sich zur „Freien konservativen Vereinigung" bekannten.[21]) Die Partei, die später den Namen Reichspartei annahm, blieb ungefähr in dieser Zahl während der nächsten Sessionen konstant, obgleich 6 Mitglieder der 1868 sich auflösenden Fraktion des Zentrums (Altliberale v. Vincke) ihr beitraten:[22]) man hatte eben leider auch einige Verluste, darunter Aegidi und Fürst Solms-Lich. Herr v. Kardorff trat erst infolge der Nachwahl im Kreise Ohlau-Nimptsch-Strehlen für den zum Landrat ernannten Abg. v. Eicke am 22. August 1868 in den Reichstag und in die Fraktion ein.

Die neue Partei mußte, wenn sie sich wirklich völlig selbständig machte, zweifelsohne zunächst eine „Partei Bismarck sans phrase" werden; denn sie hatte ja als Programm nichts als den Weg Bismarcks. Es ist mir daher immer ein sehr merkwürdiges Faktum gewesen, daß Fürst Bismarck in der vernichtenden Kritik der Parteien, welche er in

---

[20]) Deutschlands politische Parteien I, S. 20. Die Herzöge sind Ratibor und Ujest, die Fürsten Lichnowsky, Pleß und Solms-Lich, die Grafen Bethusy-Huc, Frankenberg, Galen, Hompesch, Loë, Maltzan, Nesselrode, Oppersdorf, Renard, die Edelleute Arnim-Kröchelndorf, Brenken, Hagke, Krug v. Nidda, v. d. Knesebeck, Raitz v. Frentz, Salza, Thielau, Unruhe-Bomst, Zehmen. Dazu kommen: Agricola Devens, Dietze, Franz (Worbis), Franz (Wanzleben), Gitzler, Holzer, Kraetzig, Künzer, Pilgrim, Puricelli, Scherer, Schröder, Seul, Stumm. Auch der zu keiner Fraktion gehörige Domkapitulator Thissen hielt meist zu ihnen. Vergl. Hirth's Parlaments-Almanach, 3. Ausg., 1867, S. 106. Die Akten des Reichstages führen außerdem noch den Grafen Bassewitz an, zählen also 40 Mitglieder und rechnen auch Thissen fest zur Partei hinzu. Gestorben sind 5 Mitglieder. Nach Kurt: Hohenlohe, S. 611, „rekrutieren sich die in den auswärtigen Dienst eintretenden Personen, soweit sie eine parlamentarische Vergangenheit haben, vielfach aus der freikonservativen Partei, weshalb ihr auch der Name „Botschafterpartei" beigelegt wurde".

[21]) Vorstand: Herzog v. Ujest, Fürst zu Solms-Lich, Dietze, Stumm, Graf Frankenberg. Mitglieder: Aegidi, v. Arnim-Kröchelndorf, Graf Bethusy-Huc, Blum (Köln), Graf Bocholtz, v. Brenken, v. Bülow, Devens, v. Einsiedel, Franz, Gitzler, Günther-Deutsch-Krone, Frh. v. Hagke, v. Hagemeister, Graf Hompesch, Künzer, Fürst Lichnowski, Graf Maltzan, Graf Münster, Graf v. Oppersdorff, Fürst Pleß, Pohlmann, Herzog v. Ratibor, Graf Renard, v. Salza, v. Savigny, Tobias v. Unruhe-Bomst, v. Zehmen. (Nach den Akten des Reichstages.) In Hirth's Parlaments-Almanach vom 20. Okt. 1867 fehlt Graf Bochholtz.

[22]) Nämlich v. Dörnberg, v. Eckardstein, Friedenthal, Meyer, v. Schwartzkoppen und Graf Solms-Laubach.

Digitized by Google

den G. und E.[23]) veröffentlicht hat, die Trennung und Bekämpfung der Konservativen und Freikonservativen unter einander nicht hat verstehen wollen. Gewiß die Tatsache der Trennung und Bekämpfung der beiden Parteien ist an sich höchst bedauerlich, aber sie ist eine Tatsache, die historisch geworden und von keiner der beiden Seiten verschuldet ist; sie war gleichsam eine force majeure. Zunächst haben die Freikonservativen offenbar gar nicht daran gedacht, sich dauernd von ihren konservativen Freunden zu trennen. Dafür sprechen sehr viele Gründe: Das ursprüngliche Schwanken in der Mitgliederzahl, die lange währende Programmlosigkeit der „Vereinigung", ihr unsicherer, zaghafter Name, viele Andeutungen in den Reden der Abgeordneten und vor allem jene denkwürdige Einladung zum 29. Juli 1866 selbst, die ganz friedlich auch in der Kreuzzeitung erlassen wurde und nur darauf ausging, die gesetzliche Regelung der Armee-Reorganisation und das Kriegsanlehen mit Hintenansetzung aller inneren Parteifragen zustande zu bringen. Eben das war allerdings dasjenige, was der äußerste rechte Flügel der Konservativen unter keiner Bedingung wollte. Man gedachte hier im Gegenteil den am 3. Juli erfochtenen Wahlsieg auszunutzen und die „Charte Waldeck" gründlich rückwärts zu revidieren.[24]) Da war eine vorläufige Trennung der „liberalisierenden Streber", die nicht mehr zweifelhaft sein konnten, daß in der Indemnitätsvorlage ein großer staatsmännischer Akt ersten Ranges vorlag, von den starren Konservativen für diesen Fall eine Notwendigkeit. Aber auch nur für diesen einen einzigen Fall eine Notwendigkeit. Es scheint mir aber, daß die unruhige Hast einiger junkerlichen Heißsporne, welche die Majorität in der konservativen Partei lenkten, voran Herr v. Kleist-Retzow und Geheimrat Wagener, die Trennung bald dauernd und unwiderruflich machten, weil man eben darauf brannte, den Feind bis zu völliger Auflösung zu verfolgen. In diesen Tagen, wo Bismarck seinem Freunde Kleist mit dem Staatsanwalt drohen mußte, um ihn zur Vernunft zu bringen, richtete sich die Partei infolge des Druckes ihrer Ultras auf den Standpunkt ein: wer nicht für mich ist, der ist wider mich. Im Anfang August drängte man die Herren v. Kardorff und v. Hagemeister aus der konservativen Partei heraus,[25]) weil sie bei der Präsidenten-

[23]) II, S. 21 f.

[24]) v. Petersdorff, Kleist-Retzow, S. 380 ff., Ludw. v. Gerlach, Lebenserinnerungen, II, S. 294 ff., v. Gerlach: Annexionen und der Norddeutsche Bund, 3. Aufl., S. 4 u. 29 ff.

[25]) S. 318, Anm. 16.

Digitized by Google

wahl, um ihren Versöhnungsabsichten zu dienen, Herrn v. Forckenbeck ihre Stimme geben wollten; die Parteipolitik der Rechten wurde nun im Gegensatz zu Bismarck von Tag zu Tag immer schroffer, immer nervöser und die Angriffe im Plenum gegen die dissentierenden Mitglieder endlich so heftig, daß man auf dem freikonservativen Flügel auf eine Wiedervereinigung mit den konservativen Freunden wohl oder übel verzichten mußte.[26])

Aber darauf war man gar nicht eingerichtet: wo wollte man denn hinaus? Noch am 7. August schrieb die Vossische Zeitung, die Fraktion Graf Bethusy-Huc habe nur ein Programm, die Staatsregierung nach allen Seiten hin nach Kräften zu unterstützen; das heißt mit anderen Worten: die politische Welt war darüber im klaren, daß die Freikonservativen lediglich Bismarcks Politik machen würden, daß sie zunächst nichts waren, als des großen Staatsmannes Parlamentsvertreter. Die „Vereinigung" folgte denn auch vorläufig der Fahne Bismarcks, allerdings in der festesten Ueberzeugung, daß so des Vaterlandes Interessen am besten gewahrt und das große Ziel der deutschen Einheit am sichersten erreicht werde. Ausgetrieben aus der konservativen Partei des Landtags, wie sie waren, mußten die Mitglieder der Fraktion — sie schwankten, wie gesagt, zunächst noch selbst in der Zahl — erst festen Fuß gewinnen, sich nach rechts und links abgrenzen, konsolidieren und in ihrer Politik sichere Grundsätze gewinnen. Keine leichte Aufgabe fürwahr,[27]) aber schon nach kurzer Zeit war sie gelöst; die Vereinigung

---

[26]) Bezeichnend dafür sind die ständigen Angriffe des Abg. Wagener (Neustettin) gegen Graf Bethusy im Landtage und Reichstage, deren sich der Letztere erst mit einem gewissen Langmut, dann aber sehr energisch zu erwehren wußte. Am 9. April 1867 sagte ihm Wagener: „Wenn er (Bethusy) uns dabei hat belehren wollen, daß er eigentlich nicht zu uns gehört und daß das Paket von konservativen Prinzipien, welches er bei sich führt, nur sehr klein ist: das haben wir schon lange gewußt." Also damals rechneten noch viele die Freikonservativen den Konservativen zu und hielten sie lediglich für einen Flügel, eine Gruppe derselben. Graf Bethusy sagte prompt ab: „Ich danke dem Herrn Abgeordneten für Neustettin, daß er seinerseits die Grenze bezeichnet hat, die mich nicht von den Seinigen, wohl aber von ihm persönlich scheidet." Bethusy rechnete sich also damals noch zu den Konservativen. „Wenn er mir übrigens die Rolle des Faust vindiziert hat, so muß ich ihm das vollständig überlassen und werde versuchen, diese Rolle ohne Wagner durchzuführen." (Große Heiterkeit.)

(Stenogr. Berichte des Reichstags S. 651, 653).

[27]) Daß man daran aber beständig arbeitete, zeigen die Reden der Mitglieder, vor allem die des Grafen Bethusy. Das war namentlich den Nationalliberalen gegenüber, die eben jetzt entstanden, sehr schwer. Auch, der nach den Papieren des

Digitized by Google

war schon 1867 zur selbständigen Partei geworden, und zwar aus eigener Kraft; denn diese Partei „Bismarck sans phrase" hat sich nicht gerade Bismarcks Gunst erfreut, höchstens einige Mitglieder derselben. Die Grundsätze aber, die man gewonnen hatte, fanden ihren beredten Ausdruck in jener programmatischen Kundgebung der Partei vom 27. Okt. 1867, welche wir oben erwähnt haben.

Indessen welches war denn eigentlich das Motiv gewesen zu dem folgenschweren Schritte vom 28. Juli 1866? So viel lautere und unlautere Beweggründe man auch den Männern jener Tat zuschob, die Antwort muß lauten: vor allen Dingen und unter allen Umständen Versöhnung.[28])

Der 1. Session der 9. Legislatur-Periode in Preußen lag als vornehmstes Gesetz die Indemnitätsvorlage vor; sie hatte bekanntlich den Zweck, die Krisis zu schließen und die Versöhnung zwischen der Regierung und der bisherigen Majorität des Parlaments anzubahnen. Die Majorität der Konservativen lehnte sie ab, weil sie den lange bekämpften Liberalen recht zu geben und eine Demütigung der Regierung

---

Herzogs v. Ratibor arbeitete, ist der Ansicht, daß die Freikonservativen eigentlich mehr Berührungspunkte mit den Nationalliberalen hätten, als mit den Konservativen, und daß die Freikonservativen nur in Fragen der inneren Politik, soweit sie sich auf die Machtfülle der Krone und der Staatsgewalt beziehen, wirklich konservativ seien. Doch übersieht Rust den konservativen Standpunkt der Partei in wirtschaftlichen Dingen. Bezüglich des Unterschiedes der Freikonservativen und der Nationalliberalen in der Auffassung von kirchlichen und (und Schul-) Fragen, äußerte sich ein bekannter katholischer Bischof [wahrscheinlich Ketteler]:

„Die nationalliberale Partei im Reichstage besteht aus zwei Abteilungen unter verschiedenen Namen. Sie hat im Reichstage selbst gewissermaßen ein Unterhaus und ein Oberhaus. Zu den Letzteren gehört die sogenannte freikonservative Partei mit allen ihren Schattierungen und verschiedenen Denominationen, wo sich die Fürsten, Grafen, Barone und höheren Staatsdiener vereinigen, welche ihrer ganzen Gesinnung nach absolut mit den Nationalliberalen identisch sind und nur einen etwas vornehmeren konservativen Schein bewahren, der ihnen insofern nützlich ist, als sie dadurch in allen höheren und höchsten Kreisen Zutritt haben und ihre Anklagen an den rechten Mann bringen können. Das ist der glatte Liberalismus, der hoffähig geworden ist und dem alten konservativen christlichen Preußen mehr schadet, als der plebejische Liberalismus." Das ist zwar sehr falsch, aber bezeichnet die Stimmung in der Zeit des beginnenden Kulturkampfes. Übrigens fragte mich 1880 ein bekannter Professor: „Können Sie mir überhaupt einen greifbaren Unterschied nennen zwischen Freikonservativen und Nationalliberalen? Ich meine: er liegt in dem Verhältnis der beiden Parteien zur Regierung und zur Kirche.

[28]) Herr v. Kardorff in der Rede vom 5. Mai 1907. Ein freikonservatives Partei-Programm S. 5. Rückblicke S. 5.

Digitized by Google

zu sein schien. Freilich dachten nicht alle Konservativen, wie Herr v. Kleist und seine Freunde, daß man nicht den Kampf aufgeben, sondern im Gegenteil den Sieg jetzt rücksichtslos ausnützen müsse. Namentlich der linke Flügel der Partei trat eben von vorn herein mit aller Kraft für die Indemnitätsvorlage ein: es waren die Männer, die sich nachher meist zur freikonservativen Vereinigung schlugen. Es schienen staatsrechtliche, ethische und opportunistische Gründe dafür zu sprechen, daß man die Regierungsvorlage annahm. Herr v. Achenbach sagte in einer glänzenden Rede am 3. September 1866 über die Motive, die ihn bestimmten, für die Vorlage zu stimmen, daß er offen und frei auf dem Boden der Verfassung stehe und diese Verfassung eben durch die Annahme der Indemnitätsvorlage nach Kräften stärken und ausbilden wolle: „Ich stimme ganz mit dem verehrten Herrn Abgeordneten Dr. Michaelis [Fortschritt] darin überein, daß die Ausbildung der Volksrechte wesentlich abhängt von dem Gebrauch, welcher von demselben gemacht wird. Es ist für mich sicher und gewiß, daß die beste Garantie der Volksrechte in der weisen und mäßigen Anwendung derselben liegt." Dann betonte der Redner den ethischen Standpunkt der freikonservativen Partei. „Meine Herren, es müssen überhaupt alle Faktoren der Gesetzgebung sich bewußt sein, daß neben den Rechten ihnen die schwersten Pflichten obliegen . . . Gerade von dem Standpunkte der Pflichten aus möchte ich für das Abgeordnetenhaus die Notwendigkeit behaupten, die Indemnitätsvorlage anzunehmen . . . Die Regierung hat bewiesen, daß sie neben ihren Rechten auch ihre Pflichten kennt, und so mögen auch wir neben unseren Rechten unserer Pflichten uns bewußt sein."[29]) Auch sprach für die Vorlage, daß der bei weitem größte Teil des Volkes den inneren Frieden wünschte. Herr v. Achenbach schalt den liberalen Abg. Dr. Gneist, weil er die öffentliche Meinung, welche gegenwärtig allerdings für die Indemnität spreche, von der wahren, dauernden, eigentlichen öffentlichen Meinung unterscheide, „deren Kenner und Generalpächter natürlich der Herr Abgeordnete für Mansfeld ist." Aber er wandte sich auch nach rechts: „Es ist in der Tat keine angenehme Situation, in der Reihe derjenigen zu stehen, welche die Indemnität verwerfen wollen."[30])

Eben in der Indemnitätsvorlage lag die dringend notwendige Versöhnung der Parteien. Sie war kein Eingeständnis des Unrechts

[29]) Stenogr. Berichte des Abg.-Hauses 1866/67 S. 177, 178.

[30]) Man beachte, daß auch Achenbach sich am 3. Sept. als einen Angehörigen der konservativen Partei betrachtete.

Digitized by Google

der Regierung und derer, die Bismarck und Roon in ihrem schweren Kampfe unterstützt hatten, sondern die goldene Brücke, die nun die Gegner für ihren unvermeidlichen Rückzug benutzen mochten. Von diese: Basis aus mußte der innere Friede Preußens wiederhergestellt und die deutsche Politik des Königs fortgesetzt werden.[81]) Also Versöhnung jetzt auf der Grundlage der Indemnitätsvorlage: das war das Motiv der Männer um Renard, Knesebeck und Bethusy.

Uebrigens waren sich die Führer der Freikonservativen vollkommen darüber im klaren, welche Schwierigkeiten die Aufgabe bot, die sie übernommen hatten. Wagener spottete, daß Graf Bethusy bald von der Vermittlerrolle in die des Mephistopheles werde übergehen müssen. Und in der Tat: Auf welchen Grundsätzen sollte man bei der Versöhnungspolitik fußen? War der Standpunkt des ehrlichen Maklers, der des Vaterlandes Interessen allein festhalten will, sonst aber zu allen Vorschlägen der Regierung, die nicht gegen die Verfassung verstoßen, ja und amen sagt, fest genug, um eine Aktionspolitik von so großer Tragweite zu begründen, wie sie hier inauguriert und von der Vereinigung vertreten wurde? Man hatte den größten Teil der alten konservativen Theorien abgeworfen; wo lag die Grenze, das „Halt", wo man aufhörte und aufhören mußte, diesen Ballast auszuwerfen? Ein Neues an deren Stelle hatte man nicht, und dieses Manko konnte man nicht bloß durch die Ehrlichkeit der Ueberzeugung und durch Vaterlandsliebe ersetzen wollen. Der Mangel an bestimmten Prinzipien und Schlagwörtern ist für eine Partei immer besonders drückend, zumal für eine ganz junge, in sich noch nicht gefestigte Partei, für eine Partei ohne Wähler und ohne Organisation. Freilich bietet dieser Mangel auch einen Vorteil. Die Fraktion war nirgends vor die unangenehme Alternative gestellt, entweder bei der Vermittlungsarbeit ein Prinzip verleugnen, oder es auf die Gefahr des pereat mundus hin vertreten zu müssen; aber es lag doch auch die Sorge nahe, daß man dabei wenig auf das Vertrauen der starren Elemente der zu versöhnenden Parteien rechnen konnte, die gewohnt waren, sich in bestimmten alten Theorien und Doktrinen zu bewegen. Es konnte dabei recht gut der freikonservativen Partei ebenso ergehen, wie es den Katharern auf religiösem Gebiete einst ergangen war, als sie es unternahmen, das Christentum von den Dogmen und Prinzipien des Paulinismus und der gewachsenen katholischen Kirche zu reinigen und manche Gegensätze,

[81]) Sybel: Begründung des Deutschen Reiches Bd. 5, S. 344.

Digitized by Google

namentlich die zwischen Glauben und Leben, zu versöhnen: sie waren verflucht und zerquetscht worden und ihr Name, Ketzer,[32]) bedeutet heute noch das schlimmste Schimpfwort für den gläubigen Katholiken. Half dagegen das gute Gewissen, das man infolge seines ehrlichen Standpunktes hatte, der feste Wille, die eigene Person für das Versöhnungswerk einzusetzen und die durch die historischen Entwicklung und die einmal beschlossene Verfassung gewonnenen Grundsätze auch *gegen sich* gelten zu lassen?[33]) Schwerlich! Aber die Arbeit mußte coute que coute unternommen und so lange fortgesetzt werden, als noch ein Zoll breit Boden dafür da war, auf dem man die Vermittlung versuchen konnte. Man konnte sich eventuell damit lächerlich machen. Auch diese Gefahr lag nahe. Es gehörte nicht nur Wärme für das Werk selbst, sondern auch großer staatsmännischer Takt dazu, die Rolle durchzuführen, welche die junge Fraktion übernommen hatte; sie hat sie dann — allerdings teilweise mit Hilfe der Nationalliberalen — glänzend durchgeführt und beide Seiten des Hauses gezwungen, sich ihr anzupassen.

Die junge Vereinigung hatte insofern eine günstige Stellung, als sie den festen Kern bildete, an den sich die in Gärung und z. T. in der Auflösung begriffenen Parteien anschließen konnten; aber sie schlug auch von vornherein den richtigen Weg ein, um zum Ziele zu kommen. Es gelang ihr gleich Anfangs, mit der altliberalen Partei in eine engere Verbindung zu treten, indem beide Teile sich verpflichteten, hinfort über die Vorlagen in vereinigten Kommissionen und Fraktionssitzungen sich zu verständigen.[34]) Fest auf den Boden der Verfassung verankert, wie die freikonservative Partei war, ohne vorgefaßte Meinungen und luftige Theorien ging sie in jeder einzelnen Frage *positiv* an die Arbeit, jede einzelne Frage immer nur unter dem Gesichtspunkte der vaterländischen Interessen und der Versöhnung betrachtend.

[32]) Rede Aegidi's im Reichtage vom 23. Okt. 1867. Stenogr. Berichte S. 604: „Man befestigt Grundsätze nicht besser, als wenn man sie *gegen sich* gelten läßt. Dann kann man mit um so größerer sittlicher Kraft, wenn diese Grundsätze von anderer Seite angetastet werden, sich dagegen stemmen und sagen: ich halte *immer* daran fest. Meine Herren, setzen Sie in diesem Falle nicht politische Rücksichten über Recht und Gesetz! (Sehr richtig, rechts.) In der Tat: sehr richtig.

[33]) Graf Bethusy vom 9. April 1867 im Reichstage. Fast alle diese Gedanken sind in den verschiedenen Reden der Vertreter der freikonservativen Partei ausgesprochen worden.

[34]) Treitschke fügte dem Berichte dieser Tatsachen (Preuß. Jahrb. 20, S. 453) hinzu, daß er lebhaft wünsche, daß aus dieser Koalition mit der Zeit eine Fusion werde. Dieser Wunsch ging nicht ganz in Erfüllung, aber es trat doch ein Teil der Altliberalen nach der Auflösung dieser Fraktion zu den Freikonservativen über.

Digitized by Google

Die Bedeutung der neuen Bildung kam sofort dadurch zum Ausdruck, daß man den Herzog von Ujest zum Vizepräsidenten des Reichstags wählte und daß schon 1867 im Abgeordnetenhause Graf Bethusy-Huc für diesen Posten ernstlich in Frage kam: 1875 bekleidete er ihn wirklich. Verkennen konnte man die Wichtigkeit der neuen Fraktionsbildung auch kaum, so viel man sich auf der rechten und linken Seite den Anschein gab, es tun zu können oder durch Schmähungen sich über die unangenehme Tatsache hinwegsetzen wollte. Das konservative Volksblatt für Stadt und Land hatte sogar den Mut, den Herzog von Ujest für einen „zu drei Fünftel liberalen Industriellen" auszugeben und Ludolf Parisius sah in der Partei lediglich „liberalisierende Streber und konservative Katholiken". Dem alten Waldeck aber entging von vornherein die Bedeutung der freikonservativen Parteibildung nicht. Als ein jüngeres Mitglied der Fortschrittspartei eine spöttische Bemerkung über die Freikonservativen machte, erwiderte er sehr ernst: Lieber Freund, von der Entwicklung dieser Partei hängt die Entwicklung des konstitutionellen Lebens in Preußen ab.[35])

Also das war es, was verständige Leute auf der Linken von der neuen Partei erwarteten und was diese unter der Voraussetzung gegenseitiger Verständigung zu leisten auch willens war, da man zunächst nur auf diesem Wege, dem weiterer Entwicklung des konstitutionellen Lebens in Preußen, einen Halt und zugleich ein Ziel für positive Arbeit zu finden hoffen konnte.[36]) Die Partei stellte sich freilich auf den durchaus konservativen Gedanken, „die gesunden und entwicklungsfähigen Elemente des Bestehenden sorgfältig zu pflegen"[37]) und die einmal angenommene Staatsverfassung zu erhalten, weil sie eine Stärkung des Königtums und eine Entfaltung des Volkstums bedeute;[38]) aber sie vertrat auf der anderen Seite den ganz liberalen Gedanken des zeitgemäßen Ausbaues der Verfassung in dem Sinne, daß das ganze Staatsleben von dem Geiste der Freiheit durchdrungen werde. Darunter verstand man allerdings nicht ein demokratisches Mitreden und Mitregieren möglichst Vieler, sondern die möglichste Ausscheidung der Bureaukratie, die Herr v. Zedlitz noch neuerdings der historischen

[35]) Rückblicke, S. 7.

[36]) Das betonte W. v. Kardorff immer wieder.

[37]) Salomon, Parteiprogramm I, S. 84.

[38]) Daselbst, S. 84. Die Rückblicke sagen: „daß die konservative Partei im Lande mit dem Götzen der Pseudolegitimität und des Scheinkonstitutionalismus brechen und sich aufrichtig und wahr auf den Boden der Verfassung stellen müsse".

Digitized by Google

Abteilung des Germanischen Museums endlich definitiv einverleibt zu sehen wünschte, die Feststellung der Funktionen und wechselseitigen Beziehungen der Obrigkeit und der Staatsbürger, so daß an Stelle der Willkür ein System von Rechten und Pflichten treten solle und könne und — das ist das wichtigste — den Ausbau der Selbstverwaltung: „Den Anschluß freiheitlicher Entwicklung suchen und finden wir in der Selbstverwaltung aller Gliederungen des Volkes.“[39])

Dabei ist allerdings zu bemerken, daß die freikonservative Partei sich von vornherein energisch weigerte, mit der historischen Entwicklung, welche der preußische Staat und der Norddeutsche Bund, den man nur als deutsche Weiterbildung der preußischen Monarchie ansah, bisher genommen hatte, irgendwie zu brechen und den Versuch zu machen, die lebendige Wirklichkeit nach Maßgabe von Doktrinen umzuformen. Ueberall stellten sich die Mitglieder auf den Boden der tatsächlichen Verhältnisse des Politischen Lebens, — in dieser Beziehung sah man ihnen die Schüler Bismarcks sicher an — ja die Partei erklärte,[40]) daß sie es für unehrlich halten müsse, Postulate doktrinären Wohlklanges zu verkünden, deren Erreichbarkeit sie bei gewissenhafter Prüfung der Situation verneinen oder mindestens bezweifeln müßte. Dadurch unterschied sie sich sehr vorteilhaft von den Gerlach, Kleist-Retzow und deren Gefolgschaft, und man kann kühnlich behaupten, daß die nachherigen Deutschkonservativen diese heute von ihrer Partei in hervorragendem Maße innegehaltene Taktik erst von den Freikonservativen übernommen haben.

Zu der Förderung der Versöhnung der Parteien und der Weiterentwicklung des konstitutionellen Lebens in Preußen kam alsbald für die junge Partei noch eine dritte Aufgabe, die auf dem Gebiete der auswärtigen Politik und insbesondere der Ausgestaltung des werdenden Deutschen Reiches lag. Die Lösung des deutschen Problems war erst zur Hälfte geschehen: man hatte zwar Oesterreich aus Deutschland ausgeschaltet, aber Süddeutschland noch nicht gewonnen. Auch die große Frage des Ausbaues des Verhältnisses von Reich und Einzelstaaten stand z. T. noch offen. Die Fraktion war entschlossen, die Süddeutschen, wenn sie kommen wollten, willkommen zu heißen auf welcher Grundlage auch immer, aber vorerst keine weiteren verfassungsmäßigen Beschränkungen der Souveränität der Einzelstaaten zuzulassen, die das Maß von Selbständigkeit, das noch den einzelnen Staaten gelassen war, in Frage stellen konnten. Auch hier konnte man ruhig Bismarcks Leitung

[39]) Ein freikonservatives Programm, S. 3.

[40]) Salomon, Parteiprogramm I, S. 85.

Digitized by Google

folgen. Denn gerade auf dem Gebiete der Organisation hatte dieser ja derartige Erfolge erzielt, daß nur parteipolitische Verbohrtheit ihm ihr Vertrauen auf eine gedeihliche Fortführung der Angelegenheit hätte versagen können. Die freikonservative Partei hielt es jedenfalls für ihre Pflicht, „die nationale, auf die Einigung Deutschlands unter Hohenzollernscher Führung gerichtete Politik Bismarcks so nachdrücklich als möglich zu unterstützen",[41]) allerdings mit dem Vorbehalte der vollen Unabhängigkeit der Partei. Denn „blinde Werkzeuge sind keine Stützen der Regierung; nur was Halt an sich selbst hat, vermag einen Halt zu gewähren".[42]) Diesen Vorbehalt übersehen manche geflissentlich. Die Freikonservativen haben eben als „Partei Bismarck sans phrase" viel Spott und Hohn über sich ergehen lassen müssen; der Ministerpräsident selber beteiligte sich gelegentlich daran. Mit unverkennbarer Ironie sagte er am 16. April 1867: „Der Herr Vorredner (Graf Bethusy) ordnet also seine Ueberzeugung von dem, was gut, was besser sei, den kategorischen Erklärungen der Regierung unter." Er wollte in seinem Eifer, das Amendement des Grafen Stolberg durchzubringen, den Grafen Bethusy offenbar hier nicht verstehen und erreichte nur, daß die Vereinigung ihm den Willen nicht tat, sondern bei ihrer bis dahin ausgesprochenen Ueberzeugung blieb, die sie im Augenblick der Gefahr für das Zustandekommen der Verfassung dem Vaterlande gewiß gern zum Opfer gebracht hätte.

Die Freikonservativen sind Angriffen, man kann sagen: von aller Welt, sicher von rechts und links stets in nicht geringer Zahl ausgesetzt gewesen,[43]) ohne doch je ihre Haltung und ihren guten Willen zu verlieren.

In jeder Weise waren dagegen die Freikonservativen tolerant gegen Andersdenkende. Graf Bethusy sprach am 17. Januar 1867 die Ansicht aus, daß ein jeder Abgeordneter die Interessen des Vaterlandes zu vertreten habe, wie er sie verstehe. „Partei ist nichts anderes, als der gemeinsame Ausdruck für die Art, sie am besten zu fördern; nur wenn sie Selbstzweck wird, wird sie unberechtigt; Sie werden mich immer

---

[41]) Rückblicke, S. 6.

[42]) Salomon, Parteiprogramm I, S. 86.

[43]) Vergl. namentlich die Broschüren des Herrn v. Fechenbach-Laudenbach: „Gouvernemental" und „Conservativ" 1885 und „Noch einmal die Partei Bismarck sans phrase" 1885. Dazu die Angriffe auf Graf Bethusy im Reichstage, wo ihm der konservative Abg. Wagener sagte, daß er keine Partei des Grafen Bethusy kenne, weil dieser keine habe.

Digitized by Google

im ersten Sinne, nicht im zweiten einen Parteistandpunkt vertreten sehen." Trotzdem traten die Gegensätze, die die Freikonservativen von den übrigen Parteien trennten, je länger je schärfer hervor. Die Erbitterung der Konservativen gegen die Partei war allezeit groß und stieg noch immer; auch die starren Liberalen bekämpften eifrig die Partei, die sie nicht in die Hand bekommen konnten.

Schon am 6. September 1867 kam es gelegentlich der Diskussion über die Gültigkeit der Wahl des Abg. v. Eicke zu einem kleinen Wortgefecht zwischen dem Grafen Bethusy-Huc und dem liberalen Abg. v. Hennig-Marienwerder, bei der es sich in Wahrheit um die Frage der nüchternen gesetzlichen Interpretation handelte; hier mußte der Graf gegenüber den liberalen Angriffen erst feststellen, daß die Untersuchung dessen, was uns gefällt oder mißfällt, keinen Einfluß auf die Entscheidung einer Frage haben dürfe, sondern lediglich die Gesetzlichkeit oder Ungesetzlichkeit des Vorganges. Also auch hier wieder der Kampf gegen gefühlsmäßige Politik. Am 12. September ergriff der hochbegabte Abg. Achenbach das Wort, um sich gelegentlich der Diskussion über den Entwurf eines Wahlgesetzes für den Reichstag des Norddeutschen Bundes über die deutsche Frage zu äußern. Er tat das unter beständiger Polemik gegen den Abg. Schulze-Delitzsch: „Ich sehe in der Herstellung des Bundesstaats, wie er nach § 1 der Vorlage geschaffen werden soll, einen außerordentlichen Erfolg der Politik der Regierung. Ich sehe darin den Anfang einer künftigen Einheit des ganzen Deutschlands, ich sehe darin den einzig möglichen Weg, wirklich gesunde Verhältnisse in Deutschland herzustellen." Er mußte sich dafür von dem Abg. Virchow sagen lassen, daß es nicht zu verstehen sei, wie jemand soweit hinausgehen könne in der Selbstverleugnung, daß, während er mit allen seinen Traditionen breche, er nun noch in ein großes Jubelgeschrei ausbreche über das, was er eben verrichtet. Von dieser Seite wurde also die großzügige Politik der Partei nicht nur nicht gebilligt, sondern sogar nicht einmal verstanden. Auch in anderen Fragen war das der Fall.

Am 11. Dezember bestritt Graf Bethusy dem Abgeordneten Virchow und Twesten das Recht, eine persönliche Kritik an Beamten zu üben, weil das ein Eingriff in die Rechte der Kgl. Behörden sei, was ihm wieder scharfe Angriffe von der linken Seite des Hauses zuzog. Dem Grafen akkompagnierte aber in gleichem Sinne der Abg. Achenbach gelegentlich einer anderen Frage am 30. Januar 1867: „Ich kann erklären, daß ich nicht immer eine Reform unserer Verfassung

Digitized by Google

darin erkenne, wenn die Rechte des Abgeordnetenhauses oder der Landesvertretung ausgedehnt werden. Wie wir in Preußen stehen, sehe ich im Gegenteile auch eine Reform darin, wenn Kgl. Rechte auf der anderen Seite nach gewisser Seite hin eine Ausdehnung erhalten." In der Frage der Zahlung von Diäten und Reisekosten an die Mitglieder des Reichstages sah sich die freikonservative Partei gezwungen, wieder den liberalen Wünschen entgegen zu treten,[44]) so daß man allseitig anerkannte, daß sie auch nach links hin eine durchaus unabhängige, wenn auch überall versöhnliche Stellung einnahm. Um so höher war es zu bewerten, daß die Freikonservativen durch ihr kräftiges Eintreten für den Antrag Schulze-Delitzsch betr. Erlaß eines Gesetzes über die Errichtung von Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften, in der festen Ueberzeugung, daß das Gesetz auf gesunden wirtschaftlichen und deshalb echt konservativen Grundsätzen beruhe,[45]) den deutlichen Ausdruck dafür gab, daß sie segensreicher Bestrebungen, auch wenn diese von konsequenten politischen Gegnern ausgehen, ihre freudige Unterstützung zu leihen gern bereit seien. Die Partei hielt an der richtigen Annahme fest, daß es ein Grundirrtum sei, daß die Interessen der verschiedenen Erwerbs- und Berufszweige an sich feindliche seien. Nicht durch den Krieg der Einzelkräfte untereinander, sondern durch ihr Zusammenwirken werde das Wohl der einzelnen und der Gesamtheit gefördert. Dieses Zusammenwirken wurde durch den Gesetzentwurf entschieden gefördert. Auf der äußersten rechten Seite des Hauses hatte man dem Antrage Schulze-Delitzsch nur mit süßsaurer Miene seine Zustimmung gegeben.

Noch weit besser schnitt die junge Partei im konstituierenden Reichstage ab, dem sie, wie schon erwähnt, den ersten Vicepräsidenten in der Person des Herzogs v. Ujest gab. Die Partei erwarb sich ein ganz unbestreitbares Verdienst an dem Zustandekommen der Norddeutschen Verfassung. Man griff wirksam in die Debatte ein, stellte geeignete Anträge, arbeitete fleißig und mit Erfolg in der Kommission mit und bildete bei der Abstimmung oft das Zünglein an der Wage: stets alles in nationalem Sinne. Man wußte überhaupt in dieser Fraktion einen außerordentlich warmen patriotischen Ton zu treffen, namentlich Aegidi und Graf Bethusy haben wundervolle nationale Gedanken ausgesprochen.

Schon die allgemeine Diskussion über die Verfassung zeitigte

---

[44]) Antrag Paur, Nr. 157 der Drucksachen 1866/67. Stenogr. Berichte, S. 1549 ff.

[45]) So der Abg. v. Kardorff. Stenogr. Berichte des Abg.-Hauses 1866/67, S. 1272.

Digitized by Google

eine politisch und historisch hochbedeutende Rede des Grafen Bethusy-Huc;[46]) nachher trat die Partei entscheidend ein, als es galt, dem Reichstage ein genügendes Maß von parlamentarischen Rechten zu sichern, um den Etat des Reiches zu bestimmen.[47]) Die Freikonservativen waren zwar nicht der Ansicht, daß das Budgetrecht in thesi in der von der Regierung eingebrachten Vorlage nicht gewährleistet sei, obgleich der Militär- und Marineetat der Feststellung durch den Reichstag entzogen werden sollte (Art. 56, 58, 65 des Entwurfs); aber sie fanden es vorteilhaft und logisch, das ganze Budget mit seinen Ausgaben und Einnahmen der jedesmaligen Diskussion des Reichstages zu unterziehen und die verfassungsmäßigen Rechte des Volkes auch nach dieser Richtung hin anzuerkennen und zu vertreten. Es handelte sich in der Vorlage um nicht mehr und nicht weniger als um die Loslösung der Armee aus dem Staatsorganismus. Es ist interessant, hier die von den damaligen Konservativen und später auch dem Zentrum in jenen Wochen scharf bekämpften Gedankengänge der Fraktion über das Budgetrecht der Volksvertretung zu beobachten; sie sind heute Gemeingut des Volkes geworden. Graf Bethusy sprach es aus, daß er in der Diskussion über das Budget nicht eine reine Finanzangelegenheit erkenne, sondern eine im höchsten und eminentesten Sinne politische Aktion; daher sehe er in der temporären Feststellung des Heeres- und Marineetats ein wichtiges unverlierbares Recht der Volksvertretung, deren Rechte er überhaupt energisch verteidigen wolle und immer verteidigen werde; aber dieses Recht habe seine Grenze nicht nur in den Rechten der Krone, sondern auch in sich selbst und endlich auch in der Sicherheit des Reiches. Das bedingte eben eine verschiedene Behandlung derjenigen Teile des Budgets, welche von der Sicherheit des Reiches handeln und derjenigen Ausgaben, die sich nur auf dem wirtschaftlichen Gebiete bewegen. Es ist ein Verdienst der Freikonservativen, dies klar erkannt und nach vielen Schwierigkeiten[48]) auch durchgesetzt zu haben. So wichtig es also war, die Volksrechte festzuhalten und dem Volke einen Anteil gewissermaßen an den höchsten Regionen der Verwaltung zu gewähren und auch hier ihm eine Selbstverwaltung zu sichern, so mußte doch

---

[46]) Sitzungsberichte, S. 173.

[47]) Ibid. S. 645. 1867 I. Sess. S. 47.

[48]) Der Abg. Wagener sprach bei dieser Gelegenheit dem Grafen Bethusy gegenüber wieder ziemlich verächtlich aus, daß er keine Partei hinter sich habe. Der Antrag Bethusy fiel damals aus formellen Gründen, aber das Prinzip setzte sich auch in dem Antrage Miquel, den die Frei-Konservativen unterstützten, durch.

Digitized by Google

umgekehrt auch wieder ganz entschieden mit der aus den englischen staatsrechtlichen Verhältnissen abstrahierten Auffassung gebrochen werden, daß das Budgetrecht gewissermaßen ein Hoheitsrecht der Reichs- und Landesvertretung sei, die alles bewilligen und verwerfen könnte, ob nun die Sicherheit des Reiches und der Staaten gefährdet war oder nicht; es erschien deshalb namentlich auch notwendig, die Stabilität des Heeres für große Perioden festzustellen und dem Belieben der Volksvertretung zu entziehen. Damit sollte nicht etwa dem Absolutismus Tor und Tür geöffnet werden, im Gegenteil: man wollte die Willkür durch jene unterschiedliche Behandlung der verschiedenen Budgetteile völlig ausschließen. „Wir glauben dadurch gerade die Volksrechte zu schützen, daß wir der Armee eine unabhängige und gesicherte Stellung geben, aber zugleich die Armee in den Staatsorganismus hineinfügen, ihr zeigen, daß sie in das Staatsganze gehört und nicht außerhalb des Staatsganzen steht."[49]) Es wäre wahrscheinlich den Süddeutschen recht schwer geworden, in einen Bund einzutreten, der in seiner Verfassung einen eisernen Militäretet von 1 Prozent der Bevölkerung und 225 Taler pro Kopf der Friedenspräsenzstärke des Heeres festlegte. Die freikonservative Partei hat im Verein mit den Nationalliberalen damals verhindert, daß durch die Schmälerung des Budgetrechts des Reichstags den Süddeutschen der Entschluß schwer gemacht würde, ob sie kommen wollten oder nicht, und die Reichsfreudigkeit an allen Stellen damit entschieden gehoben.

Ueberhaupt war es die freikonservative Vereinigung, die die hohe politische Bedeutung der Budgetberatung für das Verfassungsleben der Nation im Staate und im Reiche energisch hervorhob. „Meine Herren," sagte Graf Bethusy im Reichstage am 18. Sept. 1867, „ich will Sie zum Schluß nur darauf hinweisen, daß dieses politische Werk, welches wir hier begehen, die Beratung des Budgets, der erste Ausbau des nationalen Werkes der Konstituierung des norddeutschen Bundes überhaupt ist, und daß es sich empfehlen dürfte, dieses Werk nicht schnell — wie ich dem Abg. Löwe nicht zugeben kann, daß es dann geschehen würde — aber öffentlich vor der Nation unter Teilnahme aller von der Nation berufenen Kräfte auf nationalem Wege zu erledigen."

---

[49]) So (Stenogr. Ber., S. 649) der Abg. Friedenthal, der freilich damals noch nicht der Freikonservativen Fraktion angehörte, aber bald darauf ihr beitrat. Er stimmte damals gegen das mit dem Antrage Miquel verbundene Amendement Bethusy-Huc aber aus besonderem Grunde, nämlich weil er nicht wünschte, daß die Matrikularbeiträge, wie es Miquel beantragte, durch den Etat festgestellt würden.

Digitized by Google

Zu diesen rein vaterländischen und politischen Gedanken kam noch ein starker Wunsch nach religiöser Toleranz innerhalb der freikonservativen Fraktion zum Ausdruck. Man las aus dem Geiste der Verfassung heraus, daß sie „die Gewähr der Freiheit der Kirche, der Parität der Konfessionen und der Loslösung politischer Rechte vom religiösen Bekenntnis in sich schließe“.[50]) Darin stand man sehr schroff den Grundsätzen der damaligen Konservativen gegenüber und näherte sich dem Standpunkte, auf den sich der Regent in seiner berühmten Ansprache an die Minister im November 1858 gestellt hatte. Man schritt ganz im Interesse des konfessionellen Friedens und mit großem Takte alsbald zur Tat. Die Fraktion ergriff im Reichstage die erste Gelegenheit, auch hier versöhnlich und im Sinne der altpreußischen Parität einzugreifen, indem sie den Antrag stellte, neben den vier Marine-Predigern auch wenigstens einen katholischen Marine-Pfarrer anzustellen.[51]) Den Antragstellern lag daran, die Traditionen des paritätischen preußischen Staates auch auf den Norddeutschen Bund auszudehnen,[52]) damit klar werde, daß in unseren neuen vaterländischen Zuständen von irgend welchem Hader oder Gegensatz der Konfessionen, der unser Deutschland einst so tief geschädigt hat, im Norddeutschen Bunde keine Rede sein könne. Daß die Fraktion sich darin leider täuschte, lag nicht an ihr; ihren guten Willen nach konfessionellem Frieden hat sie gleich anfangs bekundet.

In dieser Session begannen auch jene Kämpfe um die soziale Frage, die die Fraktion mit so viel Energie im Geiste der freien Selbstbestimmung aller lebendigen Teile der Gesellschaft unter Wahrung der Einheit der nationalen Interessen und der obersten Aufsicht des Staates seit Jahrzehnten mannhaft durchkämpft. Die Abgeordneten Schulze-Delitzsch und Dr. Becker (Dortmund) hatten einen Gesetzentwurf betr. die Koalition von Arbeitern und Arbeitgebern eingebracht,[53]) der in der radikalsten Weise alle Beschränkungen der Koalitionsfreiheit und jeden handwerksmäßigen Qualifikations-Nachweis aufhob. Die Freikonservativen lehnten diesen Antrag glatt ab, weil er nur in Verbindung mit einer wirksamen Reform der Gewerbe-Gesetzgebung im Norddeutschen Bunde überhaupt durchführbar erschien, wünschten aber eine Vorlage von Seiten der Regierung über diesen Gegenstand, die auf Grundlage des dem Preußischen Landtage vorgelegten Gesetzentwurfes

[50]) Salomon, Parteiprogramm I, S. 84.
[51]) Drucksachen des Reichstags 1867, Nr. 38.
[52]) Stenogr. Berichte 1867, S. 199 u. 318.
[53]) Drucksachen Nr. 14.

Digitized by Google

vom 10. Februar 1866 einen Gesetzentwurf zur Reform der Rechtsverhältnisse zwischen Arbeitern und Arbeitgebern anbahnte. Es war der damals noch jugendliche Abgeordnete Stumm, welcher am 14. Oktober diesen Gegenstand als Antragsteller vor dem Forum des Reichstages verhandelte. Er warnte vor Beschränkung der persönlichen Freiheit durch Schaffung einer Rechtsverbindlichkeit der wirtschaftlichen Verabredungen,[55]) wies mit aller Kraft darauf hin, daß eine zivilrechtliche Verfolgung der kontraktbrüchigen Arbeiter durch den Arbeitgeber in den meisten Fällen völlig unwirksam und undurchführbar sei, die Folge davon aber nicht nur eine völlige Schutzlosigkeit der Arbeitgeber, sondern auch das Aufhören jeder Kündigungsfrist der Arbeiter, nötigenfalls aber eine Kautionsleistung derselben durch Lohnabzüge sein würde, und schloß mit einem wirksamen Appell an Arbeiter und Arbeitgeber, sich auf Grundlagen zweckmäßiger Wohlfahrtspflege, wie es z. B. die obligatorische Einführung von Pensions- und Unterstützungskassen sei, zu versöhnen: „Ich, meine Herren, bin überhaupt der Ansicht, daß die Lösung der sogenannten sozialen Frage nicht genügend erreicht wird durch die Aufhebung der Koalitions-Beschränkung, noch durch Gewährung der Gewerbefreiheit, noch selbst durch Konsum- und Vorschuß-Vereine, am allerwenigsten durch die Arbeiter-Korporationen mit Staatshilfe, sondern daß sie nur wirksam gelöst werden kann durch das wachsende Gefühl der Zusammengehörigkeit zwischen Kapital und Arbeit, zwischen Arbeiter und Arbeitgeber.“ Stumm sprach hier im Namen der Partei wie ein Prophet, aber er ahnte nicht, wie weit der Weg noch bis zum Ziele sei. Indessen die Partei hielt immer fest an dem Gedanken der Solidarität der Interessen der Arbeitgeber und der Arbeiter, die man durch genossenschaftliche Anstalten, welche auf gemeinsamen Leistungen beruhend und unter gemeinsamer Verwaltung stehend, den sozialen Bedürfnissen dienen, zum Ausdruck bringen müsse. Dieser Gedanke erweiterte sich allmählich zu umfassender Inangriffnahme sozialer Volkswohlfahrtspflege. Aus dem Schoße der Freikonservativen heraus hat

---

[54]) Drucksachen Nr. 63.

[55]) „Damit nicht der einzelne Arbeiter wider seinen Willen in einem Zustand der Arbeits- und Verdienstlosigkeit festgehalten werden könne und damit nicht der Arbeitgeber durch hohe Konventionalstrafen verhindert werden könne gegen die Ansicht seiner Kollegen sich von einem Koalitionsvertrage zurückzuziehen, seine Fabrik wieder zu eröffnen und seinen Arbeitern selbständig Konzessionen zu machen.“ Stumm sah also den wunden Punkt ganz richtig, aber er verkannte, daß der gleiche Erfolg auch auf anderen Wege zu erreichen war: durch Terrorismus.

Digitized by Google

kann im Anfange des 20. Jahrhunderts Graf Douglas durch seine Anregung auf Einführung eines Wohlfahrtsamtes dem Schiffe die Richtung zu geben versucht, auf dem es mit richtigem Winde segelte, dem der langsam aber stetig arbeitenden Volkserziehung. Aber bis der Nachen in dem Hafen der Versöhnung zwischen Kapital und Arbeit liegt, bis man in Arbeiterkreisen einsieht, daß nicht Erwerbung von Rechten zum Zwecke der Terrorisierung des Kapitals und des Staates, sondern allein die Hebung des Bildungsniveaus der unteren Massen und die Bildung von möglichst vielen Persönlichkeiten im Volke die soziale Frage lösen kann, wird wohl noch viel Wasser den Rhein herunter fließen.

So die verschiedenen Seiten des staatlichen und sozialen Lebens umfassend begann die Arbeit der Fraktion; sie schritt mutig von Stufe zu Stufe, und wenn sie auch wie neulich ein bekannter konservativer Politiker und Historiker vielleicht richtig bemerkte, eine Partei von Offizieren ohne Soldaten geblieben ist, so bleibt sie doch eben eine Elitetruppe, der nahe zu stehen Ihnen, mein hochverehrter Lehrer, sicher eine Freude und eine Ehre ist.

Digitized by Google

Oesterreichischer Optimismus.

Von

Lutz Korodi.

Die weltpolitische Lage des Deutschen Reiches bringt es mit sich, daß auch dessen bescheidenster Bürger, wenn er seine Zeitung zur Hand nimmt, sich genötigt sieht, über hundert Dinge wenigstens oberflächlich Bescheid zu wissen, die er vor zwanzig, dreißig Jahren kaum dem Namen nach kannte. Er kann ihnen gar nicht aus dem Weg gehen, will er nicht im eigenen Lande ein Fremdling sein. Und wenn er keine Zeitungen lesen wollte, wenn er sich gegen die leiseste Berührung mit Politik, verstanden als Staatskunde im weitesten Sinn des Wortes, zu wehren vermöchte, wenn seine Erwerbsverhältnisse, seine Berufsarbeit, seine gesellschaftliche Stellung ihn fernab führten von allem, was außerhalb des Rahmens seiner engeren Heimat liegt, so würden die geographiebeflissenen Schulkinder seines Hauses, seiner Bekanntschaft ihn zwingen, jenen Sachen irgendwie näher zu treten, die nun einmal in den mächtig ausgedehnten Interessenkreis seiner Nation hineingehören. Es könnte einem wirklich zuweilen bange werden ob des Vielerlei, mit dem sich der heutige Deutsche beschäftigen muß. Die Gefahr dieser Zersplitterung in der Gedanken- und Gefühlswelt kommt natürlich dem am lebhaftesten zum Bewußtsein, der hierzulande ein Zugewanderter ist und persönlich als politisches und soziales Atom erst sehr allmählich in das neue Große hineinwächst, was schlechthin mit dem Namen Deutschland bezeichnet wird. Wie rührend einfach liegen da die Verhältnisse z. B. in meiner alten siebenbürgischen Heimat, aber auch in der ganzen österr[illegible]schen Monarchie! Trotz aller Kompliziertheit der mannigf[illegible]tätenfragen, mit denen sich die Gesamtbevölkerung nicht [illegible] als die leitenden Staatsmänner dieses Doppelreiches,

Digitized by Google

dann im Anfange des 20. Jahrhunderts Graf Douglas durch seine Anträge auf Einführung eines Wohlfahrtsamtes dem Schiffe die Richtung zu geben versucht, auf dem es mit richtigem Winde segelte, dem der langsam aber stetig arbeitenden Volkserziehung. Aber bis der Nachen in dem Hafen der Versöhnung zwischen Kapital und Arbeit liegt, bis man in Arbeiterkreisen einsieht, daß nicht Erwerbung von Rechten zum Zwecke der Terrorisierung des Kapitals und des Staates, sondern allein die Hebung des Bildungsniveaus der unteren Klassen und die Bildung von möglichst vielen Persönlichkeiten im Volke die soziale Frage lösen kann, wird wohl noch viel Wasser den Rhein herunter fließen.

So die verschiedenen Seiten des staatlichen und sozialen Lebens umfassend begann die Arbeit der Fraktion; sie schritt mutig von Stufe zu Stufe, und wenn sie auch wie neulich ein bekannter konservativer Politiker und Historiker vielleicht richtig bemerkte, eine Partei von Offizieren ohne Soldaten geblieben ist, so bleibt sie doch eben eine Elitetruppe, der nahe zu stehen Ihnen, mein hochverehrter Lehrer, sicher eine Freude und eine Ehre ist.

Digitized by Google

Oesterreichischer Optimismus.

Von

Lutz Korodi.

Die weltpolitische Lage des Deutschen Reiches bringt es mit sich, daß auch dessen bescheidenster Bürger, wenn er seine Zeitung zur Hand nimmt, sich genötigt sieht, über hundert Dinge wenigstens oberflächlich Bescheid zu wissen, die er vor zwanzig, dreißig Jahren kaum dem Namen nach kannte. Er kann ihnen gar nicht aus dem Weg gehen, will er nicht im eigenen Lande ein Fremdling sein. Und wenn er keine Zeitungen lesen wollte, wenn er sich gegen die leiseste Berührung mit Politik, verstanden als Staatskunde im weitesten Sinn des Wortes, zu wehren vermöchte, wenn seine Erwerbsverhältnisse, seine Berufsarbeit, seine gesellschaftliche Stellung ihn fernab führten von allem, was außerhalb des Rahmens seiner engeren Heimat liegt, so würden die geographiebeflissenen Schulkinder seines Hauses, seiner Bekanntschaft ihn zwingen, jenen Sachen irgendwie näher zu treten, die nun einmal in den mächtig ausgedehnten Interessenkreis seiner Nation hineingehören. Es könnte einem wirklich zuweilen bange werden ob des Vielerlei, mit dem sich der heutige Deutsche beschäftigen muß. Die Gefahr dieser Zersplitterung in der Gedanken- und Gefühlswelt kommt natürlich dem am lebhaftesten zum Bewußtsein, der hierzulande ein Zugewanderter ist und persönlich als politisches und soziales Atom erst sehr allmählich in das neue Große hineinwächst, was schlechthin mit dem Namen Deutschland bezeichnet wird. Wie rührend einfach liegen da die Verhältnisse z. B. in meiner alten siebenbürgischen Heimat, aber auch in der ganzen österreichisch-ungarischen Monarchie! Trotz aller Kompliziertheit der mannigfachen Nationalitätenfragen, mit denen sich die Gesamtbevölkerung nicht weniger abquält als die leitenden Staatsmänner dieses Doppelreiches,

Digitized by Google

lassen sich die Lebensformen dort nicht vergleichen mit der beinahe verwirrenden Vielgestaltigkeit des reichsdeutschen Gemeinwesens. So ist es denn psychologisch wohl begreiflich, wenn dieser so sehr in Anspruch genommene Deutsche im allgemeinen nicht zu viel übrig hat für die Vorgänge jenseits von Oberberg und Kufstein, und dem zis- wie dem transleithanischen Politiker ist es um so peinlicher, sich mit seinen Sorgen aufzudrängen, als der Glaube an das in absehbarer Zeit zu erwartende Ende Oesterreichs außerhalb seiner Grenzen merkwürdig fest sitzt. Wie oft hört man die zuversichtlich gesprochene rhetorische Frage: „Wenn Kaiser Franz Josef die Augen zutut, so wird doch drüben in irgend einer Form das Chaos ausbrechen?“ ... Als ob die Völker zwischen Bregenz und Kronstadt und von Prag bis Triest der habsburgischen Monarchie nur aus zartsinniger Rücksicht auf den jetzigen Herrscher eine Anstandsfrist gewährten, um dann nach seinem Tode, in ihrem dynastischen Gewissen erleichtert, mit einem Male aufzuräumen! Wenn das so ohne weiteres ginge, würden am allerwenigsten so weichmütige Erwägungen die große Liquidation verhindern oder hinausschieben. Völker sind nicht so sentimental, wenn sie sich als politische Machtfaktoren fühlen, denen eine Neuordnung der Dinge in die Hand gegeben ist.

Oder sollte nur grade die von Kaiser Franz Josef geübte Methode zu regieren geeignet gewesen sein, diese Länder und Völker zusammenzuhalten? Auch diese Meinung wird einigem Zweifel begegnen, wenn man beobachtet, welche Dimensionen im letzten inhaltsschweren Halbjahrhundert infolge der Bevorzugung dieser und jener Schoßkinder des Wiener Hofes das bellum omnium contra omnes angenommen hat. In dieser Zeit hat der österreichisch-ungarische Gesamtstaat nur eben die Feuerprobe dafür bestanden, daß ein Gebilde der Weltgeschichte von solcher Vergangenheit bei aller Widerspänstigkeit der Regierten nicht so leicht aus den Fugen geht. Die zerstörenden Kräfte konnte man bei dieser Beobachtung immer genauer kennen lernen, je freier sie sich entfalten durften, und diese Erkenntnis wird auch, so teuer sie von den passiv Beteiligten bezahlt wurde, dem Thronerben die wertvollsten Dienste leisten, wenn er es — mit einer andern Methode versuchen wird österreichisch zu regieren.

Jenen zerstörenden Kräften wurde hinlänglich Gelegenheit gegeben zu beweisen, daß sie zur unbeschränkten Führung nicht berufen seien. Das Experiment mit der kossuthistischen Regierung, die schließlich ihr ganzes staatsrechtliches Programm an den Nagel hängen mußte und mit Begeisterung hing, um nur am Ruder zu bleiben, war nach

Digitized by Google

dieser Richtung noch ein schöner Trumpf der Krone, aber der Kossuthismus hat während seiner dritthalbjährigen Herrschaft auf andern, nicht minder wichtigen Gebieten so viel Unheil gestiftet, daß er allerdings auch hier den Nachweis für seine Unfähigkeit zu staatserhaltender und aufbauender Politik glänzend erbrachte. Die beiden Schulpolizeigesetze und zum Teil auch der Wahlreformentwurf in seiner jetzigen Fassung wollen nichts anderes, als die nichtmagyarische Mehrheit lahmlegen und damit die Krone ganz dem kossuthistischen Einfluß unterwerfen. Da wird in absehbarer Zeit von Wien aus energisch Kehrt gemacht werden, und wenn es auch niemandem einfallen wird, die Magyaren ganz und gar an die Wand zu drücken, so werden sie doch eindringlich erinnert werden an die Stärkeverhältnisse und füglich auch an die Unterschiede in der Kulturtüchtigkeit der Völker in den Ländern der Stephanskrone. Und sollte man es nicht in Wien fühlen, daß die Behandlung der ungarländischen Deutschen eine Herabwürdigung des deutschen Namens ist, so wird diese Erkenntnis unter jenen Volksgenossen selbst um so deutlicher aufdämmern.

Auf keinen Fall ist hinreichender Grund vorhanden, an der Zukunft der Gesamtmonarchie oder eines seiner Teile zu verzweifeln, und es ist von höchstem Wert für Deutschland, wenn dieser Gedanke an beachtenswerter Stelle immer wieder unterstrichen wird. Wenn Oesterreich-Ungarn als solches bestehen bleibt, so ist doch dessen friedliche Durchdringung mit deutschem Geist und deutscher Arbeit eher möglich, als wenn die einzelnen Bestandteile von homogenen nationalen Nachbarstaaten angezogen werden. Also ist Deutschland sehr lebhaft daran interessiert zu erfahren, was in Oesterreich-Ungarn die Auflösung und was die Zusammenfassung der Kräfte bewirken könnte. Gleichgültigkeit ist hier nicht am Platze; und doch kennzeichnet sie in diesem Punkt weitaus die meisten deutschen Tageszeitungen und auch die politischen Revuen: gähnende Leere an der Stelle, wo man sich über österreichische oder ungarische Verhältnisse Informationen holen möchte, ist die gewöhnliche Erscheinung.

Die „Preußischen Jahrbücher" haben hievon auch in früheren Jahrzehnten eine angenehme Ausnahme gemacht; darum fand man sie in den siebenbürgischen Bibliotheken und Lesevereinen seit jeher ebenso sicher als Stammgast, wie sie sich im Lesesaal des ungarischen Reichstages behaupten. Von Zeit zu Zeit wurde die ungarische Frage auch von einem und dem andern mit Rücksicht auf die dortigen Preßverhältnisse ungenannten zuverlässigen Gewährsmann von dort erörtert; aber

Digitized by Google

die systematische und je nach der Wichtigkeit der Ereignisse regelmäßige Behandlung des Stoffs ist an dieser Stelle erst zur Gepflogenheit geworden, seit im öffentlichen Leben Oesterreich-Ungarns eine neue Idee nach Geltung ringt: die Demokratisierung durch das Mittel des allgemeinen Wahlrechts, wobei für die deutsche Sprache als natürlichstes Verständigungsmittel der dauernde Gewinn nicht ausbleiben kann. Es erscheint nicht belanglos, daß die fortgesetzte Vertretung dieses Gedankens in den „Preußischen Jahrbüchern" grade in dieser Formulierung auf die eigenste Initiative ihres Herausgebers zurückzuführen ist. Der jeweilige Berichterstatter, auf dessen Person es hier gar nicht ankommt, fühlt sich nur als ausführendes Organ der Leitung, mag diese im einzelnen dem Mitarbeiter auch noch so weiten Spielraum gewähren.

In einer Festschrift, die dem Herausgeber dieser Jahrbücher gewidmet ist, geziemt es sich wohl am ehesten, ihm gleichsam den Anteil zurückzugeben, der ihm bei der Zusammenarbeit von Rechts wegen zukommt. Der „österreichische Optimismus", der auch den führenden Männern der habsburgischen Monarchie nicht eindringlich genug gepredigt werden kann, ist spezifisch Delbrücksches geistiges Eigentum. Das ist nicht ein gedankenloses Glauben an eine durch irgendwelche Zufälligkeiten herbeizuführende Konsolidierung jener Verhältnisse, sondern die auf ihre eingehende Kenntnis gegründete Ueberzeugung, daß diesem mächtigen Donaustaate noch eine große Zukunft bevorsteht, daran das deutsche Volk am hervorragendsten beteiligt sein wird, ohne daß es die Auflösung der bestehenden Staatsformen anstreben sollte, vielmehr gerade infolge seiner Mitwirkung an der Stabilität des historisch Gegebenen.

Delbrück bleibt sich treu, wenn er das sogenannte „Alldeutschtum" in Oesterreich, das über die schwarz-gelben Grenzpfähle hinaus gravitiert, ebenso entschieden verwirft, wie er den Kossuthismus aufs schärfste bekämpft. Jene „Alldeutschen" von der Art Schönerers und gesinnungsverwandter Politiker, die eine Angliederung deutsch-österreichischer Landesteile an das Deutsche Reich wünschen, sind weit entfernt von dem nationalen Gedanken, der etwa in den Satzungen des „Alldeutschen Verbandes" seine ganz bestimmte, jeglichem irredentistischen Ziel fremde Fassung gefunden hat. Dieser alldeutsche Gedanke will lediglich ein geistiges Band um alles Deutschtum schlingen, und wer ihn recht versteht, muß sich dessen bewußt sein, daß solche Zusammengehörigkeit nicht erfolgreicher bekämpft werden kann als durch die Absprengung gewisser Teile des deutschen Sprachgebietes von den unter Habsburgs Szepter

Digitized by Google

vereinigten 12 Millionen Deutschen. Darum rechnet auch Delbrück diese „Alldeutschen" zu den zerstörenden Kräften, von denen wir oben sprachen und deren Bekämpfung als einer staatsrechtlichen Partei oder Gruppe, so sehr man auch zuweilen ihre Erbitterung über Zurücksetzung des Deutschtums psychologisch zu würdigen vermag, im wohlverstandenen nationalen Interesse liegt. Diese Stellungnahme ist ein logischer Ausfluß des „österreichischen Optimismus", der seine Wurzel, so paradox es klingen mag, in der alldeutschesten, sagen wir in der deutschesten Gesinnung hat.

Ist es nicht ein lächerliches Zusammentreffen der Gedankengänge, mögen sie auf noch so verschiedenen Wegen zu ihrem Ziele gelangen, wenn die magyarische Presse den bei ihr so schlecht angeschriebenen „deutschen Professor" Delbrück bei Gelegenheit immer wieder beschuldigt, er wolle auf dem Wege von „Großösterreich" den Boden vorbereiten für die staatspolitische Betätigung des deutschen „Dranges nach Osten", der „Germania triumphans"? Das ist natürlich barer Unsinn, aber die aufgeregten Leute in Ofenpest wittern eben mit richtigem Instinkt den eminent nationalen Gehalt in der Delbrückschen Theorie vom „österreichischen Optimismus" und können ihr unmöglich einen andern als den ihren gröberen Vorstellungen vom nationalen Gedanken angemessenen konkreten Inhalt geben.

Wer jemals im Zweifel darüber war, daß Zeitschriften wie die „Preußischen Jahrbücher" auch darin eine politische Mission von nicht zu unterschätzender Bedeutung erfüllen, wenn sie auch nur einfach registrieren, was in Ungarn dank dem trefflich organisierten amtlichen Nachrichtendienst nahezu mit Ausschluß der Oeffentlichkeit vor sich geht, der konnte grade in diesem Jahre anläßlich des interparlamentarischen Kongresses in Berlin in der drastischsten Weise eines besseren belehrt werden. Hätte die ungarische Gruppe von Friedensschwärmern sich 50 Mann stark aufgemacht, um hier für ihre Deutschfreundlichkeit zu demonstrieren, wenn sie nicht das schlechte Gewissen getrieben hätte? Man erfährt heute nun doch zu viel von jener „Deutschfreundlichkeit", wie sie sich bei den häuslichen Penaten der Kossuthisten betätigt. Der ungarische Kultusminister, Graf Apponyi, von Amts wegen der Würgengel des Deutschtums in Ungarn, toastete damals in Berlin: „Fiele einmal ein Mann aus dem Mond auf die Erde und würde er mich fragen, welche Sprache er lernen solle, um das Kulturleben der Menschen auf unserm Planeten zu begreifen, so würde ich ihm unbedingt das Studium der deutschen Sprache empfehlen . . ." In solchem Munde

Digitized by Google

sind die Worte eine bodenlose Geschmacklosigkeit oder eine Mißachtung des Publikums, auf dessen Unwissenheit man spekuliert. Aber es ist doch klar, warum der einstige Kalksburger Jesuitenzögling in Berlin so spricht. Er will den Eindruck verwischen, den seine Taten in den heimatlichen Gefilden und über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus erwecken müssen. Wir alle aber, die an dem Deutschtum in Ungarn herzlichen Anteil nehmen, danken es denen, die Gelegenheit dazu geben, daß Europa genaueres darüber erfahre, wie man in Ungarn nicht dem „Mann aus dem Monde", sondern den eingeborenen Söhnen dieses Landes — „das Studium der deutschen Sprache empfiehlt". Solch verdächtige Protektoren des Deutschtums in ihrer wahren Gestalt zu enthüllen, ist der nicht minder wichtige negative Teil des „österreichischen Optimismus", der allen zersetzenden Kräften den Krieg erklären muß, wenn das lebenswerte Beste die Oberhand gewinnen soll.

Digitized by Google

Sprachgeschichte

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Endsilbe „schaft".

Von

Ludwig Rieß.

Das hors d'oeuvre einer historischen Wortstudie, die ich zum 60. Geburtstage unseres verehrten Lehrers beisteure, liegt dem Kerne der „Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte" doch nicht so fern, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte. Ich knüpfe sie, um gleich mit dem Hinweis darauf einzusetzen, an den Text der westgotischen Gesetze über die Heeresverfassung an, die Delbrück im dritten Kapitel des vierten Buches (II. S. 438—443) veröffentlicht hat.

Da wird regelmäßig und zwar an vier verschiedenen Stellen der Kollektivbegriff „Mannschaft" unkorrekt mit dem lateinischen Wort „virtus" übersetzt, das in dieser Bedeutung sonst nirgends vorkommt. Den klassischen Sprachen fehlt eine dem deutschen „schaft" entsprechende Endsilbe, durch deren Anhängung an ein persönliches Appellativum eine bestimmte, aus Einzelnen zusammengesetzte übersehbare Vielheit konkret und eindeutig bezeichnet wird. Wenn wir aus „Bürger" den Kollektivbegriff „Bürgerschaft"[1]) bilden, der auch in den Verfassungen unserer Hansestädte ganz sinngemäß auf die Volksvertretung übertragen ist, so hat dem lateinischen civitas oder dem griechischen πολιτεία diese nächstliegende Bedeutung niemals innegewohnt. Wir finden deshalb in mittelalterlichen Urkunden als Umschreibungen dafür communitas civium oder universitas regni oder plurale Bildungen.

Im Deutschen ist aber die ursprüngliche Verwendung dieser bequemen Endsilbe bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben und wird noch immer, wenn sich das Bedürfnis einstellt, zu neuen Bil-

[1]) Die burschaft von Köln erscheint schon in alten Quellen.

Digitized by Google

dungen verwertet. Wir brauchen nur an die „Finkenschaften" zu erinnern, die sich seit 1896 in Leipzig und an anderen Universitäten bildeten. Da ist selbst für die Gesamtheit der zu keiner studentischen Verbindung gehörigen „Wilden", also für die bloß durch ein negatives Merkmal übereinstimmenden Studenten, eine Bezeichnung erfunden worden, die sie zur Wahrnehmung von Rechten als Einheit darzustellen sucht. Daß in einer solchen durch keine Form zum Ausdruck gebrachten Kollektivbezeichnung ein Anspruch liegen kann, der erhebliche Folgen hat, ist unsern akademischen Behörden bereits zum Bewußtsein gekommen. Denn, wie wir noch näher sehen werden, liegt in diesem uralten Anhängsel „schaft" der Keim einer sozialen Differenzierung, ja sogar der Ansatz zu Recht „schaffender" Macht.

Darüber herrscht völlige Uebereinstimmung aller Lexikographen, daß die Endsilbe „schaft" von der gemeinsamen Wurzel von „schaffen" und „schöpfen" abgeleitet ist. Diese hinwiederum ist, so ursprünglich sie auch wegen ihres für die primitivste Gedankenmitteilung unentbehrlichen Sinnes auf dem sprachbildenden Boden erwachsen muß, nur den germanischen Sprachen eigen und in den anderen urverwandten Idiomen des indogermanischen Sprachstammes nicht aufzufinden. Wenn nun auch in den uns erhaltenen gotischen Sprachresten Bildungen mit dieser Endsilbe nicht vorkommen, so ist in der Uebersetzung von creatio mit dem Femininum gaskats (= Schöpfung im objektiven Sinn) die Doppelbedeutung, die sich später so reichlich entfaltet hat und zu den getrennten Bildungen „schaffen" und „schöpfen" geführt hat, deutlich vorgezeichnet. Vielfache Verwendung hat aber die Endsilbe im Althochdeutschen, Altsächsischen und Angelsächsischen, Altnordischen, im Mittelhochdeutschen und Mittelniederdeutschen gefunden; im Hochdeutschen, Neuniederländischen und Englischen haben dann die entsprechenden Formen — schaft, — schap und — ship mannigfaltige Verwendung gefunden.

Als ursprüngliche Bedeutung des Verbums schaffen und schöpfen gibt Weigand an: „woraus hervorbringen". Dabei bedarf aber das „hervor" doch noch einer Ergänzung, und sie kann sinngemäß nur gegeben werden nach der natürlichen Seite hin „zu allgemeiner Wahrnehmung und Gebrauchsfähigkeit eines Dinges" und rechtlich „mit dem Erfolg öffentlicher Anerkennung von Personen und Sachen". Das althochdeutsche Substantiv Gascaft, kascaft oder gaskaft im Sinne von creatura und substantia und vielleicht noch mehr das glücklich gebildete Adjektiv turh-skaffen im Sinne von perfectus entsprechen

Digitized by Google

der auf die natürlichen Dinge bezogenen Grundbedeutung. Auch später bleibt dem Substantivum Geschaft der Sinn Geschöpf, Elementum erhalten; das allgemein Erkennbare des Resultats tritt in den Anwendungen noch deutlicher hervor, wie wenn es z. B. im Rolandslied des Pfaffen Konrad von David heißt: er was vil lutzeler gescaft, was wir übersetzen müßten: „sehr kleiner Gestalt". Die Hauptsache ist aber, daß die öffentlich rechtliche Zusammengehörigkeit einer Vielheit von Personen, eine aus der Allgemeinheit herausgehobene und als gleichartig anerkannte Gesamtheit, eine Korporation, ja sogar ein Stand durch Anhängung der Silbe „schaft" bezeichnet wird.

Wenn wir uns nun an die ältesten in deutschen Sprachdenkmälern vorkommenden Zusammensetzungen mit althochdeutschem scaf halten, wie sie Jakob Grimm in seiner deutschen Grammatik (II² 5) zusammengestellt hat, so finden wir durchgehends eine Gemeinschaft gleichgestellter Personen damit bezeichnet. Das Heeresaufgebot erscheint als Heriscaf (multitudo, copiae), und noch im zehnten Jahrhundert ist herscaf nach Grimm immer mit exercitus zu übersetzen und niemals als „Herrschaft" zu verstehen. Er führt auch liutscap im Sinne von natio an;[2]) wir müssen bei dieser später verloren gegangenen Zusammensetzung wohl an virtus im Gesetz des Wamba denken; später ist manscaf im kollektiven Sinne gleich Mannen an seine Stelle getreten. Das Urbild der aus der Volksgesamtheit sich als öffentlich anerkannte Gemeinschaft abhebenden Kollektivgestaltung ist unzweifelhaft das Gefolge der Principes, der comitatus in der Schilderung des Tacitus. Es ist sehr wahrscheinlich, daß man diese Schar, die dem Princeps als consilium simul et auctoritas in den friedlichen Beratungen und bei der Rechtsprechung zur Seite steht und als Vorkämpfer die Feindseligkeiten fremder Stämme besteht, indem sie für den Fürsten streitet, als „Hundertschaft" bezeichnet wurde. Diese, quos ex omni juventute delectos ante aciem locant, werden, wie Tacitus uns sagt, nach der Zahl 100 (centeni) benannt; idque ipsum inter suos vocantur, nämlich ihre „Hundertschaft". Die unmittelbar folgenden Worte et quod primo numerus fuit, jam nomen et honor est legen diese Auslegung doch sehr nahe. Dieses Eintreten der Autorität des Princeps für die politischen Handlungen des Volkes im Frieden, mit der dazu gehörigen Ergänzung des Vorkampfes seiner Gefolgschaft für die Allgemeinheit ist der Grundzug altgermanischer Verfassung in dem meisterhaften Bilde, das Tacitus

[2]) Entsprechend Leodscipe der angelsächsischen Gesetze im Sinne von „Untertanenschaft", „Volk".

Digitized by Google

entworfen hat. So wurde es noch 673 bei den Westgoten in einem der bei Delbrück (II. II. S. 438) publizierten Gesetze als saluberrima intentio actionis vorangestellt, daß in rebus bellicis . . . habilis ad expugnandum maneat fraternitas dilectione retenta. Die ausgewählte Kriegerschar des fürstlichen Gefolges erscheint hier in größeren Staatsgebilden, wo es mit einem Hundert Mannen nicht genug ist, als ständige fraternitas in dem Sinne eines kriegerischen Verbandes gedacht.

Die merkwürdig gewundene, aber keineswegs ungewandte lateinische Ausdrucksweise der erwähnten lex Visig. mag uns auch dazu dienen, um in den Sinn eines anderen uralten Kompositums mit „schaft" Klarheit zu bringen. Grimm führt fiantscaf (Feindschaft) mit der lateinischen Uebersetzung inimicitia auf, womit wir einen sehr abstrakten Begriff zu verbinden gewohnt sind. Wir gehen wohl aber nicht fehl, wenn wir in dem Gesetze des Wamba die Ausdrücke inimicorum adversitas und adversariorum hostilitas als Umschreibungen des germanischen Begriffes auffassen; in wie konkretem Sinne dabei an eine Vielheit von Feinden gedacht ist, erkennen wir aus der grammatikalisch falschen, aber dem Grundbegriff entsprechenden pluralischen Konstruktion: superveniens adversariorum hostilitas aliquid damni vel captivitatis in populos vel provincias regni nostri amodo intulerint. Diesen als ursprünglich anzunehmenden konkreten Begriff nicht eines bloß empfundenen Verhältnisses, sondern eines Zusammenstehens in einer rechtlich anerkannten Gemeinschaft ergibt sich für die komplementären Ausdrücke von Feindschaft und Freundschaft auch aus dem angelsächsischen Texte des Gesetzes VI Aethelstan 7: dyde dǽda se þe dyde, þe úre ealra téonan wræce, þaet we wǽron ealle swa on ánum freondscype swa on ánum feondscype, swa hwæðer hit þonne wære; das übersetzt der Quadripartitus ganz richtig lateinisch: faciat quicunque faciat, qui (!) omnium nostrum molestiam vindicet ut simus unius amicitiae vel unius inimicitiae, also Angehörige eines Freundes- oder eines Feindesverbandes. Liebermann,[8]) der Freundschaft und Feindschaft in abstraktem Sinne gebraucht, ist zu der ungenauen Umschreibung gekommen: „daß wir alle wie in ein[trächtig]er Freundschaft, so unter gleicher Fehde[last] stehen." Bei Wiederherstellung des ursprünglichen der Endsilbe „schaft" eigentümlichen Bedeutung ist die wortgetreue Uebersetzung die angemessenste: „Tu' er irgend welche Taten, und wer sie auch tue; wer unser Aller Schädigung rächt, (für den bestimmen wir) daß wir

[8]) Gesetze der Angelsachsen. S. 177.

Digitized by Google

alle wie in einer Freundschaft so in einer Feindschaft seien, was dann auch widerfahren möge." So ist auch Wirtschaft im Altdeutschen „das Gelage", der Schmaus, die Zechgenossenschaft, also konkret zu fassen wie das angelsächsische gebeorscipe, das Liebermann mit „Biergelage", „Zechgenossenschaft" übersetzt.

Wie sich der kollektive Sinn dieser rein germanischen Endsilbe im Wandel der Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag erhalten hat, erkennen wir z. B. bei der bloßen Aufzählung der in den ältesten Quellen gefundenen Beispiele. Lantscaf (Landschaft) erscheint im Sinne der versammelten Stände und einer juristischen Persönlichkeit ja noch in der Mecklenburgischen Verfassung. Kinôz-scaf und canôz-scaf (Genossenschaft) ist grade in neuester Zeit als Kollektivbegriff für unser Volksleben von größter Bedeutung geworden. Gisella-scaf (societas) hat an Weite und Gegenständlichkeit so sehr gewonnen, daß selbst unsere Soziologen sich mit der schon in der Endsilbe liegenden Definition begnügen; „Gemeinschaft in Wechselwirkung stehender Menschen". Pruodar-scaf (Bruderschaft) und wini-scaf (Bündnis) erscheinen deutlich als konkret gedacht in den ältesten Stellen ihres Vorkommens. Nicht so deutlich ist es, ob trût-scaf mit familia oder, wie Grimm vorzieht, abstrakter mit familiaritas richtig übersetzt wird. Sehr deutlich ist aber das letzte der vor dem zehnten Jahrhundert belegbaren Komposita mit „schaft". Giwizô ist der Zeuge, der Eideshelfer; wenn wir an die wichtige Rolle denken, die das Zusammenstehen der Eideshelfer im altgermanischen Gerichtsverfahren spielte, so wird der konkrete Sinn von giwiz-scaf als „Eidgenoßschaft" uns sofort einleuchten.

Um uns aber die durch die Anhängung der Silbe „schaft" vollzogene ursprüngliche Begriffsbildung völlig klar zu machen, müssen wir auf die negative Seite, auf die Beschränkungen hinweisen, die dabei zu beobachten sind. Schon Weigand hat bemerkt, daß in der alten Sprache die Verbindung von „schaft" mit Substantiven, namentlich mit Personenbezeichnungen die Regel ist und zwar mit dem Singular, wie der Sinn es erklärt; Bruderschaft nicht Brüderschaft, folkscap (altsächsisch) nicht Völkerschaft; daß dagegen Verbindungen mit Adjektiven spärlich sind und, wie wir hinzufügen können, einer späteren Zeit angehören.[4]) Als

[4]) Mit der lateinischen Endsilbe tas, die wir oben herangezogen haben, sind gerade umgekehrt nur wenig Substantive, dagegen zahllose Adjektive verbunden worden. Von substantivischen Verbindunden sind nur civitas, auctoritas, virginitas bemerkbar. Adjektivisch verbundene Bildungen sind zahllos; erwähnt seien majestas, potestas, paupertas, besonders aber Nobilitas, sodalitas und fraternitas.

Digitized by Google

Kollektivbezeichnung für Sachen wie Habschaft, Barschaft, Erbschaft ist das Suffix erst sehr spät zur Anwendung gekommen, wie wir ja auch jetzt noch mit den Bezeichnungen Habe und Erbe ebensoweit kommen wie mit den Kompositis. Doch davon später. Für uns kommen hier zwei andere systematische und lange festgehaltene Zurückhaltungen in Betracht, die den ursprünglichen Begriff ins Licht zu setzen helfen.

Einmal wird die Zusammensetzung nicht angewandt, um etwa eine ganze zu einem öffentlichen Zweck zusammenkommende Gesamtheit von Menschen zu bezeichnen. Dafür bedient sich die alte Sprache des Ausdrucks „Samenung" und später „Gemeine" oder „Gemeinde". Schon in einem apostolischen Glaubensbekenntnis des 8. Jahrhunderts ist sanctorum communio mit wihero kemeinika wiedergegeben. Die Gerichtsversammlung, die ungeboten an der Malstätte zusammenkam, hieß bekanntlich Thing, und nur für den kleinen Kreis, der auf Befehl des Vorstehers noch nachher zusammenblieb, um ihn besonders angehende „Geschäfte" zu erledigen, findet sich die Bezeichnung „Botschaft". Für einen so umfassenden Begriff wie die Gemeinschaft aller Christgläubigen, von der oft die Rede ist, hätte eine Wortbildung mit „schaft" am wenigsten ausgereicht; dafür standen unserer Sprache die weniger spezifizierten Endungen auf „tum" und „heit" zu Gebote (Christentum und Christenheit), während die nur als Minderheiten aufgefaßten Juden und Heiden, mit denen man zu tun hatte, als „Judenschaft" und „Heidenschaft" zusammengefaßt erscheinen.[5]) Es gehört eine Abgrenzung des Personenkreises gegenüber einer umfassenderen und berechtigten Oeffentlichkeit dazu, um für einen Personenkreis die Kollektivbildung mit „schaft" nahezulegen.

Sodann aber dehnte man diese Wortbildung in der alten Sprache nur so weit aus, wie eine in der Oeffentlichkeit als berechtigt anerkannte, eine gerichtsnotorische Gemeinschaft vorlag. Die bloß natürliche Verbindung der Sippe bot keinen Anlaß zu der uns geläufigen Begriffsbestimmung „Verwandtschaft". Selbst die Abstufung des Verwandtschaftsgrades führte nicht auf diese das Ganze zusammenhaltende Bildung; man begnügte sich im Schwabenspiegel mit „sippezal" selbst für

[5]) Die Einschiebung von „en" läßt uns sofort die späte Bildung dieser Komposita erkennen, wie auch bereits übliches „Eidgenoßschaft" in Eidgenossenschaft gedehnt und aus kinôz scaf Genossenschaft wurde. Andere solcher offenbar modernen und „unorganischen" pluralischen Bildungen auf „schaft" sind Burschenschaft, Völkerschaft, Gesellenschaft, Brüderschaft statt Bruderschaft, Nachkommenschaft, Bauernschaft (altd. geburschaft), Witwenschaft, Finkenschaft.

Digitized by Google

die abstraktere Bezeichnung des Verwandtschaftsverhältnisses. Wenn wir jetzt das Wort „Sippschaft" nur in verächtlichem Sinne gebrauchen, so wirkt vielleicht das Gefühl der früheren Ungebräuchlichkeit dieser Analogiebildung mit. Im Angelsächsischen dient der Plural von Mag (= Verwandter) als Bezeichnung der Sippe. Chunescaft im Ahd. ist nur konkret zu fassen: anerkannte Zugehörigkeit zu einem Geschlechte. Aber auch für den Personalbestand des Gesindes gab es keinen Kollektivbegriff auf „schaft" nach Art unseres „Dienerschaft", so nahe doch Dienstmannschaft gelegen hätte. Ebenso hat man „Knechtschaft" und „Gefangenschaft" nicht gebildet, weil die in diesem Begriff zusammengehaltenen Vielheiten im öffentlichen Verfahren nicht auftreten konnten. Aber auch für Handwerkervereinigungen (Innungen) und Handelsgesellschaften hatte die alte Sprache keine Bildungen auf „schaft". Die ältesten kaufmännischen Vereinigungen im germanischen Sprachbereich waren ja keine offenen Handelsgesellschaften, sondern stille Teilnehmerschaften an den Beutezügen über See (den fielag), die zuerst im Norden eine so große Bedeutung gewannen.[6])

Wir glauben es hiermit genügend erläutert zu haben, daß die ursprüngliche Bedeutung öffentlicher Berechtigung und Anerkennung in den Kollektivbezeichnungen auf „schaft" deutlich empfunden wurde und z. T. empfunden wird. Die ursprüngliche Publizität der Malstätte, der gegenüber alles dort nicht Anerkannte als ungültig oder noch unfertig, d. h. noch nicht rechtschaffen (heute würden wir sagen „offiziell nicht vorhanden") erschien, wirkte noch lange fort im Sprachgebrauch der Doppelbildung „schaffen — schöpfen" und ihrer Ableitungen. „Recht schöpfen in dem Streit", das „Urteil schöpfen", der „Schöffe" sind uns noch geläufige Wendungen. „Seinen letzten Willen schaffen" heißt es noch volkstümlich für testamentarisch verfügen. Als der bayerischen Mundart verblieben führt Grimms Wörterbuch an: „einen schaffen", d. h. vor Gericht zitieren, wie sich ein schwacher Rest dieser Vorstellung noch in der Redensart „Jemandem zu schaffen machen" erhalten hat. In seinem Altdeutschen Wörterbuch stellt Wackernagel die Bedeutungen zusammen, die er für „Geschäft" (in den Formen Gescheffede, Geschepfede, Geschefte, Geschaffeda, Geskepfeda) gefunden hat; es sind:

[6]) Aus dem nordischen „felagi" Teilhaber ist bekanntlich das englische Wort fellow entstanden. Pleonastisch ist daraus fellowship in dem jetzt obsoleten Sinne „Teilnehmergesamtheit" und „Schiffsmannschaft" gebildet worden, als im 13. Jhdt. die kollektive Bedeutung des Ausdrucks in Vergessenheit geraten war. (Murray, Dict. Fellowship.)

Digitized by Google

„Geschöpf, Werk; Gestalt; Schöpfung; Beschäftigung, Geschäft; Gewalt, Macht; Letztwillige Verfügung."

Ganz folgerichtig entwickelt sich aus dem Kollektivbegriff für eine Vielheit gleichberechtigter und als solcher öffentlich anerkannter Personen die abstraktere Bedeutung von „Befugnis" für den Kreis der dieser Gesamtheit angehörigen Persönlichkeiten. Es sind namentlich zwei in der höfischen Poesie des Mittelalters sehr viel verwandte Wörter auf „schaft", die eine bequeme Ueberleitung bildeten. „Ritterschaft" ist das eine,[7]) und das überaus häufige „Meisterschaft" das andere. Letzteres verdient besondere Beachtung, weil es an ein lateinisches Lehnwort, magister, das in der Ursprache nur zu magistratus fortgebildet wurde, diese echt germanische Endsilbe setzte. Auch „Meisterschaft" erscheint in dem persönlich kollektiven Sinne von Vorstand, Vorgesetzten, Herren. Daneben aber auch schon früh als Inbegriff der Kunstfertigkeit, des Wissens, der Ueberlegenheit eines Meisters. Im „Armen Heinrich" ist dreimal von der Meisterschaft des Arztes die Rede, auf die der Kranke sein Vertrauen setzt. Befugnis, Betätigung und Würde durchdringen sich in diesen Bezeichnungen eines Standes so eng, daß die Sache von der Person auch begrifflich nicht mehr getrennt wird. Von neueren glücklichen Wortbildungen in diesem doppelten Sinne verdient „Kennerschaft" und vielleicht „Künstlerschaft" hervorgehoben zu werden.

Je mehr sich dieser Sprachgebrauch, der zweierlei zugleich deckte, einbürgerte, um so beliebter wurde die Verwendung der bequemen Endsilbe „schaft" auch für Fälle, wo es sich nur um einen Zustand handelte und wo von der ursprünglichen Bedeutung des Schaffens nichts mehr zu spüren ist. Wenigstens an zwei Beispielen können wir verfolgen, wie sich Wörter auf „schaft" an die Stelle anderer älterer Bildungen setzten oder ihnen einen Teil ihres Sinnes nahmen. In Magetuom und Maituom hatte die alte Sprache eine abstrakte Bezeichnung für Jungfernschaft (auch des Mannes), bis die neue Wortbildung sie verdrängte. Gevencknisse bezeichnete ursprünglich nicht den Ort der Einsperrung, sondern den Zustand, der durch Freiheitsberaubung eintritt; in diesem

[7]) Daß für die Ritterschaft die Befugnis und Befähigung jedes einzelnen Mitgliedes sich von selbst verstand, ist in Hartmanns Iwein deutlich zum Ausdruck gekommen:

„ . . waer ich ritterschefte bî,
waer ich gewâfent unde geritten,
ich kund nâch ritterlichen siten
alsô wol gebâren,
als die ie ritter wâren."

Digitized by Google

Sinne ist „Gefangenschaft“ an die Stelle getreten. In Knechtschaft, Leibeigenschaft, ja auch in Freundschaft und Feindschaft ist der kollektive Begriff, der nach dem älteren Sprachgebrauch mit der Endsilbe verbunden war, völlig verblaßt und nur noch das abstrakte Verhältnis geblieben, während in den Neubildungen Verwandtschaft, Bekanntschaft, Nachkommenschaft, Nachbarschaft und Kundschaft grade das Bedürfnis nach Kollektivbezeichnungen als Ziel vorschwebte.

Nicht nur unmittelbar floß durch diese Verwässerung zum Begriffe eines bloßen Verhältnisses unserem Sprachschatz aus der produktiven Kraft des Volksgeistes eine Reihe von neuen Abstrakten zu, die durch Anhängung der Silbe „schaft“ an Personenbezeichnungen gebildet wurden, wie Mitgliedschaft, Landstandschaft, Vorstandschaft, Urheberschaft, Vaterschaft, Gotteskindschaft. Jetzt lag auch die Möglichkeit vor, diese beliebte Endsilbe durch Anhängung an sachliche Konkreta zu neuen Allgemeinbegriffen nutzbar zu machen, wie in Ortschaft, Dorfschaft, Briefschaft(en), ja in beinahe pleonastischem Sinne in „Körperschaft“. Auch mannigfaltige Objekte erscheinen in ihrer Verschiedenheit deutlich zusammengefaßt in Bildungen wie Erbschaft, Hinterlassenschaft, Habschaft, Pflegschaft, Liegenschaft und (in neuem Sinne) Wirtschaft (= Betriebsganzes), Grafschaft (= Grafentum), Herrschaft (= Dominium) und Gesellschaft (= Sozietät). Nur in sehr geringem Umfange ist diese Weiterbildung auf ship und schap im Englischen und Niederländischen erfolgt. Lordship im Sinne von Dominion war zwar im 16. Jahrhundert gebräuchlich, ist aber wieder durch Estate verdrängt worden; township ist so modernen Gepräges, daß Tocqueville, als er diesen Ausdruck auf die Ortschaften in den Vereinigten Staaten übertrug, die Kritik der Amerikaner herausforderte; stewartship ist gegen Management nicht recht aufgekommen. Im Holländischen gibt es zu Ortschaft, Dorfschaft, Briefschaften keine entsprechenden Bildungen. Statt Körperschaft ist corporatie gebildet worden; in den Weiterbildungen heerschappei und Maatschappei erkennen wir, daß die neue Sinngestaltung, als diese Endsilbe für die Zusammenfassung mannigfaltiger Objekte verwandt wurde, auch in der Form zur Erscheinung kam.

Im Deutschen blieb aber der Trieb abstrakter Begriffsbildung in der Anwendung der Silbe „schaft“ noch weiter lebendig, indem auch die Zusammenfassung von Merkmalen, für die eigentlich die Silben „heit“ und „keit“ schon Verwendung fanden, in diese beliebte Endsilbe hineingetragen wurde. „Wissenheit“ gab es im alten Sprachgut; in der Neuzeit wurde Wissenschaft daraus. Zu Eigenheit wurde Eigentümlich-

Digitized by Google

keit und Eigenschaft in synonymer Bedeutung hinzugefügt. Früher hatte „Eigenschaft", dem älteren Sinn unserer Endsilbe entsprechend, die Gesamtheit der eigenen, d. h. leibeigenen Personen bezeichnet; dann wurde es mit „Eigentum" in der Betonung des Ganzen jemand gehöriger Dinge gleichbedeutend; schließlich bezeichnete es nur noch das Merkmal, das an einem Gegenstande oder einem Menschen haftete, so daß wir Adjectivum mit Eigenschaftswort übersetzen konnten. Namentlich für Zusammensetzungen mit Verbstämmen war damit der Boden bereitet. Machenschaft, Leidenschaft, Errungenschaft, Bereitschaft, Wanderschaft, Schwangerschaft und Herrschaft in einem dritten Sinne (= Verfügungsfähigkeit) mögen als Illustration dienen.

Aber mit dieser immer breiteren und ausgiebigeren Benutzung ging dem deutschen Sprachbildungstrieb in den neueren Jahrhunderten (anders als dem englischen und holländischen) die ältere Verwendungsart für einen Kreis gleichgestellter Personen nicht verloren. In Knappschaft, Pfännerschaft, Huberschaft, dem bayerischen Irlschaft erwiesen das 16. und 17. Jahrhundert ihre Erinnerung an den ursprünglichen Gebrauch dieser Endsilbe, während in England und den Niederlanden diese auf den Personalbestand bezügliche Bedeutung in Vergessenheit geriet. Mit dem Aufkommen der Statistik ergab sich im Deutschen das Wort „Einwohnerschaft" von selbst, dem kein niederländisches oder englisches Aequivalent zur Seite steht. „Korporalschaft" liefert den Beweis, daß auch die Aufnahme von Fremdworten dem alten, bei uns lebendig gebliebenen Sprachgeist die Freude an dieser Zusammensetzung im ursprünglichen Sinne nicht verderben konnte. Sehr erleichtert wurden moderne Wortbildungen durch die Komposita mit „Mann", wie aus den erst dem 18. und 19. Jahrhundert angehörigen Bildungen Landsmannschaft, Kaufmannschaft, Schutzmannschaft deutlich wird. Aber in diesen Kompositionen ist „Mannschaft" als Kollektivbezeichnung der unverkennbare Hauptbegriff, dem wiederum die Endsilbe „schaft" sein Gepräge gibt, während die Bedeutung von „Mann" sich verflüchtigt. So dürfen wir uns gar nicht wundern, wenn ein Sportblatt die Eröffnungsfeier der Olympischen Spiele in London am 12. Juli 1908 beschreibt und mit den Sätzen schließt: „Die Dänen haben eine Damenmannschaft gesandt, die viel Aufsehen erregt. Die hübschen, eleganten Figuren der jungen Däninnen in ihren weißen Kleidern bringen ein lebhaftes Bild in die Mannschaft." Offenbar ist dabei nur an das Kollektivum gedacht, das in „schaft" steckt, und nicht mehr an die einzelnen Mitglieder, auf die das Wort „Mann" nicht paßt. Ganz von selbst kamen

Digitized by Google

Ausdrücke wie Lehrerschaft, Arbeiterschaft, Beamtenschaft, Studentenschaft, Turnerschaft, Burschenschaft, über die Jahn noch als Neuerungen spottete, indem er von den „Schaften" sprach. Als wir von den Engländern die Trade Unions der Workmen übernommen hatten, stellte sich von selbst die schöne Wortbildung „Gewerkschaft" ein. Noch fehlt uns eine solche singularische Zusammensetzung, die sämtliche Angestellte einer Firma anders zusammenfaßt als durch das Fremdwort „Personal". Namentlich für den Kreis der durch unsere soziale Gesetzgebung in einer „Krankenkasse" zusammengefaßten Individuen möchte man sich solch Wort auf „schaft" wünschen.

Als eine bloße Verstärkung des schon in der Endsilbe „schaft" enthaltenen Sachbegriffes ist der Ausdruck „Genossenschaft" anzusehen, der neuerdings in so vielen Zusammensetzungen Verwendung findet. Ein ganz entsprechendes angelsächsisches Wort geferscipe (Gefährtenschaft) hat keine solche Wiederauferstehung gehabt wie das altehrwürdige deutsche genôsschaft.

Daß grade in Deutschland dieser an die älteste Zeit erinnernde Sprachtrieb im 19. Jahrhundert wieder in Bildungen auf „schaft" so lebendig geworden ist, während er in England und den Niederlanden versagte, beruht doch wohl nicht auf Zufall. In der eifrigen Erforschung unserer alten Sprache und Rechtsgebräuche, in der Germanistik im weitesten Sinne hatte er eine Quelle der Wiederbelebung. Die wissenschaftliche Erkenntnis des unser Mittelalter beherrschenden deutsch-rechtlichen Genossenschaftswesens hat auch den rechtsbildenden Trieb in dieser Richtung beeinflußt und in unserer sozialen Gesetzgebung Früchte gezeitigt, die für die Entwicklung unserer Sprache nicht mehr verloren gehen können.

Die Römer haben den Begriff Person in höchster Schärfe gefaßt und das System der persönlichen Rechte ausgebildet. Unsere kleine Sprachstudie kann vielleicht auch als ein dem deutschen Geist genossenschaftlicher Rechtsentwickelung schuldiger Tribut gelten, für den die Endsilbe „schaft" als Symbol dienen mag.

Digitized by Google

Von Schluß und Ende.

Von
Margarete Plath.

Die Andeutung des Schlusses einer literarischen Einheit geschieht in äußerlichster Weise bei mündlicher wie schriftlicher Ueberlieferung durch das bloße Aufhören, das in der schriftlichen Tradition noch durch ein paar einfache Zeichen dem Auge merklich gemacht wird: neben Punkt, Schlußstrich, Schlußvignette, dem Finis oder Ende finden sich die aphoristisch gehaltenen unterschriftsmäßigen Angaben des Namens des Verfassers, der Zeit, des Orts der Abfassung; auch die z. B. in der Bibel häufigen kurzen Prosaunterschriften unter poetische Abschnitte (Hier enden die Reden Hiobs, Hiob 31, 37 — Spruch des Herrn Jahve Zebaoth, Jes. 3, 10) gehören hierher.

Die in die literarische Einheit stilistisch mit einbegriffenen Schlüsse, die stets auch für das Ohr bestimmt sind, zerfallen in nur lose mit der Gesamtkomposition zusammenhängende anorganische Schlüsse und in organische Schlüsse, die einen notwendigen Bestandteil des ästhetischen Ganzen bilden. Beide kommen häufig neben einander vor.

Von den anorganischen Schlüssen zeigen diejenigen den geringsten Zusammenhang mit der Gesamtkomposition, die formelhaft für ganze Gattungen zur Verwendung kommen. Das dixi lateinischer Reden (Cicero in Verrem I), das vale horazischer Episteln, der Lobspruch auf Allah oder Muhamed am Schluß arabischer Erzählungen, das zur Schlußformel gewordene Amen — ursprünglich der Ausdruck der Zustimmung der Gemeinde zu den Worten des Vorbeters — sind hierher zu rechnen. In der alten Kirche war die auch dem Vaterunser angehängte Doxologie: Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit! in einer Reihe von Gemeinden der übliche Schluß liturgischer Gebete.

Digitized by Google

Die formelhaften Schlüsse lateinischer Hymnen hat Wackernagel zusammengestellt (Das deutsche Kirchenlied I). Wie Cato seinen Reden das caeterum censeo, so fügte man in den ersten Jahrzehnten des Christentums, als der Gedanke des nahen Weltendes noch sehr lebendig war, begeisterten Gebeten — z. B. beim Abendmahl — das maranatha (Herr, komm!) hinzu. — Besonders häufig treten formelhafte Schlüsse in der Märchenliteratur auf (vgl. Robert Petsch, formelhafte Schlüsse im Volksmärchen, Berlin 1900, woraus viele der folgenden Beispiele entnommen sind). Oft begnügen sie sich mit der bloßen Betonung des Schlusses: „Vorbei! So geht es mit allen Geschichten!" — „Sieh, das ist die Geschichte!" (Andersen.) Dem niederdeutschen

Snipp, snapp, snuut,
Nu's dei Geschicht ut!

entspricht das südfranzösische:

Drin, dron,
Moun counte es pas pus louong.

In Nordfrankreich sagt man:

J'ai passé par la porte Saint-Denis;
J'ai marché sur la queue d'une souris.
La souris a fait cri cri,
Et mon petit conte est fini.

Hie mit hât ein ende ditze mâere! schließt das Lied von der Rabenschlacht. In Vorarlberg heißt es: Weitera bricht weissi nümma!" und der Italiener sorgt gleich dafür, daß die Unterhaltung trotzdem nicht ausgeht: Dite la vostra, ch'io ho detto la mia! — Der hier schon im Hintergrund liegende Gedanke, daß eine Liebe der andern wert sei, der Erzähler einen Lohn erwarten dürfe, tritt deutlich im russischen Märchen hervor: So, da ist für dich ein Märchen und für mich eine Kruke Butter. Zarter ist die Mahnung eingekleidet, wenn es im Armenischen heißt: Vom Himmel fielen drei Aepfel herab, einer für den Erzähler, der zweite für den, der ihn erzählen ließ (den Bezahler), und der dritte für den Zuhörer. Während — wie Petsch fein bemerkt — der orientalische Märchenerzähler befriedigt ist, wenn man seine Geschichte schön findet (etwaigen Einwendungen kommt er durch die Erklärung zuvor, daß nur Gott allwissend sei — vgl. 1001 Nacht), verlangt der Abendländer auch, daß man ihm glaube. „Sieh, das war eine wahre Geschichte!" (Andersen.) Er beteuert: Und we da lest vertellt hat, den is

Digitized by Google

der Mund noch warm. Andernfalls warnt er ausdrücklich den zu Vertrauensseligen: Et chi leggie, legha questo per favole, ma non per veritade (Biagi, Le Novelle Antiche XXIX). Das Lügenlied bekennt lachend:

Und wenn das nicht die Wahrheit ist,
So ist es doch gelogen.

Wer die Geschichte von der Vogelhochzeit nicht glauben will, wo die Gans der Braut den Kammerwagen führt, der „soll selbst zur Hochzeit kommen" (Liliencron, deutsches Leben im Volkslied). Der Schelm sitzt dem Erzähler im Nacken, wenn er sagt: „Wer's nicht glaubt, bezahlt einen Taler!" oder wenn er fragt: Jack Mondory, du denkst wohl, ich schnurre? (stereotyper Schluß jamaikanischer Negerlegenden, vgl. Aus fremden Zungen, Jahrgang 1907, Heft 5 ff.). — Charakteristisch für viele dieser Schlüsse ist das plötzliche Aufnehmen persönlicher Beziehungen zwischen Erzähler und Hörer oder Leser. Infolge des häufig dabei eintretenden Wechsels von der dritten zur ersten und zweiten Person hebt es den Schluß auch formal vom Vorhergehenden ab und gibt ihm — da persönliche Beziehungen in der Regel stärker wirken als rein sachliche — große Lebendigkeit.

Enger wird die Verbindung des anorganischen Schlusses mit der Gesamtkomposition, wenn er auf deren Inhalt Bezug nimmt. Zunächst steht auch hier die Betonung des Endes im Vordergrund. „Da hatte der Zauberer wie das Märchen ein Ende." Eigentümlich mutet uns Moderne der wuchtige Schluß südländischer Märchen an, wie sie Frobenius (Das Zeitalter des Sonnengottes, Berlin 1904) gesammelt hat: „Und damit ist es fertig: ja die Geschichte von Kamakajaku ist fertig." Hie hât daz maer ein ende: ditze ist der Nibelunge Not. Aehnlich — wie eine nachgesetzte Ueberschrift — wirkt der Schluß der Schöpfungsgeschichte: „Das ist die Entstehung des Himmels und der Erde, als sie geschaffen wurden" (1. Mose 2, 4; vgl. die Ueberschrift 5, 1). Viele solche Schlüsse erhalten durch ihre lapidare urkundenartige Form, die mit dem ausgeführten flüssigen Stil der literarischen Einheit an sich kontrastiert, einen hohen Grad von Feierlichkeit, eine gewisse Monumentalität: sie wirken wie die Unterschrift eines Bildes, die Legende eines Denkmals. Dagegen sind die gereimten formelhaften Schlüsse, die mit Worten und Klängen spielen (Drin, dron usw. S. 357) einem zierlichen übermütigen Schnörkel vergleichbar. — Mit der Bezugnahme auf den Inhalt der Gesamtkomposition verbindet sich statt der Schluß-

Digitized by Google

betonung auch häufig die schon bei den formelhaften Schlüssen erwähnte Aufnahme persönlicher Beziehungen zum Hörer und Leser. „Und du, gebildeter Leser, denke über diese anmutige Geschichte nach; du findest manches Schöne darin" (1001 Nacht, Geschichte Haruns mit dem Kadhi Abu Jusuf). „Und wenn er durchzieht, stehen wir Und sehn ihn an und frieren" (Claudius, Winterlied). Bei Märchen, die mit einem prächtigen Feste enden, heißt es: „Der's erzählt, wollt, er wär auch auf der Hochzeit gewesen." — „Nur dich und mich haben sie wahrscheinlich einzuladen vergessen, sonst hätten wir selbst da das Leben gesehn." Die Decameroneerzähler schließen mit dem Wunsch: „Gott schenke uns auch solch Liebesglück!" oder „Gott lasse uns unserer Liebe froh werden." Die Optimisten rühmen: „So lebten sie gar schön und wir noch schöner!" (griechisch) — und die Pessimisten klagen:

Diese lebten und genossen,
Und wir bleiben wie ausgelöschte Feuer!

(albanesisch-sizilianisch, vgl. Petsch S. 80).

In dem littauischen Märchen, das von einem erzählt, der der Vogelsprache kundig war, fordert der Erzähler den Hörer zum Selbstreden heraus, wenn er ihn schließlich fragt: Verstehst du der Vöglein Sprache? Und in den reizenden Rückertschen Kinderliedern Vom Bäumlein, das andre Blätter hat gewollt, Vom Büblein, das überall hat mitgenommen sein wollen, haben wir ein wirkliches Gespräch zum Schluß: Das Kind fragt: Ist denn das Büblein gestorben? Antwort: Nein! es zappelt ja noch! Morgen gehn wir 'naus und tun's 'runter. — Auch persönliche Beziehungen zwischen dem Erzähler und seinen Helden treten zum Schluß hervor:

Er nam sie bei irer schneeweissen hand
Nach aller beizer weise,
Er führt sie in ir vaterland.
Vil glück auf ire reise!

(Uhland, Volkslieder.)

Mit dem Erzähler vereinen sich die Zuhörer zu einem Gebet für den Helden: „Wir wollen zu Gott dem Herrn und zu Maria, Gottes Mutter, für den Gerichteten beten, da er den Martertod schuldlos litt" (Antwerpner Liederbuch 23). In dramatischen Gedichten knüpfen die Helden selber Beziehungen zum Publikum an, so die heiligen drei Könige, die das Christkind suchen:

Digitized by Google

Da wir nun hier schöne Herrn und Fraun,
Aber keine Ochsen und Esel schaun,
So sind wir nicht am rechten Ort
Und ziehen unseres Weges weiter fort.

(Goethe, Epiphaniaslied.)

Selbständige literarische Einheiten entstehen durch das Aufnehmen persönlicher Beziehungen in den Epilogen dramatischer Werke und Schlußstücken von Sammlungen; von diesen wird später die Rede sein.

Am häufigsten treten die anorganischen Schlüsse in der Form auf, daß nach Abrundung des ästhetischen Ganzen noch irgend eine rein sachliche Notiz zugegeben wird. Diese bezieht sich entweder auf die Darstellung des Stoffes oder auf diesen selbst. Zur ersten Gruppe gehören die formal in das Ganze einbegriffenen Angaben über Ort, Zeit, Urheber der Abfassung, Beliebtheit der Erzählung u. s. w. Jetzt in Brundusium endet das lange Gedicht und die Reise (Horaz). So spricht Hans Sachs von Nürenberg (Hofgesinde der Venus).

Wer hat dies Liedlein denn erdacht?
Es haben's drei Husaren gemacht.
Unter Seydlitz sind sie gewesen,
Sind auch bei Prag selbst mitgewesen. (Wunderhorn.)

Das Zusammenwirken mehrerer Verfasser, deren Heimat oder Stand angegeben wird, während der Name verschwiegen bleibt (zween Schwyzerknaben — drei Fürsten, zwei Reuter, der Zeltner und sein Knecht, zwei Kramerjungen), ist für das Volkslied charakteristisch (vgl. hierzu und zum folgenden Böckel, Psychologie der Volksdichtung, Leipzig 1906, sowie Uhland, Deutsche Volkslieder; Liliencron, Deutsches Leben im Volkslied um 1530; Kopp, Die Lieder der Heidelberger Handschrift Pal. 343.) Auch ein einzelner bekennt sich gelegentlich als Sänger:

Ein Füsilier von Dreiundachtzig
Hat dies neue Lied erdacht sich.

Einer „darf sich nicht nennen von wegen seiner stat", verrät uns aber doch, daß er von Adel sei. Der lustige Student, der die Bauern verspottet, gibt ihnen auf, zu raten, wer er sei. Anonym bleibt für uns auch der Sänger, der uns als „ich" gegenübertritt. Spätere verschweigen ihren Namen nicht.

Und wer ist, der das Liedlein sang?
Ein freier Müller ist er genannt;
Mit Namen heißt er Hans Ziller.

Digitized by Google

Auch Frauen geben sich als Verfasser zu erkennen, sogar bei politischen Liedern. Ein Sang über den gewaltsamen Tod eines Schweizer Truppenführers schließt:

Dis lied ist uns entsprungen,
gesungen und auch gemacht
von einem tochterlin junge;
es hat es wol bedacht,
wie wol es jungen joren ist.

Gelegentlich erfahren wir, wo das Lied entstanden ist.

Zu Leipzig auf dem harten Pflasterstein,
da ist das Lied gemachet.

Ins Gefängnis führt uns der Sang von der italienischen Kindsmörderin:

Und wer hat dieses Lied erdacht?
Die schöne Mariulin am Feiertage,
Mit einer Kett' am Fuß,
Das Kopfweh macht ihr Plage.

Lustiger ist der Reihen, den die zwei Hauer zu Freiberg sangen — sangen sie ihn doch

Bei Met und külem Wein;
Dabei da ist gesessen
Der Wirtin Töchterlein.

Bis ins einzelne malt Baumbach die Situation aus:

Der dies neue Lied erdacht,
Sang's in einer Sommernacht
Lustig in die Winde.
Vor ihm stund ein volles Glas,
Neben ihm Frau Wirtin saß
Unter der blühenden Linde.

Die Betonung, daß das Lied neu sei, ist häufig. Ihre eigentliche Stelle ist der Anfang des Liedes, wo sie bestimmt ist, die Aufmerksamkeit der Zuhörer zu gewinnen. Besonderen Wert hat das Lied natürlich, wenn der Sänger Augenzeuge des Berichteten ist. Als solchen führt sich der Dichter eines 1620 entstandenen Liedes ein:

Wer ist's, der uns das Liedlein sang,
So frei gesungen hat?
Das tät ein ehrlich Ritter,

Digitized by Google

Sah des jungen Soldaten Tod
Und half ihm auch zum Grab.

Der Sänger des Egmontliedes kann sich sogar rühmen, daß er beinah mit gehängt worden wäre. Andre begnügen sich mit der Ehre, ein älteres Gedicht „korrigiert" oder „gericht" zu haben, so Jorg Daypach, der die auch auf Karls des Großen Namen umgehende Barbarossasage auf Karl V. deutete. — Nicht der Drang, Erlebtes zu gestalten, sondern moralische Bedürfnisse öffnen einem andern die Lippen:

Der uns das liedlein neus gesang,
die grechtikait in darzu zwang,
er must der Welt verkünden:
Kunz Schott fürt kein kristlich leben,
leit stätiklich in sünden.

Gewidmet wird das Lied meist der Liebsten:

Der dieses ledeken hat erdacht,
de hefft it der lefde to eren gemacht,
von gold schenkt se em davor dre rosen.

Es soll sie trösten, wenn der Liebste fern ist:

Das liedt will ich dir schenkhen,
darbey soltu meiner gedenkhen
wan ich nit bey dir bin.

Ein weiteres Herz hat der Knabe, der seinen Reihen singt

zu Trost der Liebsten mein
und allen schönen Jungfräulein fein.

„Aim weisen Rat zu Nürnberg in der Stat" schenkt Hans Kugler sein Lied. Er mag mit dieser Widmung ähnliche Zwecke verfolgt haben, wie Walther von der Vogelweide, der sein Lob auf die milte des fürsten ûz Österrîche schließt:

hie bî sî er an mich gemant.

(Bartsch S. 185.)

Seinem Fürsten hochgeborn weiht auch Hans Umperlin seinen Sang:

er hat zwelf lebendige Kind
und seind die sibne klain,
darzu hat er gar wenig Korn.

Ein Augsburger schenkt sein Gedicht dem „hailgen Reich". Auf himmlischen Lohn hofft, wer „Gott und Marey" zu Lobe singt. — Die

Digitized by Google

Bitte um einen greifbaren Lohn wird auch den Zuhörern gegenüber verblümt und unverblümt ausgesprochen. Der Sänger betet am Schluß für sein irdisches und ewiges Heil oder wünscht sich wenigstens „ein fein gut Jahr". Einer klagt den Mägdlein, daß ihm die Saiten zersprungen sind. Der Durstige „trinkt viel lieber kühlen Wein als Wasser aus der Tonnen". Den andern plagt der Hunger; er hätte gern ein paar Kreuzer,

die hat er bald verzert
in wildpret, fisch und hasen.

Wie trügerisch solche Hoffnungen oft waren, zeigt die höhnische Antwort, die dem „liedlyndichter zart" nur „ein Dreck uf dnasen und dry in Knebelbart" verheißt. Mehr Glück hat der „berühmte Musikus" Grünenwald, den beim Reichstag zu Augsburg der Wirt Zechschulden halber nicht ziehn lassen will. Er bringt seine Not in Verse, läßt dem Wirt seinen Mantel zum Pfand und singt das Lied dem reichen Fugger vor, der ihn auslöst und noch reich beschenkt. Hier ist die Schilderung der Entstehung und Wirkung des Sanges zu einer das Gedicht umschließenden ausführlichen Prosaerzählung geworden. — Freigebige Zuhörer mögen es wohl in der Regel gewesen sein, denen der Sänger zum Schluß vertraut, er singe „das und noch viel mehr". Von Peter Unverdorben aber, der im Turm zu Nürnberg der Welt sein Abschiedslied sang, heißt es:

er sang uns das und kaines me,
und sölt er leben er sunges me;
also schied er von hinnen.

Häufig sucht der Dichter durch eine kurze Notiz über seine Person die Teilnahme seiner Zuhörer noch zu steigern. Die Liebe und der Krieg spielen bei den Landsknechten die Hauptrolle. Der eine rühmt:

Der uns diß liedlein neuw gesang . . .
er get zu Lüneburg auß und ein
bei der herzallerliebsten sein,
er bleibt wol unverdrungen.

Nicht jedem lächelt das Glück so stetig:

Der diß lied new gesungen hat
durch lieb kam er in große not,
er ist gar kaum entrunnen,
die maid hat er gewunnen.

Digitized by Google

Ein „stolzer Schreiber“ muß sogar bekennen: „ein reuter hat inn verdrungen“. Der Grund, warum es einem tapferen Zecher nicht besser geht, mag wohl öfter im Spiel gewesen sein:

Von der bulschafft ist ehr verdrungen,
das macht: ehr hatt kein gelt,
sein hout zerhauwen, sein mantell nitt guett,
sein wambis ist ime zerrissen gar,
das ehr zu dem bruns megdlein nicht komen darf.

Weniger Abwechslung bieten die kriegerischen Notizen: der eine war dreimal in Frankreich, der andre in Ungerland, ein dritter „ist sich bey siben veldtschlecht gewest“ und doch auch — wie die andern ausdrücklich betonen — „allzeit wieder kommen“.

Die Sänger selbst sind mit ihren künstlerischen Leistungen in der Regel sehr zufrieden:

Ein freier knab ist er genannt,
hat es so wol gesungen.

Eine höfliche Form ist es wohl nur, wenn einer die Möglichkeit ins Auge faßt, daß es ihm „etwan mißlungen“ sei, oder bescheiden die Zuhörer bittet, „keinen Verdruß daran zu haben“. Auf Widerspruch hat sicher auch der Krieger gut gerechnet, der sein frisches Liedlein schließt:

Dem ist nit wol gelungen.

Mehr Wahrheit mag gelegentlich schon in der Behauptung liegen, daß das Lied nicht jedermann gefalle. Der Sänger von Sickingens Belagerung in Landstul hört deshalb lieber auf. Ein anderer hat selber genug von seinem Sang:

Mich verdreußt weiter zu schreiben,
es möcht sich einreißen zu weit.
Den verstendigen ists gesagt,
den andern frag ich nichts nach.

Die Untreue rings auf der Welt schließt dem den Mund, der um sein verlornes Lieb trauert:

Und wer mir trauern helfen will,
der heb ein finger auf! —
Ich sehe vil finger und wenig trew,
drumb so hör ich singens auf.

Digitized by Google

Ein andrer hört auf, um lieber nach hause zu gehn, weil ihm vom guten Wein „der Schädel kracht“. Als letzter Gruß wird dem Lieb die gute Nacht gewünscht, den Jungfräulein, daß Gott ihre Ehre behüten möge. Sehr unvermutet ist der Uebergang, wenn ein Raubritter, der eben bekannt hat, daß er einem reichen Bauern auflauere, plötzlich schließt:

Gott grüß dich schönes Jungfräulein,
Gott grüß dein Mündelein rot.

Der Abschiedsgruß an den Wirt heißt:

morgen wöl wirs gloch zalen.

Ab und zu findet sich am Schluß die Aufforderung, das Lied weiter zu singen:

Hört zu, ir frawen und ir man!
wer diſes liedlein singen kan
der sing es gott zu er all tag
auf daß sein sel bleib one klag!

Im Soldatenlied heißt es:

Drum, ihr frischen blauen Jungen,
Lustig darauf losgesungen!
Denn wir waren auch dabei.

Auf die Wichtigkeit des Erzählten macht das Märchen ausdrücklich aufmerksam: „Das ist ein sonderbares und höchst merkwürdiges Ereignis“ (1001 Nacht, die Frau mit dem Bären). — „Das ist die erste öffentliche Handlung des Propheten Daniel“ (die tugendhafte Frau, vgl. Ev. Joh. 2, 11). Der Schluß von Calderons „Für heimliche Beleidigung heimliche Rache“ rühmt:

Würdiger, bemerkt zu werden,
Preisen keinen Fall die Alten.

Noch häufiger wird der große Eindruck des Erzählten betont. Eine arabische Lügengeschichte ergötzte Harun al Raschid so sehr, „daß er vor Lachen auf den Rücken fiel und den Erzähler reichlich beschenkte“. „Die Geschichte mundete den Zuhörern noch besser als alles, was sie an dem Morgen zu essen bekamen“ (Sacchetti, le Novelle, 124). Bei Johannis Geburt heißt es: „Diese Geschichte ward ruchbar auf dem ganzen jüdischen Gebirge, und alle, die es hörten, nahmen es zu Herzen und sprachen: Was, meinest du, will aus dem Kindlein werden?“ Das norwegische Märchen rühmt: „Es war eine Hochzeit, daß man sich in

Digitized by Google

zwölf Königreichen davon zu erzählen hatte." — „Man erzählt es noch heute, wie fröhlich es dabei zugegangen sei" (Welschtirol). In 1001 Nacht gibt der Kalif am Schluß einer Geschichte den Befehl, die wunderbaren Abenteuer aufzuschreiben und das Buch in seinem Archiv aufzubewahren (vgl. 2. Mose 17, 14). Für die Apokalypsen ist der Befehl charakteristisch, die Schrift bis zur Endzeit zu versiegeln (Dan. 12, 4; vgl. Off. Joh. 22, 10). Die Johannisapokalypse warnt am Schluß: So jemand dazu setzet, so wird Gott auf ihn die Plagen bringen, die in diesem Buch beschrieben stehn. Und wenn einer wegnimmt von den Worten des Buchs dieser Prophetie, so wird Gott seinen Anteil von dem Baume des Lebens und der heiligen Stadt wegnehmen, die in diesem Buche beschrieben sind (22, 18—19).[1]) Auch die ausdrückliche Kritik kommt zu Worte: die 70. Novelle Sacchettis betont am Schluß, die Geschichte sei schon von einem andern Verfasser erzählt, oder unrichtig (vgl. den Anfang des Lukas-Evangeliums).

Häufiger als auf die Darstellung bezieht sich der Zusatz auf den Stoff selbst. Eine Variante bringt die Erzählung vom Gemsjäger aus Grimms deutschen Sagen: Andere erzählen, es habe der Jäger dem Zwerg ein Gamskäslein geschenkt, an dem er wohl sein Lebetag hätte genug haben mögen, er es aber unvorsichtig einmal aufgegessen oder ein unkundiger Gast ihm den Rest verschlungen. Aus Armut habe er demnach wieder die Gemsjagd unternommen und sei von dem Zwerg in die Fluh gestürzt worden. — Gern wird die Quelle angegeben. „Ich, der ich die Geschichte erzähle, habe sie von den Sperlingen gehört. — (Anderſen).

„So", schwur mir ein Maurer, „so ist es geschehn!"
Allein er verbot mir den Namen.
Gott laß es dem Edlen doch wohl ergehn.
Das bitt ich herzinniglich. Amen.

(Bürger, Die Kuh.)

Besonders häufig betont man, daß das Berichtete noch für die Gegenwart in irgendwelcher Weise Bedeutung hat. Scherzhaft heißt es im Märchen: Sie aßen und tranken bis zum heutigen Tage. — Und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie heute noch. — Und wenn't sick noch ni dot lopen hatt, heißt es von einem Pferde im Dithmarsischen,

[1]) Vgl. die Flüche, mit denen die mittelalterlichen Abschreiber am Schluß Diebe zu schrecken suchen: Wattenbach, Das Schriftwesen im Mittelalter. Leipzig 1875. S. 443 ff.

Digitized by Google

löppt det noch. — Wie hier die Phantasiewelt des Märchens mit der realen Welt in Beziehung gesetzt wird, so wird auch sonst dem ästhetischen Stoff dadurch zu einer größeren Widerstandskraft verholfen, daß man ihn mit geschichtlichen Personen, Ereignissen, Zuständen, bestimmten Orten in Verbindung setzt, ihn an ihnen gleichsam verankert. Vom Idyllischen geht man zum Historischen, vom ästhetisch Erfreuenden zum Wissenswerten, Interessanten über: es ist eine Zugabe für ernsthafte Leute — bisweilen auch für Philister, denen das Aesthetische an sich noch nicht vollwertig erscheint. Der Ruthgeschichte ist ein Stammbaum zugefügt, der die fromme Moabitin als Urahne Davids erweisen soll. „Sie wurde später die Gattin eines Prinzen, der sie zur Königin erhob" (Frobenius I, S. 148). „Der Lindenbaum stand bis ins Jahr 1638, wo er Alters halben umgehauen werden mußte". Besonders ätiologische Sagen enden gern mit solchen Schlüssen: „Die Notburgahöhle, gemeiniglich Jungfernhöhle genannt, ist noch zu sehn und jedem Kind bekannt." — „Die Geschichte ward zum ewigen Andenken in Stein gehauen und ist noch am heutigen Tage in der Dreifaltigkeitskirche zu Reichenau in Böhmen zu sehen" (Grimm, deutsche Sagen).

Und weil das Tal ersungen,
So heißt es Singental. (Uhland.)

Auch die Bemerkung, daß infolge des Berichteten eine Sitte, eine Redensart, ein Lied entstanden sei, findet sich mehrfach.

Und zu Ehren des Mirakel
Ist nun jährlich ein Spektakel.
Kennt ihr nicht das Kirschenfest?

(vgl. das Klagelied der israelitischen Jungfraun, Richt. 10, 40). Die Entstehung der Redensart: Gehört Saul auch zu den Propheten? wird 1. Sam. 10, 11 und 19, 24 an zwei verschiedene Geschichten geknüpft. „Daher singen die Spruchdichter: Kommt nach Hesbon! Aufgebaut und befestigt werde die Stadt Sihons!" (4. Mose 21, 27.) — Am häufigsten aber kommt am Schluß die Moral zu Worte, die ja immer und überall von aktueller Bedeutung ist.

Trau nicht auf deinen Tressenhut,
Noch auf den Klunker dran;
Ein großes Maul es auch nicht tut;
Das lern vom langen Mann.
Und von dem kleinen lerne wohl,
Wie man mit Ehren fechten soll.

Digitized by Google

Mit einer Nutzanwendung schließt Kopisch:

Ein kluger Mann hieraus ersicht,
Daß Weinsgenuß ihm schadet nicht,
Und item, daß ein guter Christ
In Wein niemalen Wasser gießt,
Dieweil darin ersäufet sind
All sündhaft Vieh und Menschenkind.

Der höfliche Italiener überläßt es seinen klugen Zuhörerinnen, selbst die Nutzanwendung zu machen: „Und das alles wäre nicht geschehn, wenn die Dame sich mit ihren häuslichen Pflichten beschäftigt hätte, statt ans Fenster zu treten" (Biagi, Novelle Antiche CXL). Zu wahren Predigten wachsen sich die „Beschlüsse" Hans Sachsscher Fabeln aus (Sanct Peter mit der geiß, Fabel der zweier meus). Bibelworte finden natürlich besonders reichliche Verwendung.

Als eine Art anorganischen Schlusses empfindet man bei Perlenschnur- und Rahmenerzählungen (Decamerone, 1001 Nacht — Andersens Fliedermütterchen, Graf von Habsburg) die Rückkehr aus der Phantasiewelt der eingefügten Erzählungen zu den relativ realen der verbindenden oder umschließenden Erzählung. Das Interesse muß naturgemäß zunächst mehr auf den Perlen und dem Bilde, als auf der Schnur und dem Rahmen ruhn; würden die Einfügungen doch sonst als störende Retardationen empfunden werden. Der Schluß gestattet im Interesse eines wirkungsvollen Abschlusses des Ganzen eine starke Teilnahme für die umschließende Erzählung (vgl. Keller, Sinngedicht). — Die eingefügten Erzählungen selbst zeigen wieder anorganische Schlüsse in Form von Verweisungen auf folgende oder vorhergehende Geschichten, die natürlich auch bei schlichten Novellensammlungen ohne verbindende Erzählung vorkommen: „wie in der nächsten Novelle erzählt werden wird" — „wie ihr gehört habt" (Sacchetti, le Novelle 85, 191; 9, 16). In 1001 Nacht wird das Ebenerzählte gern auf Kosten des Folgenden herabgesetzt: „Das ist alles, was ich von dieser Geschichte gehört. Doch was ist das im Vergleich zur Geschichte des Abul Hasan." Oder eine Reihe von Erzählungen wird dadurch verbunden, daß immer ein neuer Erzähler den andern zu überbieten sucht (Geschichte des Buckligen). — Der Märchenkranz von König Kalab und seinem Vezier Schimas besteht aus sechzehn Geschichten, die einer fortlaufenden siebzehnten eingefügt sind und stets durch eine Anspielung auf ihren Inhalt hervorgelockt werden: „Mir geht es mit euch wie dem Rebhuhn mit den

Digitized by Google

Schildkröten. Da fragten die Frauen: Was war das für eine Geschichte? Darauf erzählte der König — die Geschichte des Rebhuhns mit den Schildkröten." Die Verweisung auf das Folgende ist auch als Kapitelschluß häufig (vgl. W. Raabe, Zum Wilden Mann, 11. Kap.). Verweisungen auf fingierte Fortsetzungen bringt das Märchen: „So, das ist die Geschichte vom Ole Luck-Oie; nun mag er dir selbst diesen Abend mehr erzählen" (Andersen). Sehr häufig sind die Verweisungen auf spätere fingierte Aussprache über das Ebenerlebte bei Shakspere, sie bestärken uns in der Illusion, daß die Menschen, an deren Schicksal wir teilgenommen haben, als reale Gestalten auch außerhalb der Bühne weiter leben und handeln.

Myself will straight aboard and, to the state,
This heavy act with heavy heart relate.

(Schluß des Othello, ähnlich Wintermärchen, Romeo und Julia, Zwei Edlen von Verona.) Auch bei Shakspereschen Aktschlüssen findet sich diese Form oft; da stets alle Spieler am Schluß die Bühne verlassen, ist sie als Motivierung des Abganges bequem.

Die zu selbständigen Einheiten gewordenen anorganischen Schlüsse — die Epiloge dramatischer Werke und die Schlußgedichte von Sammlungen — haben in der Regel die Anknüpfung persönlicher Beziehungen zum Hörer oder Leser als Inhalt. Für das Nachwort einer Gedichtsammlung ist Schillers „Abschied vom Leser" typisch: der Dichter wirbt um einen freundlichen Abschiedsgruß von denen, die ihm bis zum Schluß treu gefolgt sind; er hofft ihn um so eher zu erhalten, als seine Schöpfungen ja keinen Anspruch auf ewige Dauer machen, sondern den Blüten gleichen, die der Lenz bringt und vergehn läßt. — Auch der Dichter selbst gleicht nur der Welle im Strom: „Ich bin ein Pilger und ein Wandersmann!" klingt es durch K. F. Meyers Schlußgedicht. — Lebensfreude und Schaffensdrang spricht aus Goethes Epilog zum Divan: er sendet seine Lieder aus, das Herz seines Volkes zu gewinnen, und hofft, aus Paradiesesweiten,

Wo das Schöne, stets das Neue,
Immer wächst nach allen Seiten,

einst neue Schätze spenden zu können. — Sehr wirksam durch die lebendige Personifikation ist das Schlußgedicht des Horaz zum ersten Buch seiner Briefe. Er gibt dem ungeduldigen Büchlein die Erlaubnis auszufliegen — wer weiß, ob ihm die Freiheit behagt! Es mag wohl Freunde in Rom finden, so lange es noch jung ist; veraltet es, so

Digitized by Google

werden es die Motten fressen oder es muß nach barbarischen Gegenden wie Utica und Flerda auswandern — am Ende buchstabieren noch gar die Schulkinder an ihm herum! Sollte günstiges Geschick ihm aber einst einen größeren Freundeskreis gönnen, so möge es diesem von dem trotz seiner bescheidenen Herkunft hochstrebenden Dichter erzählen:

> . . . wie den Ersten der Stadt im Feld und daheim ich gefallen,
> Klein und schmächtig an Wuchs, vor der Zeit grau, Freund der Besonnung,
> Rasch auffahrend in Zorn, doch bald zu besänftigen wieder.
> Wenn dich vielleicht jemand, wie hoch mein Alter, befraget,
> Wiss' er, daß viermal elf der Dezembermond' ich verlebte,
> Als in des Lollius Jahr sich Lepidus fügte der Konsul.

Auch Martials Büchlein hat es satt, im Schrank zu schlummern oder sich von der Feile und dem strengen Rohr seines Herrn noch weiter quälen zu lassen, und so ruft ihm der Dichter, da alle Warnungen vor dem bösen Publikum nichts helfen, schließlich zu:

> Leichtsinnig Ding, so magst du denn entfliehen,
> Entfliehn dem Schrank, doch laß dir nochmals sagen:
> Viel sichrer, Büchlein, wareſt du darin.

Der als anorganischer Schluß auftretende dramatische Epilog ist für die mittelalterliche Bühne typisch. Bei Hans Sachs ist er häufig das Gegenstück zum Prolog; beide Teile sind meist dem „Herold" in den Mund gelegt. Der Epilog gibt in der Regel die Nutzanwendung der vorgeführten Historie, wobei Eltern und Kinder, Männer und Frauen je ihre besondere, wohl numerierte Ermahnung erhalten (vgl. Die geduldige und gehorsame Markgräfin Griseldis; Von der Lisbetha, eines Kaufherrn Tochter). Gelegentlich wird die Quelle angegeben (Griseldis); in der Regel steht sie im Prolog. Einen Abschiedswunsch des Dichters bringen immer die letzten Zeilen: das stereotype „wünscht Hans Sachs", mit dem sich der Dichter auch in Stücken ohne Epilog von seinen Hörern verabschiedet und das er Weiblein so gut wie Männlein in den Mund legt (z. B. der Gevatterin im Bösen Rauch).

Von den Dramen Shaksperes zeigt Heinrich VIII. die verhältnismäßig strengste Durchbildung eines anorganischen Schlusses. Das Stück schließt mit dem Epilog des Chorus, der auch am Anfang jedes Akts das Wort an das Publikum richtet. Als Vertreter des Dichters, beziehungsweise des Theaterleiters, spielt er eine selbständige, durch das ganze Stück festgehaltene Rolle. Was er zum Schluß spricht, ist freilich

Digitized by Google

ganz konventionell: er wirbt um den Beifall der Damen, der den der Herren sicherlich nach sich ziehen werde. — Aehnlich ist inbetreff des Epilogs die Komposition des eine Zeitlang Shakspere fälschlich zugeschriebenen und unter seine Werke aufgenommenen Perikles. In dem stark archaisierenden Stück tritt als Impresario der altenglische Dichter Gower, ein Zeitgenosse Chaucers, auf. Er erscheint zu Anfang jedes Akts, als Erklärer mimischer Zwischenspiele auch innerhalb der Akte, und gibt im Epilog außer dem üblichen Abschiedsgruß an das Publikum den Hinweis auf das, was man aus dem Schicksal der handelnden Personen lernen könne. Daß von einer Geschlossenheit der dramatischen Komposition bei einem so starken Hervortreten von Mittelspersonen nicht die Rede sein kann, liegt auf der Hand. — Im zweiten Teil von Shaksperes Heinrich IV. wird der witzelnde Epilog einem Tänzer, der im Stück selbst keine Rolle spielt, in den Mund gelegt. Er ist ohne Beziehung auf den von der Fama gesprochenen Prolog und enthält außer dem üblichen Werben um Beifall das Versprechen einer Fortsetzung der Geschichte. Eine der handelnden Personen selbst finden wir als Sprecher des Epilogs in Wie es euch gefällt! und im Sturm. Im ersten Stück scherzt Rosalinde vor ihrer Beifallswerbung über den Epilog: ein gutgespieltes Stück brauche ihn nicht, und doch sei er eine Zierde eines guten Stückes, wenn er selber gut sei — was leider beides hier nicht zutreffe. Durch abweichendes Versmaß von dem eigentlichen Drama geschieden ist Prosperos wirkungsvoller Epilog im Sturm. Flehentlich bittet er die Zuschauer, ihm zur Heimkehr von der wüsten Insel zu verhelfen, da seine Zaubermacht zu Ende sei: er zieht also die Zuhörer gleichsam in den Kreis der handelnden Personen hinein. Bis an die Grenze des Möglichen ist in dieser Beziehung Tieck gegangen: im Gestiefelten Kater spielen nicht bloß im Epilog, sondern im ganzen Stück Publikum, Dichter und Schauspieler bunt durcheinander. Wo der selbständige Epilog fehlt, haben wir oft einen kurzen Abschiedsgruß des zuletzt redenden Schauspielers: ein Werben um Beifall, die Bitte um Nachsicht, das Versprechen, es ein anderes Mal besser zu machen, auch die Versicherung, daß sich das Dargestellte wirklich zugetragen habe (Calderon, Für heimliche Beleidigung heimliche Rache).

Die Unart des Postskriptums ist auch in die Literatur eingedrungen. Die Satire hat sich seiner bemächtigt. Im Postskriptum zeigen die Herren und Damen Rabeners ihr wahres Gesicht, das sie in den höflich gesetzten langen Episteln mit möglichster Geschicklichkeit unter einer Larve verborgen gehalten haben (Satirische Briefe: Schreiben

Digitized by Google

einer Priesterwitwe an den Kandidaten). Auch Horaz hat das Postskriptum nicht verschmäht: Hurtig, o Knab, und schreibe mir dies noch unter das Blättlein (Satire über Lucillus). — Nachschriften in Form von belehrenden und ermahnenden Glossen, meist wohl von späteren Lesern nachgetragen, sind in der Bibel häufig (vgl. Richt. 21, 25, Pred. Sal. 12, 9 ff.).

Unorganisch ist endlich das Schlußmotiv einer Reihe meist sehr lockerer Kompositionen zu nennen, deren Aufhören durch rein formale Gründe bedingt ist. In fünf Strophen, von denen jede einen der fünf Vokale in alphabetischer Reihenfolge als Endreim durchführt, bittet Walther von der Vogelweide um des Sommers Wiederkehr (Bartsch S. 8). Ebenso ist ein Kirchenlied gebaut: Quinque sunt vocales a e i o u (Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied II, 346). Der Zeilenanfang ist bestimmend für das Aufhören in Akrostichen und alphabetischen Liedern. In den Zeilen- beziehungsweise Strophenanfängen verraten uns die Dichter den eigenen Namen (Adam von Fulda, Kopp. S. 116), den man gelegentlich auch von rückwärts lesen muß (Centurio Sirutschko, Wack. IV 627) oder den der verehrten Frau (Katarin, Kopp. S. 183). Besondere Vorliebe für Akrostichen zeigt Heinrich von Laufenberg (Wack. II 737—741): das eine ergibt: Heinricus hat dir dis gedicht, Maria mahd versmah es niht! das andere: Margaret min gesel. Wie gut sich Scherz und Ernst bei ihm vertragen, zeigt das fromme Lied Maria hilf! mit dem Akrostichon:

Frow Margaret nim hin von mir
ein vasnaht kuechli send ich dir.

Bisweilen sind die Buchstaben ungleich auf die Zeilen- (Strophen-) Anfänge verteilt: Ku—ni—gun—d (Wack. III 211), Vale—r—i—u—s (Valet will ich dir geben); hie und da stehen sie am Zeilenende (Telestichen), bisweilen muß man sie sogar aus der Mitte der Zeilen herauslesen (Simonis Scuttens Abendliedt, Wack. V 135). Bei den sogenannten Symbola ergeben die Anfangsworte der Strophen einen Spruch (Lang ist nit ewig, Wack. V 800, Befiehl du deine Wege). Die Glossenlieder bringen zu Anfang jeder Strophe je ein Wort eines lateinischen Spruches — etwa des englischen Grußes — und umschreiben und erklären es dann in deutschen Worten (Wack. II 771, 774, 776). — Alphabetische Lieder kommen schon im Alten Testament vor.[2]) Psalm 111 und 112 bestehen aus 22 Versgliedern, deren jedes mit einem

[2]) Vgl. dazu Löhr, Zeitschrift für alttestamentl. Wissensch., 1905. S. 173 ff.

Digitized by Google

neuen Konsonanten in alphabetischer Reihenfolge beginnt. In den „Klageliedern" (1, 2, 4) findet sich der neue Konsonant am Anfang jedes neuen Verses, bei Ps. 119, Klagel. 3 bei je drei Versen hintereinander. — Bei alphabetisierenden Gedichten wie Klagel. 5, Ps. 33 sind die Versanfänge zwar nicht alphabetisch bestimmt, aber die hebräische Buchstabenzahl 22 ist festgehalten. Die Vermutung, daß die alphabetischen Akrostichen ursprünglich von religiöser Geheimliteratur ausgegangen seien und man den Buchstaben und Buchstabenreihen magische Kräfte zugeschrieben habe, hat Dieterich ausgesprochen (vgl. hierzu und zum Folgenden Rheinisches Museum für Philologie 1901 S. 94 ff). Später ist nur die stilistische Kunstform übrig geblieben. Sie findet sich auch in dem wohl dem 11. Jahrhundert angehörigen Alphabetspruchbuch des Ben Sira (vgl. Kautzsch, Apokryphen und Pseudepigraphen I 240 f.). In den Amherst-Papyri (Grenfell und Hunt 1901, Fragment II) steht ein griechischer Hymnus von 25 Zeilen, deren jede aus drei Teilen gleichen Metrums besteht: jeder der drei Zeilenteile beginnt mit einem der Buchstaben des griechischen Alphabetes. Ein Marien-Abc dichtete Heinrich von Laufenberg (Wack. II 734). Mit je einem Buchstaben des Alphabetes fangen auch die 24 Strophen des Kirchenliedes „Allein auf Gott setz dein Vertrauen" (Wack. V 327) an. — Wir würden derartigen „Kunstformen" kaum mehr einen ästhetischen Wert zuerkennen; nur Walthers neckische Reimspielerei ist poetisch wirksam. — Auch wenn der Stoff selbst die Zahl der Verse und Strophen bedingt wie beim Fingerspiel (Das ist der Daumen) oder der Ammenuhr (vgl. des Knaben Wunderhorn), ist das Schlußmotiv im ästhetischen Sinne nicht organischer. Am lockersten ist die Komposition in den Aufzähliedern, von denen Montel und Lambert eine ganze Reihe gesammelt haben (Chants Populaires du Languedoc, Paris 1880): das eine berichtet, was die Liebste an jedem Tage der Woche zu Markte bringt, ein anderes zählt die Gaben auf, mit denen der Liebste sein Mädchen an jedem Tage des Mai erfreut, wobei die Zahl der geschenkten Gegenstände immer dem Datum entspricht (Chants Enumératifs XXXII u. XXXIV). Wäre diese Zahl nicht, so könnte die letzte Strophe ebensogut die erste sein: wir haben eine Reihe gleicher Teile ohne Differenzierung und organische Verbindung.

Diese beiden Dinge, Differenzierung und organische Verbindung, sind es, welche den Schluß zum Schluß im eigentlichen Sinne, zum organischen Schluß machen. Auch hier gibt es natürlich leise, keimartige Anfänge: ein Aufhören, weil der Gedanke ausgeführt, der Stoff er-

Digitized by Google

schöpft ist — aber dieser Ausklang ist doch eben ein solcher, ohne den das Ganze ästhetisch nicht bestehen kann. Viele ganz einfache epische Berichte, die sich nicht zu eigentlichen Geschichten (mit Spiel und Gegenspiel) auswachsen, endigen so. Ohne große Kontraste, bedeutende Steigerungen verläuft die Komposition fast in gleicher Linie; einige Abwechslung im Tempo wird durch ein paar retardierende Momente erreicht. Auch in der Lyrik ist ein solches einfaches Ausklingen bei lockeren Kompositionen, z. B. Kirchenliedern, häufig. Daß sich gerade solchen Dichtungen gern anorganische Schlüsse anfügen, liegt in der Natur der Sache.

Höher stehen die Schöpfungen, bei denen der Schluß, der ja das Ziel ist, zu dem die literarische Einheit hinstrebt, eine deutliche, seiner Eigenart entsprechende Ausprägung empfängt. Diese wird durch materiale und formale Mittel erreicht. Daß der Schluß in materialer Beziehung alles Kleine, Zufällige, Episodenhafte ausschalten und mit großen Mitteln auf große Wirkungen hinarbeiten soll, ist eine Forderung, die Gustav Freytag für den Schluß dramatischer Werke, besonders der Tragödie aufgestellt hat, die aber auch auf den Schluß im allgemeinen ihre Anwendung findet. Denn wenn bei dem ruhigeren Flusse epischer Dichtungen der Weg auch kaum weniger bedeutet als das Ziel, und wenn bei lyrischen Gedichten, die ihre Entstehung dem Bedürfnis danken, sich von einer leidenschaftlichen Erregung zu befreien, die größte Wucht dem Anfang eigen ist, so braucht der Schluß doch möglichst starke Mittel, um die Aufmerksamkeit der Hörer für den ästhetischen Eindruck des Ganzen wachzuhalten. Der Forderung der Ausschaltung des Zufälligen, Nebensächlichen entspricht auf formalem Gebiete die Erscheinung, daß der Schluß inbezug auf Rhythmus und Klang strengeren Regeln unterworfen ist als der Anfang. Dies gilt sowohl vom Schluß der Gesamtdichtung, wie von dem der Strophe und Zeile. In den indischen Rigveda-Hymnen findet Usener (Altgriechischer Versbau, Bonn 1887) das zweite Metron jedes Halbverses nach Maßgabe der Quantität jambisch gestaltet, während die vorausgehenden vier Silben nach Quantität und Rhythmus unbestimmt bleiben. „Das ist eine Behandlung des Verses, die uns auch in der klassischen Literatur durch die Senare und Langverse des älteren lateinischen Dramas vor Augen geführt wird“ (S. 57). Strengeren Regeln als der Anfang ist das Ende des Hexameters unterworfen. „Noch in der so fein entwickelten mittelhochdeutschen Metrik gelten verschiedene Lizenzen, die am Versende ausgeschlossen sind“ (R. M. Meyer, Ueber den Refrain, Zeitschr. für vgl.

Digitized by Google

Literaturgesch. I, 1). Die Nibelungenstrophe, nach Usener ursprünglich durchgehends in jeder Kurzzeile vier Hebungen aufweisend, „hält im abschließenden Halbvers die ursprünglichen vier Hebungen fest“ (S. 63 f.). — Den Klang am Ende bindet der Reim. Das letzte Wort bekommt ein Eigenleben, wie der Baum am Waldrand, dessen Silhouette sich klar vom Himmel abhebt, während die andern nur als Masse wirken. Durch den Reim sichern Shakspere und Schiller den Aktschlüssen ihrer sonst reimlosen Dramen eine stärkere Wirkung. Durch engere Reimstellung schließt die Stanze, die in ihrem ersten Teile neben den gebräuchlichen sechs auch wohl vier Zeilen gestattet (vgl. Schiller, Braut von Messina), ihre beiden Schlußzeilen fester zusammen. Der ungebundenen Rede fügt das Märchen, die Predigt zum Schluß gern ein kurzes Wort in gebundener Rede an. — Ist die gesamte Komposition formal gleichmäßig streng gebaut, so treten Kontraste anderer Art ein, die den Schluß herausheben. Dem längeren Versgliede folgt das kürzere (bukolischer Hexameter, hebräischer Klageliedervers), den längeren Zeilen die kürzere (sapphische Strophe), den längeren Strophen die kürzeren (Sonett). Auch Zeilenverlängerung tritt ein (Gudrunstrophe). „In der deutschen Poesie ist die verlängerte Schlußzeile (d. h. die Schlußzeile mit kurzem Anhang) eine ungemein häufige Erscheinung, die Scherer längst aus dem musikalischen Anhalten der Schlußzeile erklärt hat“ (R. M. Meyer, Ueber den Refrain). — In Rhythmus und Reimstellung weicht der Abgesang der Lieder von den beiden Stollen ab. Den kurzen Reimpaaren des Hans Sachs folgt am Schluß der Dreierreim, den gereimten Zeilen zur Abwechslung die reimlose Weise (Goethe, Totentanz; auch als Refrain: Chamisso, Gebet der Witwe). Das plattdeutsche Gedicht klingt hochdeutsch aus (Klaus Groth: Ol Büsum), das Kirchen- und das Studentenlied greift zu einem hebräischen, griechischen oder lateinischen Schlußwort (Halleluja, Kyrieleis, Edite, bibite &c). Der epische Bericht gipfelt in einer direkten Rede (vgl. Petsch, S. 26 f.). Zu einer Reihe von Vordersätzen bringt der Schluß den Nachsatz (Priamel), auf eine Reihe von Fragen die Antwort (Was ist des Deutschen Vaterland? vgl. die Reimantwort bei Goethe, West-Oestl. Divan VIII 36 und Faust II, Akt III, Faust und Helena). Die Musik nimmt das Drama bei seinen Schlüssen gern zu Hilfe (vgl. Shakesperes Hamlet, Coriolan, Timon von Athen, Viel Lärm um nichts).

Eine besonders wichtige Rolle spielt bei der Schlußmarkierung die Wiederholung, die insofern auch unter den Begriff des Kontrastes fällt, als sie als stark retardierendes Moment den sonst stetig fortschrei-

Digitized by Google

tenden Gedanken und Sätzen sich entgegenstellt. Als Parallelismus und als Refrain tritt sie uns am häufigsten entgegen. Beim Parallelismus wiederholt ein zweites Glied Satzbau und Sinn, meist wohl auch den Rhythmus des ersten, indem es dessen Wörter durch Synonyma ersetzt.

Er handelt nicht mit uns nach unsern Sünden
Und vergilt uns nicht nach unsrer Missetat.

Wir haben hier eine Urform poetischen Schaffens. Erst durch die Unterordnung des zweiten Gliedes unter das erste als sein Maß wird auch das erste Glied zur Kunst (vgl. Ehrenfeld, Studien zur Theorie des Reims 1. Teil, Zürich 1897). — Ueber den Ursprung des Refrain hat Böckel (1. Kap. der Psychol. der Volksdicht.) ausführlich gehandelt. Er weist nach, daß die heftige Gemütserregung, aus der volkstümliche Lieder geboren zu werden pflegen, sich zunächst meist in einem heftigen, oft unartikulierten Schrei oder Ruf äußert, an den sich dann einfache artikulierte Sätze schließen, die, immer und immer wiederholt, auch den Ruf wieder aufnehmen. Diese Rufe — artikuliert oder unartikuliert — erhalten sich in den späteren ausgeführten Gedichten als der in gewissen Zwischenräumen auftretende, einen Höhepunkt der Erregung bezeichnende Refrain. „Im altgriechischen Hochzeitslied gruppierten sich die Verse um den refrainartig wirkenden Ruf ἰὼ ὑμήν. Dieser alte Zuruf war der ursprüngliche Kern des Liedes.“ — In den Refrain stimmt die Menge ein, wenn der Sänger seine Strophe vollendet hat (vgl. Vom hohn Olymp herab). Als Ueberrest des unartikulierten Rufs wird man das (vor die Schlußzeile zurückgeschobene) tandaradei in Walthers Under der linden an der heide auffassen dürfen, dem ein musikalischer Charakter wohl ebenso eignet, wie dem Juvivallera der volkstümlichen Weise von Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein! oder dem Lalala von Schillers Mit dem Pfeil, dem Bogen. — Daß für die rhythmische Gliederung der poetischen Sprache, vor allem aber für die Strophenbildung der Refrain als eine poetische Urform von größter Bedeutung gewesen sei, sucht Meyer (Ueber den Refrain, Ztschr. für vgl. Literaturgesch. I, 1) nachzuweisen. — Als Kunstform hat sich der Refrain in mannigfacher Weise entwickelt. Als Zuruf der Hörer an den Sänger tritt er in Claudius' „Wenn jemand eine Reise tut“ auf. Neben dem einzeiligen (Morgen muß ich fort von hier) findet sich der zweizeilige (Wohlauf Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd) und mehrzeilige (Ein lustiger Musikante). Eine eigenartige Wirkung erzielt Liliencron in seinem „Gewitter“, indem er den Refrain:

Digitized by Google

Wo die roten Kühe grasen,
Wo die bunten Blumen blühen,
Wo die kleinen Vögel zwitschern,
Zwischen Hecken, zwischen Wiesen,
Zwischen Dorn und grünem Gras.

in unregelmäßigen Zwischenräumen bald im ganzen Umfang, bald tropfenweise einfließen läßt. Dem stets gleichen Refrain steht der am Schluß leise variierte (Laßt uns alle — laßt uns ewig Brüder sein), diesem der stetig variierte gegenüber, der am Schluß des Gedichts naturgemäß die stärkste Abweichung zeigt (Kennst du das Land). Die Abweichung steigert sich zum ausgesprochenen Gegensatz (Noch ist's nicht Zeit zum Heimagehn — jetzt ist es Zeit zum Heimagehn! Allgemeines deutsches Liederlexikon, Leipzig 1844, I, 145), oder der Refrain bleibt sich zwar dem Wortlaute nach gleich, bekommt aber durch starken Stimmungswechsel einen ganz anderen Ton (K. F. Meyer: Pergoleses Ständchen). „Gerade er ist ein wesentlich dramatisches Mittel; denn er wandelt seine Bedeutung mit dem Inhalt der Strophe, die er abschließt, während die Worte die gleichen sind: so kontrastiert er stark und deutlich, indem er durch das Wort die Erinnerung an die früheren Stationen wachruft, durch die Bedeutung die gegenwärtige Station ihnen gegenüberstellt, die einzelnen Stufen der Handlung. Er nimmt während des Vortrags zu an dunkler Tiefe und Schwere. Er ist gewissermaßen der Gradmesser für das innere Fortschreiten der Ballade und war sicherlich die Stelle, an welcher der Vortragende mit ganzer mimischer Kunst den dramatischen Gehalt des Momentes zum Ausdruck bringen mußte" (Wilhelm von Scholz, Gedanken zum Drama 1905). — Als ein verkürzter, beziehungsweise unentwickelter Refrain wird die Wiederholung empfunden, die nur den Vers*ausgang* umfaßt:

Die himmlische Freude war Petro bereit,
Durch Jesum uns allen zur Seligkeit, zur Seligkeit.
(Armer Kinder Bettellied aus des Knaben Wunderhorn.)

Durch die verkürzte Wiederholung des Versausganges erreicht das Echolied seine neckische Wirkung:

Ach, Andreas, heilger Schutzpatron,
Schenke mir doch einen Mann.
Sieh herab auf meinen Spott und Hohn,
Sieh mein schönes Alter an.
Krieg ich einen oder keinen?
Echo: Einen! (Allg. deutsch. Liederlex. I 7.)

Digitized by Google

Die Vorliebe für den Refrain mag ihren Grund darin haben, daß er als etwas Bekanntes einen Ruhepunkt gewährt, von dem man dann dem Neuen mit frischen Kräften zueilt.

Mit dem Refrain verwandt ist das Schlußmotiv der Rückkehr zum Anfang, das ebenfalls in einer Reihe von Variationen herausgearbeitet worden ist. Das „Lobe den Herrn, meine Seele" des 103. Psalms, Uhlands: Das ist der Tag des Herrn! schließen durch dieses Mittel die Komposition gleichsam zum Ringe zusammen. Der Schlußakkord wirkt naturgemäß kraftvoller, weil so manche inzwischen angeschlagene Saite bei ihm noch mitklingt. Kürzeren Abschnitten gibt die Umrahmung durch einen bedeutsamen Spruch einen eigentümlich quietistischen Charakter: „Meiner Seele sage: ich bin dein Heil. So sprich du, daß ich vermöge zu hören. Siehe, meines Herzens Ohren sind vor dir; schließ sie auf, und sprich zu meiner Seele: ich bin dein Heil." (Augustin, Konfessionen I, 5, vgl. X, 29, IX, 27.) — Der Anfangsstrophe entspricht die Endstrophe in Arndts Feuerlied, das Anfangswort dem Endwort in Rückerts Deutschem Blumengarten. Auch leise Variationen der Wiederholung kommen vor (vgl. Claudius, Hirtenabendlied). An die Ueberschrift knüpft der Schluß bei Uhland an: „Das ist des Sängers Fluch" (vgl. den Schluß von Shaksperes Ende gut, alles gut! und Calderons Für heimliche Beleidigung heimliche Rache). — In den durch die Schlegels aus Spanien eingeführten Glossen wird ein am Anfang gegebenes vierzeiliges Thema in der Weise wieder aufgenommen, daß jede der vier Strophen am Schluß eine der Zeilen des Themas in der ursprünglichen Reihenfolge bringt (vgl. Uhland: Süße Liebe denkt in Tönen). — Auch der Anfang der einzelnen Strophe wird vom Strophenschluß wieder aufgenommen (O Tannenbaum, o Tannenbaum). In seinem „Vater, ich rufe dich" benutzt Körner das Motiv der Anknüpfung des Endes an den Anfang stichwortartig auch für die Verknüpfung der einzelnen Strophen. Aehnlich hat Schnitzler im „Reigen" die Liebespaare zu einer Tanzrunde vereint: von den beiden Liebenden geht einer immer in die neue Szene über. — In Goethes „O gib vom weichen Pfühle" wird — mit leiser Variation — das letzte Zeilenpaar der vierzeiligen Strophen stets zu den umschließenden Zeilen der nächsten Strophe; die letzte Strophe ist durch dasselbe Motiv mit der ersten verbunden. Französische Aufzähllieder variieren gelegentlich die Strophen nur dadurch, daß der letzte der in jeder Strophe aufgezählten acht Gegenstände in der neuen Strophe an die erste Stelle rückt und so strophenweise weiter, bis in der neunten Strophe die ursprüngliche

Digitized by Google

Reihenfolge wieder hergestellt ist (Montel et Lambert S. 419 f.). Bei den Kettenkompositionen, die jede neue Strophe mit einem aus der Mitte der vorigen übernommenen Passus beginnen, fehlt häufig die Anknüpfung der letzten Strophe an die erste (vgl. J'ai fait une maîtresse M. et L., S. 544 ff.). Ihr Bau gleicht der Reimanordnung der Terzine, die, über sich selbst hinausweisend, durch den Reim in die folgende Strophe übergreift und mit einem überzähligen Verse schließen muß. — Wenn Kleist die Schlußszene des Prinzen von Homburg in absichtliche Parallele zu der Anfangsszene setzt, so will er durch das Mittel der äußeren Aehnlichkeit den Abstand, der die Szenen inhaltlich trennt, deutlich machen: wir sind wieder an derselben Stelle der Bahn angelangt, aber von einer ganz anderen Höhenlage sehen wir auf den Anfangspunkt herab (vgl. über den Refrain in der Ballade S. 377.)

Findet die Wiederholung des Anfangs am Schluß nicht in der ursprünglichen, sondern in entgegengesetzter Reihenfolge statt, so entsteht der chiastische Schluß, wie ihn zeilenweise Stolberg in: Süße, heilige Natur, laß mich gehn auf deiner Spur!", wortweise Heine in: Du bist wie eine Blume so hold und schön und rein" (mit Verzicht auf die erste Halbzeile) angewendet hat. Dasselbe Motiv bringt im großen das Kinderlied: „Es ging ein Bauer ins Holz". Findet hier Auf- und Abstieg in gleichem Tempo statt, so gibt es auch eine Reihe deutscher und französischer Kinderlieder, bei denen sich der Aufstieg strophenweise, der beschleunigte Abstieg zeilenweise vollzieht (Der Herr, der schickt den Jochem hin, er soll den Hafer schneiden; andere Beispiele bei Scherer, deutsches Kinderbuch und Montel et Lambert, Chants Pop. du Languedoc).

Für die Gestaltung des Schlusses in materialer Beziehung kommt es bei den Kompositionen, die — über das primitive Ausklingen sich erhebend — einem Höhepunkte zustreben, in erster Linie darauf an, ob dieser Höhepunkt mit dem Schluß zusammenfällt oder nicht. Stellt der Schluß den Abstieg nach dem Höhepunkte dar, so unterscheidet er sich meist dadurch von dem Vorhergehenden, daß er summarisch berichtet, während vorher alles ins einzelne ausgeführt war. Er klärt in großen Zügen über die weitere Entwicklung auf, trägt das Nötige über die Nebenpersonen nach u. s. w. Das Tempo verlangsamt sich, die Stimmung wird ruhiger. Und Isaak starb alt und lebenssatt und seine Söhne begruben ihn. — Sie lebten vergnügt bis an ihr Ende. — Ein bei derartigen Schlüssen häufiges Motiv ist die Wieder-

Digitized by Google

herstellung des ursprünglichen Zustandes: Dann kehrten sie in ihr Haus zurück und lebten wie zuvor, der Mann und die Frau und die Kinder (Frobenius S. 305).

Kehrt die Kompositionslinie hier auf das Anfangsniveau zurück, so daß sie einer langsam ansteigenden Welle, die dann schnell abebbt, gleicht, so bringen andere Kompositionen ein stetiges — wenn auch durch Temposchwankungen differenziertes — Aufsteigen zu dem Höhepunkt, der mit dem Schluß zusammenfällt. Eine solche Pointenkomposition ist Grimms Märchen von dem, der auszog, das Fürchten zu lernen: „Ja, nun weiß ich, was Gruseln ist!" Oft ist das Schlußwort epigrammatisch zugespitzt: „Greis, im Frühling brech ich Rosen" (Uhland). Es besteht in einem Witzwort, einer geistreichen Antwort (Sacchetti, le Novelle, 72, 41). Es bringt den Hauptgedanken zum Ausdruck:

Das süßeste Glück für die trauernde Brust
Nach der schönen Liebe verschwundener Lust
Sind der Liebe Schmerzen und Klagen.

Es wird zur Sentenz:

Das Leben ist der Güter höchstes nicht.
Der Uebel größtes aber ist die Schuld.

Es empfängt sprichwortähnliche Prägung:

Wer geringe Dinge wenig acht't,
Sich um geringere Mühe macht.

Liegt hier der Uebergang ins Lehrhafte nah, so wird an andern Stellen durch das Hineinziehen religiöser Momente dem Schluß ein besonderer Nachdruck gegeben. Mit einem göttlichen Befehl schließt Uhlands Ver sacrum, mit einer Verheißung die Sündflutgeschichte. Andere Dichtungen klingen in Prophezeiung, Mahnung, Gebet, Gelöbnis, Fluch oder Segenswunsch aus. — Mit der Erregung der Affekte der Zuhörer für oder gegen den Angeklagten schließt der sonst im wesentlichen rekapitulierende Epilog antiker Gerichtsreden. In einem lebhaften Ausruf bricht in lyrischen Gedichten die Sehnsucht, die Freude, die Klage mit elementarer Gewalt am Schluß hervor:

Eia, wärn wir da!
Liebe, Liebe, laß mich los!
O mög ihn der Himmel bewahren!
Lange müsse ich leben darinnen!
Vorüber, ihr Schafe, vorüber —
Dem Schäfer ist gar so weh.

Digitized by Google

Erstirbt hier die Klage im Weinen, so steigert sich die Freude im Trinklied zum Jauchzen, die Fröhlichkeit im Spottlied zum Lachen (der Bauer hat ein Taubenhaus), die Kampflust zum Hurra (Körners Schwertlied). Mit Miriams Siegeslied schließt die Erzählung von Israels Zug durchs Schilfmeer:

Groß ist Jahve und hoch erhaben:
Roß und Reiter hat er gestürzt in das Meer.

Sehr wirksam ist auch beim organischen Schluß das plötzliche Aufnehmen persönlicher Beziehungen zum Helden oder zum Publikum.

Hirtenknabe, Hirtenknabe,
Dir auch singt man dort einmal!

Oft kleidet es sich in die Form einer rhetorischen Frage:

Braucht es da noch großer Dinge
Dich zu preisen, Frühlingstag?

Ans Publikum wendet sich der glückliche Liebhaber in Goethes „Amor als Landschaftsmaler":

Da nun alles, alles sich bewegte,
Bäume, Fluß und Blumen und der Schleier
Und der zarte Fuß der Allerschönsten,
Glaubt ihr wohl, ich sei auf meinem Felsen
Wie ein Felsen still und fest geblieben?

War's möglich, daß ich weiter spann? fragt die fleißige Spinnerin, die der stürmische Liebhaber „so rot wie Feuer" geküßt hat (J. H. Voß). Mit einer Scherzfrage schließt der Dichter, der den Jäger belauscht hat, der nicht schießt, und die Fischerin, die nicht fischt: „Nun sagt mir, ihr Leut, was soll das sein?" (Kuriose Geschichte, Liederbuch des Jungbrunnen, Band 9.) Ernstere Töne klingen in Lenaus Werbung an:

Ahnen sie des Jünglings Ehre?
Ahnen sie sein frühes Grab?

Die rhetorische Frage wird zur wirklichen: Lebt mein Schatz oder ist er tot? (Jetzt gang i ans Brünnele).

Ist es der Nachklang meiner Liebespein?
Soll es das Vorspiel neuer Lieder sein?

(Pause. W. Müller.)

Digitized by Google

Unlösbar sind diese Fragen nicht: die Zeit wird die Antwort bringen. Das gilt auch für die ungelöste Frage, mit der Klopstock seine Ode Die beiden Musen schließen läßt: Die Zukunft nur kann entscheiden, ob die britische oder die deutsche den Sieg erringen wird; wir sehen nur den Staub, den ihre eiligen Füße im Wettlauf aufwirbeln. — Problematisch im eigentlichen Sinne erscheinen hin und wieder die Schlüsse moderner Dramen, zu denen Björnsons Ueber die Kraft und Hauptmanns Versunkene Glocke zu rechnen sein dürften. Der Dichter eröffnet uns am Schluß gleichsam den Blick in ein psychologisches und poetisches Neuland, das wir als über dem Niveau des Helden und der Dichtung liegend empfinden, und die Frage ist nun, wieweit der Dichter selbst sich über dieses Neuland klar ist und wieweit wir uns darin zurechtzufinden vermögen. Selbstverständlich ist gerade das Rätselhafte, Ahnungsvolle künstlerische Absicht.

Während die Komposition der zuletzt behandelten Dichtungen meist eine gegen den Schluß immer rascher aufsteigende Linie darstellt, erreichen andere Pointenkompositionen dadurch eine besondere Wirkung, daß sie vor dem letzten Anstieg einen starken Einschnitt, eine Pause machen, durch die das prägnante Schlußwort noch größere Wucht erhält.

Halb zog sie ihn, halb sank er hin —
Und ward nicht mehr gesehn.

(vgl. Erlkönig, Uhland, Das Schloß am Meer.)

Eine äußerst lebhafte und spontane Wirkung erzielen die *überraschenden* Schlüsse, bei denen die Kompositionslinie im letzten Augenblick unvermutet nach einer anderen Richtung abgelenkt wird. In der grandiosen Amosrede (Kap. 1 u. 2) lockt der Prophet bei einem großen religiösen Feste durch eine Reihe von Flüchen über Israels verhaßte feindliche Nachbarn das Volk immer näher, immer zahlreicher zu sich — um ihm selbst dann im letzten Augenblick den grimmsten Fluch entgegenzuschleudern. — Das Gegenstück dazu ist Jesaias 6, wo Jahve in leidenschaftlichem Zorn sein Volk zu verheeren droht wie einen gefällten Wald, von dem nur die elenden Stümpfe übrig bleiben, und wo im Schlußwort dann doch ein leiser Hoffnungsschimmer aufdämmert: Ein heiliger Same wird dieser Stumpf sein! — Häufiger ist eine komische Wirkung beabsichtigt. Lafontaines Kunst läßt uns Pierrettes Träume mitträumen, und als der Milchtopf plötzlich in Scherben daliegt, sind wir ebenso außer Fassung wie sie selber. Als ein Wucherer entpuppt

Digitized by Google

sich am Schluß Horazens begeisterter Lobredner auf die idyllischen Freuden des Landlebens. Heines „Fräulein am Meere“ arbeitet mit ähnlichen Mitteln. Eine Vorliebe für überraschende Schlüsse hatten die Romantiker. Die Ironie, die Erhebung über den Stoff nicht bloß, sondern auch über die ästhetische Form und die vom Dichter selbst geschaffene Stimmung, ward ihnen zum Kunstprinzip. Friedrich Schlegel sah ihr Wesen in einer „steten Selbstparodie“ und nannte sie die freieste aller Lizenzen, „denn durch sie setzt man sich über sich selbst weg, und doch auch die gesetzlichste, denn sie ist unbedingt notwendig“ (Lyzeum II, 161 und 143). Tiecks Märchendramen waren die Praxis dieser Theorie. Der „Gestiefelte Kater“ ist voll von jener Selbstironie, „mit welcher der Dichter jeden Augenblick sich selbst unterbricht und, in den Spiegel seiner eignen Laune lachend, sein Werk nur zu bilden scheint, um das gebildete wieder zu zerstören“ (Haym, Romant. Schule S. 101).

Durch plötzliches Abbrechen erzielen andere Kompositionen eine besondere Schlußwirkung. „Ein Wörtlein wollt ich lallen — da ging das Rad nicht mehr.“ Oft tritt dieses Abgebrochene auch rhythmisch in der Verkürzung der letzten Zeile hervor:

Das Alphorn hört ich drüben wohl anklingen;
Ins Vaterland mußt ich hinüberschwimmen.
Das ging nicht an!

(Zu Straßburg auf der Schanz.)

Wie oft habe ich deine Kinder sammeln wollen,
Wie die Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel —
Und ihr habt nicht gewollt!

(Luk. 13, 34—35.

Nur ein scheinbares Abbrechen ist es, wenn im modernen Drama der Vorhang mitten in der Situation fällt: das für die dramatische Wirkung Notwendige ist aus der Situation zuvor herausgeholt worden. Ebenso lassen legendarische Erzählungen, die den epischen Stoff nur zur Veranschaulichung einer Tendenz benutzen, diesen Stoff fallen, sowie er seinen Zweck erfüllt hat (vgl. die Legende von Jonas).

Als ästhetische Notwendigkeit und somit als organisch erweisen sich eine Reihe von Schlüssen, deren starker Kontrast zu dem Vorausgehenden sie zunächst als anorganisch erscheinen lassen könnte. In Goethes Alexis und Dora, Schillers Größe der Welt ist der Stoff — hier der Versuch, das Weltall auszumessen, dort die Qualen eines liebenden

Digitized by Google

Herzens mit ihrem steten Wechsel von Trauer, Sehnsucht, Jubel, Eifersucht, Verzweiflung, Zorn, Seligkeit zu schildern — an sich endlos. Aus eigner Macht muß darum der Dichter, in dessen reiner Hand „das Wasser sich ballen" soll, einen Einschnitt schaffen. „Kühne Seglerin, Phantasie, wirf ein mutloses Anker hie!" ruft Schiller schwindelnd seinem Genius zu, und Goethe mahnt: „Nun, ihr Musen, genug." — In Goethes Auf dem See folgt nach dem Auf und Nieder der ersten beiden Strophen mit ihrem Kampf von Freiheitsdurst und Liebessehnen eine scheinbar unvermittelte Schlußstrophe, in der das Ich ganz verschwunden ist. Es ist der Augenblick der Ermattung, in dem die stillere Seele, sich selbst vergessend, den Eindrücken der friedlichen Außenwelt offen steht: ein Wellental, aus dem freilich nur zu bald eine neue Welle emporschäumen wird. — Nicht sowohl eine Befreiung vom Stoff, der in sich durchaus geschlossen ist, als vielmehr von der mit demselben untrennbar verbundenen düsteren Stimmung bringt der Schluß von Goethes Euphrosyne. Die leidenschaftliche Trauer um den Tod der Frühentrißnen darf nicht das letzte Wort behalten: „über dem Wald kündet der Morgen sich an". Aus einem ähnlichen Bedürfnisse dürften die letzten Zeilen des Tasso zu erklären sein. Dem Künstler Goethe waren diese Schlüsse notwendig: wer die Welt als Schönheit empfindet, schließt nicht mit einer Dissonanz. Wie allgemein menschlich derartige Bedürfnisse sind, beweist der Volksgesang. Auch bei ihm schließt sich an das ernste Lied „gern eine lustige Strophe, ein frisch herausgesungenes Sätzchen an, das wie ein munterer Ausklang versöhnend und erheiternd auf die Stimmung wirken soll und wirkt. Man nannte sie in Oberhessen „Trabdellieder". Ein Vierzeiler aus dem Vogtlande rechtfertigt diesen kurzen humoristischen Nachgesang:

Wenn áner áns gesunge hat,
Dô gehört á lustigs drauf."

(Böckel, Psych. der Volksdicht. 324.)

Im Volksgesang mit seiner lockreren Komposition wirken solche Schlüsse naturgemäß anorganisch.

Wenn im allgemeinen die Regel gelten wird, daß Kompositionen, die einem organischen Schluß zustreben, künstlerisch höher stehn als Dichtungen mit lockrem Aufbau, die sich auch mit einem anorganischen Schluß begnügen oder ihn wenigstens als Zugabe dulden, so gibt es auch eine Reihe von Kompositionen, die nicht aus Mangel an dichterischem Können, sondern in der bewußten Absicht, gerade dadurch eine be-

Digitized by Google

sondere Wirkung zu erzielen, auf den festen Schluß verzichten. Eine komische Wirkung erstreben durch ihre Endlosigkeit die Vexierlieder mit dem Rat: Und wer das Lied nicht weiter kann, der fang es wieder von vorne an. Oder:

:,: Das neue Lied, das neue Lied,
Von dem versoffnen Fahnenschmied!
Und wer das neue Lied nicht kann,
Der fang es heut zu lernen an! :,:

Im Grimmschen Märchen erlaubt der Fuchs den Gänsen, die er verzehren will, noch ein Gebet, „daß sie nicht in ihren Sünden sterben"; da betet die erste ga ga! Die zweite fällt ein und bald gackern sie alle zusammen: „Und wenn sie ausgebetet haben, soll das Märchen weiter erzählt werden; sie beten aber alleweile noch immer fort". Wird hier das Moment der „letzten Spannung" in Permanenz erklärt, so ist bei einer Reihe von Gedichten die Schlußlosigkeit dadurch bedingt, daß sie als Begleitung zu einer rhythmischen Bewegung oder einer Handlung gedacht sind, deren Dauer unbestimmt, jedenfalls von dem Liede nicht abhängig ist, sondern eher dieses bestimmt: das Wiegenlied ist zu Ende, wenn das Kind eingeschlafen, das Spinnlied, wenn der Rocken abgesponnen ist (vgl. dazu M. et L. S. 6 u. 393). Das Menuettliedchen (Als ich noch im Flügelkleide) ist freilich durch die feste Tanzfigur bestimmt, und auf der Bühne erleben wir es, daß mit den letzten Tönen des Marschliedes auch die Tritte der Soldaten verhallen (Faust: und die Soldaten ziehen davon — vgl. Eichendorff: Die Spielleute; Liliencron: Die Musik kommt); aber im wirklichen Leben muß das Marschlied es sich gefallen lassen, daß es durch beliebig viele neu hinzugedichtete Verse, lustige Einschiebsel ins Endlose verlängert wird (vgl. das Lied auf Hans von der Wehr, Uhland Volkslieder Nr. 204 und dazu Böckel S. 379, Anm. 5). Aehnlich geht es den Rundgesängen (Freut euch des Lebens). Ab und zu findet sich auch wohl ein fester Schluß:

Pinkebank! Habt großen Dank!
Jetzt ist es Zeit zum Trinken.
Nach der Arbeit ist gut ruhn
Und ein andrer pinke nun.
Ich hör auf zu pinken.

(Allg. deutsch. Lieder-Lex. III, S. 55).

Digitized by Google

Wenn hier der gute Trunk als eine freundliche Zugabe erscheint, ist er bei andern Gedichten das Ziel, dem sie zustreben — ein Ziel, das freilich jenseits der literarischen Einheit des Liedes liegt, dessen Ende also über sich selbst hinaus ins lebendige Leben weist. Während die vorhin erwähnten Lieder die Handlung begleiten, leiten diese eine Handlung ein. Der organische Schluß ist das Klingen der Gläser, das Schlürfen des Weins:

Wir aber füllen die Gläser
Und trinken im goldnen Saft
Uns deutsches Heldenfeuer
Und deutsche Heldenkraft!

(Geibel, Rheinsage.)

Reiter-, Jäger-, Soldatenlieder zeigen das gleiche Motiv: Wohlauf Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd — Auf, auf zum fröhlichen Jagen! Auch das von einer Handlung zur andern überleitende Lied weist über sich selbst ins Leben hinaus:

Jetzt kann i nimmer singe,
Mein Hals tut mir weh.
Und i werd emol trinke
's wird glei besser geh.

(Elisabeth Marriage, Volkslieder aus der badischen Pfalz, Nr. 269). Schließt das Lied eine Handlung ab, so ist der Schluß natürlich fester (Uhland, Metzelsuppenlied). Daß auch das ausgesprochene Schlußliedchen nicht vom Schluß allein leben kann, zeigt das fränkische Volkslied:

Aus ist das Liedchen!
Wär ich bei meim Liebchen.
Wenn ich schon nicht bei ihm bin,
Steht doch mein Sinn dahin.

(Allg. dtsch. Lieder-Lexikon I, S. 72; vgl. auch Marriage Nr. 268.)

Andere Gründe sind es, welche die eigenartige Schlußlosigkeit so mancher modernen Dichtung hervorgerufen haben. Der Dichter will ein — nach ästhetischen Gesetzen gestaltetes — Bild des Lebens geben, und dies Leben steht dem Modernen als ein so beständig Fließendes, stets sich Wandelndes, Relatives vor der Seele, daß er auch in der Welle vor allem den Strom sieht, den Wechsel mehr als die Dauer im Wechsel. Diese Weltanschauung, der alles Geschlossene eng, klein, un-

Digitized by Google

wahr scheint, prägt auch den poetischen Kompositionen den Stempel auf, und der Schluß als der von Natur festeste Teil des Gefüges zeigt diesen Einfluß naturgemäß am deutlichsten. Daß langsam Erarbeitetes, Festgewordenes sich wieder löst, Klares sich verdunkelt, ist ein Stilgesetz, das die bildende Kunst deutlich zeigt. Auch die Formen des poetischen Schaffens ähnlichen Wandlungen unterworfen zu sehn, ist an sich nichts Befremdliches, in einem Zeitalter, das für Essay und Skizze eine so große Vorliebe zeigt, daß man sie als die ihm charakteristischen Stilformen bezeichnen könnte, fast eine Notwendigkeit. Niemand wird darum glauben, daß die Schlüsse nun bald der Vergangenheit angehören werden. Denn wie in der bildenden Kunst die älteren Stilformen noch lange neben den neuen lebendig bleiben, so ist es auch in der Poesie, und der gelockerte Schluß wirkt zudem nur, solange er als eine Abweichung von dem Normalen empfunden wird: seine Verdrängung ist durch dasselbe Gesetz der Abwechslung bedingt, das ihn hervorgerufen hat. Er hat auf formalem Gebiet seine Analogie im Enjambement, bei dem durch das Uebergreifen des Sinnes und grammatischen Gefüges in die nächste Zeile oder Strophe der normale Zeilen- oder Strophenschluß verundeutlicht wird, wobei nicht zu vergessen ist, daß dies Kunstmittel in der romanischen und besonders in der antiken Kunst viel häufiger ist als bei uns — wohl weil dort in größerem Maße die Fähigkeit vorhanden ist, die Form rein als Form zu genießen, so daß ihre Verdumpfung durch den Sinn kaum empfunden wird.

Es wäre verfrüht, eine Geschichte des Schlusses schreiben zu wollen. Doch lassen sich immerhin einige Hauptpunkte der Entwicklung feststellen. Das Bedürfnis nach einem festen Schluß ist im Anfang stark. Da aber die Fähigkeit fehlt, ihn durch die inneren Mittel der Komposition mit der gewünschten Nachdrücklichkeit herauszuheben, so nimmt man seine Zuflucht zu äußerlich angefügten unorganischen Schlüssen. Allmählich lernt man den Schluß so herausarbeiten, daß er den genügenden Nachdruck auf Grund innerer Mittel erhält: er wird zu einem organischen, integrierenden Bestandteil des ästhetischen Ganzen und differenziert sich von dessen übrigen Teilen. Inhaltliche Steigerung und formale Kontrastierung sind die Hauptmittel. Innerhalb der Schlüsse selbst herrscht größte Mannigfaltigkeit und auch jedes einzelne Schlußmotiv wird in mannigfaltigster Weise durchgebildet.

Digitized by Google

Die Entwicklung des Schlusses hängt naturgemäß aufs engste mit der Entwicklung der poetischen Stilformen überhaupt zusammen, und diese ist ihrerseits mit bedingt durch die Wandlungen, denen die Stoffe unterworfen sind (vgl. die Wendung ins Komische, die der für das alte Hildebrandslied vorauszusetzende tragische Schluß in dem späteren Volksliede erhalten hat). Die Erforschung der Frage, für welche Schlüsse bestimmte literarische Kulturepochen oder bestimmte Völker besondere Vorliebe zeigen, würde uns in das Wesen literarischer Entwicklungen und in die Psyche der einzelnen Völker tiefere Einsicht gewinnen lassen.

Druck von J. S. Preuß, Königl. Hoflieferant, Berlin S., Dresdenerstraße 43.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Delbruck-Festschrift.
Widener Library 004584871
3 2044 087 952 016